54.22.5

Harvard College Library

BOUGHT FROM THE
ANDREW PRESTON PEABODY
FUND

BEQUEATHED BY
CAROLINE EUSTIS PEABODY
OF CAMBRIDGE

Weibliche und männliche

Charaktere.

Weibliche und männliche

Charaktere.

Von

F. Gustav Kühne.

Lincke

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von Wilh. Engelmann.
1838.

(51)

49554.22.5

HARVARD COLLEGE
MAR 28 1938
LIBRARY
Peabody Fund

Inhalt.

VIII. Shakspeare als Mensch und Lyriker 1
IX. Shelley 81
X. Leopold und Otto. Ueber den Anfang im Philosophiren und über Sophistik im Denken und Sein. Ein Dialog 119
XI. Deutsche Lyriker 161
XII. Charaktere aus Rahel's Umgang 217
XIII. Charaktere nach Handschriften 239
XIV. Der Zeitgeist auf Reisen 263
XV. Der Zeitgeist in Bildern 347
XVI. Christen und Juden 367

VIII.

Shakspeare

als

Mensch und Lyriker.

„Sind denn nun aber der Genius, sein Urſpung und ſein Walten erkannt, wenn ſie mit den Erſcheinungen geſchichtlichen Herganges in Reih und Glied geſtellt werden? Das Tiefſte und Größte des Menſchengeiſtes hebt ſich aus dem Schooße des Geheimniſſes, wie ſein phyſiſches Daſein: und es iſt und bleibt ſtets merkwürdig, daß, trotz der wißbegierigſten und liebevollſten Forſchungen, im äußern Leben wahrhaft großer, Göttliches offenbarender Geiſter ſo viele Lücken bleiben; als ſollte nur des Geiſtes Walten und Sein zur Sprache kommen, und der Weltgeiſt ſpottete des Buchſtabirens der Menſchen, denen er lieber das Wort gönnen ſollte."

Allerdings, wir buchſtabiren nur an der Größe des Briten. Und ſo lange ſich dem Schooße des Geheim-

niſſes, in welchem ſeine Perſönlichkeit verſteckt liegt, nur fragmentariſche Winke abgewinnen laſſen, bleibt mancher Zug ſeines Geiſtes, manche Stimmung des Menſchen in ihm, ein Räthſel. Man hatte ſich, ſobald die Bekanntſchaft mit Shakſpeare in Deutſchland begann, gar bald daran gewöhnt, bei dem Anſtaunen ſeiner dramatiſchen Werke auf die Kenntnißnahme der Perſönlichkeit ihres Schöpfers zu verzichten. Und in der That ſtiegen auch dieſe Werke einer wunderbaren Zeugungskraft wie ſtahlummauerte Rieſenſchlöſſer vor uns auf, bei denen die gewiſſeſte Zuverſicht ihres thatſächlichen Daſeins doch nichts an dem Glauben ihrer feenhaften Geburt ſchmälert. So in ſich feſtgefugt erſcheinen dieſe Gebilde, nicht blos Spiegel einer Welt, ſondern objective Welten ſelber, die ſich um eigene Axen drehen, während der Geiſt, der ſie ſchuf, in ſeiner Verklärung ſich ſelbſt vergeſſend, nur um ſeiner Geburten willen vorhanden, auf das buntbewegte Leben ſeiner Geſtaltungen ſtill ſelig herabſchaut. Es war unerhört, Dichterwerke zu ſehen, die ſo viel ſelbſtſtändige Schwerkraft verriethen, in ſich ſelbſt ſo viel eigene Um-

ſchwungsgeſetze hatten, und ſo abgelöſt daſtanden von der Perſon des Schöpfers. Außer den homeriſchen Geſängen und dem Nibelungenliede kannte man in der Literatur aller Völker kein bezügliches Beiſpiel dieſer Art, und von dieſen Geſängen weiß man, daß ſie, einer Kindheitsepoche menſchlicher Entwickelung angehörig, mehr dem Geiſte der Nation als der Dichtungsweiſe eines Einzelnen zuzurechnen ſind. Sonſt hatte man keine Dichtung vergleichsweiſe zu nennen, bei der man ſo ſehr über dem Werke deſſen Schöpfer vergeſſen durfte. Ueberall ſonſt in poetiſchen Spiegelbildern objectiver Weltzuſtände war die Perſon des Dichters mit ſeinen Geburten zu confrontiren, und in der Geſchichte ſeines Lebens dies und jenes Motiv ſeines Dichtens zu finden; in der Kenntnißnahme ſeiner eigenſten Zuſtände und Situationen als Menſch lag oft der Anreiz, der beſtimmende Beweggrund und die geheime oder offenkundige Quelle ſeines Schaffens. Dieſe Shakſpeare'ſchen Dramen erſcheinen aber in der That wie ein Univerſum, hinter deſſen ſelbſtkräftigem Leben ein Gott ſeine Perſönlichkeit verläugnet.

Seit Schlegel's Verdeutſchung laſen wir dieſe Dichtungen wie Werke unſerer eigenen Literatur. Unſere zwei größten productiven Köpfe, die ſich's beikommen ließen, eine deutſche Nationalbühne zu geſtalten, traten verſuchsweiſe in die Fußtapfen des Briten und ließen es bei den Experimenten jugendlicher Nacheiferung bewenden, ohne dieſe anfänglich eingeſchlagene Bahn weiter zu verfolgen. Epiſche Behäbigkeit, lyriſche Genußliebe und metaphyſiſche Gelüſte, in denen der Nationalſinn der Deutſchen ſeine angemeſſenſte Befriedigung fand, hielten Goethe und Schiller ab, der deutſchen Poeſie einen echt dramatiſchen Styl zu ſichern, wie er ſich in der engliſchen Literatur wirklich geſtaltet hatte, ſo daß Shakſpeare ihn bereits vorfand, nicht ſein erſter Schöpfer, ſondern ſein Vollender war. Eine deutſche Schauſpielkunſt bildete ſich an der britiſchen Muſe zu einer großartigen Bedeutſamkeit, die nur nach dem Maße, als Shakſpeare auf der Bühne eine ſeltene Erſcheinung wurde, wieder verſchwinden konnte; aber unſere ſteigende Bekanntſchaft mit Shakſpeare's Geiſt und Körper half unſerer dramatiſchen Production nicht auf,

und Tieck, vor dem Publicum als der genaueſte Kenner und Freund des Briten längſt anerkannt, hatte eine ganze Reihe dramatiſcher Gedichte geſchrieben, die eher das Gegentheil von dem zur Erſcheinung gebracht, was er ſpäter theoretiſch an dem Meiſter bewundert. In der That blieb denn auch für die liebe Deutſchheit nur das theoretiſche Erkennen, nicht das productive Heraufbilden, nur der Genuß übrig, der ſich freilich bald auch nur auf die ſtille Lectüre beſchränkt ſieht, wenn das deutſche Theater ſeiner gänzlichen Verwahrloſung weiter entgegengeht. In letzter Zeit ſchienen Immermann, und in gleicher Wahlverwandtſchaft des Geiſtes Grabbe einen neuen vollkräftigen Anlauf zu nehmen, um der deutſchen dramatiſchen Literatur nach Maßnahme der britiſchen die längſt erſehnte und oft, aber immer vergeblich, angeſtrebte Richtung und eine hiſtoriſche Baſis zu geben, auf welcher das Nationalbewußtſein einer Spätzeit ſich an der gediegenen Kraftfülle großer Vergangenheiten ſtählt und ergötzt. Immermann's und Grabbe's Producte gaben nur das Abc der Shakſpeareſchen Weisheit, die, genau genommen, gar keine ſpe-

culativ gepflegte und gehegte Weisheit ist, vielmehr ganz lebensgetreu und naturwüchsig als das ungenirte Ausgepräge eines in seiner ganzen Fülle und Größe sich erfassenden Nationalgeistes sich hingibt. In diesem einfachen Umstande liegt die ganze complicirt erscheinende Tiefe und Größe dieses Shakspeare; er war nicht blos ein großer Einzelmensch, wie man in Deutschland große Einzelmenschen findet, er war auch der Sohn einer großen Nation, der unbewußte Erbe ihrer geistigen Thatkraft, das getreue Organ einer in nationeller Gesammtentwickelung begriffenen Zeit, die wie mit einem Januskopfe begabt, rückwärts auf die hinter ihr liegende naturmächtige Fülle des Mittelalters gewandt erschien und vorwärts in die eroberte Klarheit des protestantischen Bewußtseins blickte.

An dieser Schwelle einer Pforte von alter zu neuer Zeit steht Shakspeare's Muse; eine Zionswächterin, stellt sie einem neuen Jahrhunderte die Schätze der verschwundenen zu Genuß. An protestantischer Klarheit fehlte es den Deutschen wohl nicht, wenigstens nicht am Ende des vorigen Jahrhunderts, das die Wiege

ihrer Literatur war; auch Mittelalter hatten wir hinter uns und neben uns genug; man konnte auf ſeine kläglich verſpäteten Ruinen ſogar mit Fingern weiſen, aber unſere Klarheit hatte ſich von unſerer Fülle gleichgültig geſchieden, Proteſtantismus und Katholicismus hatten ſich wie Licht und Materie getrennt, jenes fror, wie die Sonne friert, dieſe blieb warm, aber dunkel in dicker Erdatmoſphäre. Ein dreißigjähriger Krieg, der viel länger dauerte, als ſeine Zahl beſagt, hatte die Deutſchen um das Bewußtſein ihrer Einheit gebracht; nicht blos ein Norden und Süden, ein Oſten und Weſten, hundert miſerable Weltgegenden etablirten ſich im deutſchen Leben, das bald wie eine magnetloſe Windroſe, bald wie eine buntgeflickte Narrenjacke ausſah, der die Nähte ſchmachvoll auseinandergingen. Wenn der Geiſt nicht mächtig genug bleibt, ſich ſeinen Körper und ſein Gewand zuſammenzuhalten, wie konnte es einzelnen Schneidermeiſtern gelingen, das unrettbar Loſe zu einen! Es hat an dieſer auseinandergelaufenen Nationalität Mancher herumgeſchneidert, und ſich dabei blos in die Finger geſtochen. Es war der Nation im Ganzen und

Großen die Befähigung ausgegangen, das Bewußtſein ihrer einheitlichen Perſon feſtzuhalten und ſie als Geſammtgeſtalt weiter zu gliedern, wie es der Geiſt moderner Jahrhunderte erheiſchte. War der Baum ſchon im Stamme zerſpalten, wie ſollte ſich da die Blüthe, als Inbegriff des Süßeſten, entwickeln, und ſeine Säfte erzeugen! Shakſpeare aber war nichts als der Kern deſſen, was ſeine Nation geweſen, ihr Tiefſtes und Höchſtes, ihr Geheimſtes und Offenbarſtes genießt ſich in ihm, ſein Genius entſtieg ſeiner Volksentwickelung ganz naturgültig, wie der Schmetterling der Puppe. Eine Literatur kann nur in gleichem Maße mit dem volksthümlichen Leben vielſpältig, zerriſſen und in ihrem vollwüchſigen Gedeihen als Abdruck innerer Zuſtände behindert ſein. Es gibt in aller Zeit und Räumlichkeit keine Literaturentwickelung, die, wie die deutſche, gleich ſehr zerſpalten und verſchleppt wäre. Was wir unſere literariſchen Koryphäen nennen, iſt ein buntſcheckiger Complex der verſchiedenſten Geiſtesrichtungen, der abnormſten Studien, der entlegenſten Speculationen, der haltungsloſeſten, in ſich verarmten Ichheit

des Subjects. Jener machte franzöſiſche Toilette, dieſer tauchte Herz und Hand in ſpaniſchen Blumenſchmelz, ein Dritter glaubte ſich als Verskünſtler italieniſcher Maaße einen nationalen Dichter, oder vergaß im Anſchauen der griechiſchen Götterbilder das heimiſche Intereſſe, wenn er nicht gar mit Herz und Sinn im Oriente ſchwelgte und mit Bülbül koſ'te. Große Köpfe, große Fähigkeiten, große centrifugale Richtungen, aber alle ohne die pedale Nationalkraft, in deren Schooße Shakſpeare ſaß und brütete. Schiller und Jean Paul, die deutſcheſten der Deutſchen, waren weit größere Menſchen als glückliche Dichter und Bildner deſſen, was in der Tiefe ſchlummert, aber herausgeſtaltet ſein will zu einer klaren ſichern Welt voll Wirklichkeit. Wer ſonſt von den deutſchen Heroen, wie Goethe theilweiſe und ohne Stetigkeit der Richtung, deutſch aus deutſchem Holze ſchnitt, gab nichts weiter, als das entfaltete Schauſpiel einer großen Perſönlichkeit, die ſich nicht ungerächt aus dem Verbande volksthümliches Geſammtbildung löſt. So ſteht Shakſpeare in der That einzig da; in ſeiner charaktervollen Einfachheit, in der Conſe-

quenz ſeiner feſten Phyſiognomie liegt das Wunder dieſer Erſcheinung für uns vielfach zerriſſene und zerſtückelte Deutſche. Seine dramatiſchen Geburten ſind Geburten ſeines Nationalgeiſtes, er hat nie etwas anders geſchaffen, erſtrebt und geſagt, was nicht der Genius Englands, wäre er noch einmal in anderer Geſtalt als in Shakſpeare perſönlich geworden, ebenfalls geſchaffen und zum Ausſpruche ſeines tiefſten Weſens entfaltet hätte. Hierin liegt das Räthſel ſeiner naturgemäßen Größe, die eine Eintrachtsgeburt ſeiner ſelbſt und ſeines Nationalgeiſtes war, ſo daß wir „Narren der Natur" dieſe Geiſtererſcheinung ſehen und die Hamletsſchwäche, ihm nicht gehorchen zu können, in uns fühlen. Shakſpeare's Werke ſtellen ſich hin wie Triumphe des Nationalgeiſtes in damaliger Zeitentwickelung. Nicht daß in dem Damals nur Großes erſchienen wäre und die Fülle des Lebens ſich bereitwillig und wohlfeil in allen Ecken und Winkeln erzeugt hätte, aber was an Größe, Tiefe und Herrlichkeit, was an ſeltſam Eigenthümlichem im Schooße Englands ſich ſchon erſchloſſen oder noch erſchließbar regte, ſtrömte in dieſem Dichtergeiſte zuſam-

men, der in ſeinem eigenen Blüthengarten nur das Blüthenfeſt ſeines Volkes feierte. Er durfte ſich nicht erſt, wie faſt jeder deutſche Autor von Gehalt, ein Publicum bilden, das Publicum war da, von der Königin herab bis auf die letzte Bürgerſeele, faſt gleichmäßig ohne Scheidewand der Bildungsſtufen befähigt, ſchau- und hörluſtig, und was er üppig und in vollen Schalen bot, wurde eben ſo hungrig und mit einer Art Nationalbehagen hingenommen. Er brauchte ſich nicht erſt den Styl und die Formen für ſeine Poeſie zu ſuchen und zu geſtalten, Styl, Form und Richtung waren vor ihm ſchon da in der engliſchen Bühnenliteratur, nur zu ſteigern, zu vergeiſtigen hatte er, was volksthümlich zu Tage lag, und ſo ſchlug denn Alles zuſammen, um ſeine Dichtung wie eine Feier deſſen erſcheinen zu laſſen, was der Geiſt der Nation in ſeinen glücklichſten Stunden ſelbſtthätig zu erſchaffen vermochte.

Und hierin liegt auch der Grund, warum ſeine Perſon hinter ſeinen Werken ſo ſtill verſteckt blieb. Für deutſche Dichter ergab ſich das Verhältniß als ein ganz umgekehrtes. Der Mangel an großen Intereſſen, in

denen ſich das Bewußtſein eines Volkes centraliſirt, lag am Tage. Das begabte Individuum nahm ſein eigenes Leid und ſeine eigene Freude wie eine Geldkatze um den Leib und wanderte damit getroſt der Spitze des deutſchen Parnaß entgegen. So wurde denn in der That manche eigene Haut zu Markte gebracht; die deutſche Nationalliteratur erſcheint zu einer Literatur von Einzelweſen aufgelöſt. Form, Geſtalt, Richtung, alles mußte jeder ſich erſt ſchaffen, erobern. Aus ſich ſelbſt ſog er Stoff und Begeiſterung, und ſo blieb er ſelbſt und der Kreis ſeiner Ideen Ziel und Heimath ſeiner Productionen. Es gibt Intereſſen des Einzelnen, in denen ſich die Probleme des geſammten Geſchlechts erledigen. Dies unbezweifelt zugeſtanden, ſo hat ſich die Literatur der Deutſchen die weitgreifendſten Ideenkreiſe eröffnet. Unſere Dichter überſpringen die Nation, ihre Herzensfaſern reichen über ſie hinweg und knüpfen ſich an das große allgemeine Sonnenherz der ganzen Menſchheit. Shakſpeare beruft ſich nur auf ſein Volk, England iſt ſeine Liebe und ſein Stolz, ſeine Nation iſt ſein Forum. Schiller appellirt an die Menſchheit.

Das Univerſum iſt dem deutſchen Individuum näher gerückt, einer Nation kann der deutſche Dichter nicht ins Antlitz blicken, das Univerſum hat er in ſeinen großen Stunden vor Augen, und was anderswo als Nationalliteratur erſcheint, nimmt bei uns die Phyſiognomie einer Weltliteratur an. Hier liegt die formloſe Größe unſeres Denkens und Dichtens, die weltweite Peripherie unſerer Gefühle, die irre Heimathloſigkeit unſerer Gedanken. Die keckſten Aufgaben hat ſich der deutſche Geiſt geſtellt, ſeine philoſophiſchen und dichteriſchen Speculationen reichen in den weiten Himmel wie Fragezeichen hinein, auf die als Antwort nur ein Ausrufungszeichen erfolgt. Alles Grübeln der tiefſten Seele, alles Schwelgen im ſüßeſten Gefühl ſoll uns über das, was fehlt, hinwegtäuſchen, es fehlt für den deutſchen Sinn zwiſchen Individuum und Univerſum das bindende Mittelglied, Nation. Das gilt für das Frühere wie für das Jetzt. Uhland, der patriotiſche Sänger, iſt mehr provinziell als allgemein deutſch; was allgemein deutſch iſt, reicht nach irgend einer Seite ins Weltweite hin; Friedrich Rückert iſt in ſeinen Lie-

dern voll indiſchem Duft deutſcher, als in ſeinen patriotiſchen Kampfliedern, welche die Begeiſterung für eine unerfüllt gebliebene Sache einhauchte. Und weſſen Denken und Fühlen mit ſeinen Herzensſchlägen nicht hinausſtrömt ins Univerſum, der verſinkt mit ſeinen Intereſſen in das Gehäuſe ſeiner Perſönlichkeit. Hier iſt denn auch Großes offenbart; es läßt ſich in der deutſchen Literatur eine Anatomie des innern Menſchen aufzeigen. Ein weicheres, ſchöneres Herz als das deutſche kennt man nicht. Wir haben große Menſchen gehabt, Hoheprieſter der Seele, Vogelſchauer aller Zuckungen des Menſchengeiſtes. Wir haben aber auch, weil jeder in ſich ſelbſt die Motive ſeines Dichtens ſuchte, entſetzlich viele kleine Menſchen, unerklärbar winzige Subjecte, himmelſchreiend dürftige Seelen zu Dichtern gehabt. Gewürm iſt faſt unſterblicher im deutſchen Leben als große Gedanken; keine Literatur hat ſo viel Sand an ihrem Meeresufer, ſo viel leere Schalen ohne Auſtern, — und es iſt nichts perfider als eine auſterloſe Schale, ſie macht an Gottes Weisheit zweifeln! Es pfiff eben jeder auf ſeiner eigenen

Faust, sog alles aus eigenen Fingerspitzen, wie diese denn waren, rosenfarbig oder blauangelaufen. Man sammle die Obscuritäten aller andern Literaturen, sie verschwinden vor dem Wuste unserer eigenen. Jede nackte Seele sang bei uns ihr nacktes Leid, miraculös ist die Summe von Misèren, welche deutsche Dichter feierten. So was man specielles Pech nennt, nimmt jeder auf seinen Leisten; jede winzige Seele besingt ihren noch so winzigen Schmerz. Das sind die Millionen fingerlanger Lieder, engbrüstig, kurzathmig, wie der Hauch eines schwindsüchtigen Mädchens. Was Einem passirt in Deutschland, er bringt's in Verse. Es reißt ihm eine Naht und er besingt seine Blöße, es heirathet Einer und er wird sofort ein andrer Kerl, ein Windstoß bläst ihm seine Lampe aus und er schreit über universelle Finsterniß, es stirbt Einem ein Hausknecht und er macht sein Leben lang Elegieen, er schneidet sich in den Finger und er schreibt — nur um deswillen — blutig. Wer von einer Herzenswunde singt und sie mit Versen wie mit Spinngeweben überzieht, hat dazu das tiefste Recht, denn seine Wunde schreit auf zum Himmel.

Und es ist auch als machte in Deutschland der Herrgott die meisten nur in seinem Zorn zu Poeten. Und ernst genommen, liegt wirklich in der deutschen Literaturwelt ein Märtyrerthum. Es ist in der lieben Deutschheit selten Jemand ungestraft der öffentliche Vertreter einer allgemeinen Stimmung.

Auf Shakspeare wiederholt zurückzukommen, ist Gewissenspflicht aller Zeiten, selbst wenn die in ihnen herrschende Literatur die absoluteste Gegenrichtung einschlüge, zu der die Stimmung der Zeitgenossen, der unfreie Zustand der Geister, die Unklarheit argwöhnisch erhitzter Befangenheit und die ganze Organisation bedrückter Literaturperioden die nothgedrungenen Motive bieten. Eine emsige Betrachtung jener freien, geisteshellen und naturüppigen Lineamente, die das Antlitz der Shakspeare'schen Muse bezeichnen, hilft dann wenigstens der Reflexion zu dem Bewußtsein dessen, was urgesunde Poesie ist. Ist uns denn bei der Zerrissenheit unserer Nationalinteressen, in dem unreellen Schemen einer deutschen Gesammtheit, bei der lähmenden Schwüle dumpfer Zeitstimmungen, bei der alle wirk-

liche Welt überfliegeden Speculation, iſt es uns nach der ganzen Beſchaffenheit unſers Naturells fortdauernd verſagt geblieben, dem Lebenskörper unſerer Literatur Shakſpeare'ſchen Geiſt, d. h. den Geiſt freier Entfaltung der Naturfülle des Daſeins, einzuflößen, ſo bleibt allerdings der lieben Deutſchheit wenigſtens das Verdienſt, jene Größe zu würdigen, die ſo weit ergreifend unſere poetiſche Praxis überragt. Und hier iſt Deutſchland in der That einzig in ſeiner Art; keine andere Nation hat ſich in gleichem Maße dieſes Shakſpeare bemächtigt, ihn freilich aber nur ihren Gedanken, nicht ihrer Productionskraft angeeignet.

Zwiſchen Gedanken und That liegt die Kluft, über die der Deutſche ſich immer nur ſchwache Brücken baute. Iſt der Nation im Ganzen und Großen längſt die Thatkraft ausgegangen, ſich als eine vollwichtige, wirkliche Perſon in die Reihe der Völker zu drängen, wie ſollte unter uns eine dramatiſche Literatur eine volle, andauernde Blüthe erlangt haben, eine Literatur, die nichts anders iſt als das Abgepräge menſchlicher Thatkraft, und die die Welt als eine handelnde zur geiſtigen

Erſcheinung bringt. Wir ſind lyriſch in all unſerm Wollen, Thun und Treiben. Denn auch die Reflexion iſt lyriſche Genußliebe, ſie ſtrecke ihre Hand nach dem Himmel oder nach der Erde aus. Der Jugend einer deutſchen Zukunft bleibt es vorbehalten, die ablaufenden Endfäden einer hinfälligen Literaturepoche von einer ganz andern Seite her aufzunehmen, wenn die Organiſation der Weltzuſtände einen neuen Frühlingsanbruch geſtattet. In den Erſcheinungen der hinter uns liegenden, wie unſerer derzeitigen Literatur ſtellt ſich das Dilemma zwiſchen unſerm Wollen und Vermögen, unſerm Denken und Thun klar genug an den Tag; es tritt faſt in eine ironiſche Beleuchtung, wenn man Shakſpeare und die Deutſchen recht nahe an einander rückt und uns dabei die Wahrnehmung überraſcht, daß gerade die krankhafteſte aller großartig begabten Dichternaturen, und außer ihm gleichzeitig eine der ſüßlich, und gemüthſelig ſchwächlichſten, an dieſem Inbegriffe aller Urgeſundheit des freieſten Geiſtes ihr tiefſtes Behagen fanden. Es ſtimmt wehmüthig, wenn man erwägt, daß Ludwig Tieck gerade in dem langen Laufe von Jahren,

wo er am meiſten mit dem Briten beſchäftigt war, ihn meiſterhaft überſetzte, tiefſinnig erläuterte, die krampfhaften Gliederzuckungen einer kränklich verzerrten Phantaſie in einer beträchtlichen Reihe ſeiner kleinern Novellen entfaltete. Wer wollte die Größe und den Reichthum dieſes dichteriſchen Genius bezweifeln, aber ſeine romantiſchen Dramen, ſeine naturbrütende Lyrik, und die meiſten ſeiner phantaſtiſch zuſammengeſtachelten Novellen gewähren neben der vollſaftigen Geſundheit, neben der Urfriſche des naturvollen Lebens, die wir in Shakſpeare feiern, den Anblick einer nur pathologiſchen Entwickelung menſchlicher Leidenſchaft und Seltſamkeit. Während deſſen tranchirte Franz Horn die Glieder des Rieſen und machte ſie für Theezirkel mundrecht.

Wir haben, ſobald von Shakſpeare die Rede iſt, jeder Zeit der großartigen Bedeutſamkeit der Tiek'ſchen Erläuterungen Erwähnung zu thun, die für den britiſchen Dichter daſſelbe glänzende Verdienſt in Anſpruch nehmen, das ſich Schleiermacher in Bezug auf Plato um Nachweis des Zuſammenhanges der einzelnen Dialoge erwarb. Ich meine beſonders jene Noten im An-

hange zu der von Tieck vervollständigten Schlegel'schen Ueberſetzung; ſelbſt bei ihrer hingeworfenen Kürze geben ſie der Combination die einſchlagendſten Winke zur Orientirung in der vielgliedrigen Welt dieſer Dichtungen. Um der Perſönlichkeit Shakſpeare's und ſeinem Habitus als Menſch näher zu kommen, iſt die Kenntnißnahme ſeiner lyriſchen Ergüſſe unumgänglich. Allein ein fortgeſetzter Hinblick auf ſeine dramatiſchen Werke bleibt hier eben ſo unerläßlich. In dieſen liegt ſeine Perſönlichkeit, wie ich ſagte, verſteckt, aber ſie liegt doch in ihnen. Aus jedem derſelben tönt, wie aus dem Verborgenen, in welchem ſich der Dichter als Subject ſtill verhielt, eine beſondere Stimmung hervor, aus jedem eine andere, und mich dünkt, wenn man die einzelnen Stimmungen und Tonweiſen ſämmtlich kennt, dürften wir uns im Beſitz des ganzen Inſtruments glauben. Die unſcheinbare Hülle ſeiner bürgerlich engen Exiſtenz barg ein leidenſchaftlich bewegtes, vieldurchſtürmtes Gemüth. Shakſpeare war nicht ſo durchweg die timide Schreiberſeele, wie ihn Tieck in ſeinem „Dichterleben" mit einer Art Verliebtheit hinſtellt, um für die dämo-

niſche Verwilderung der Dichternaturen, die er in Green und Marlow meiſterlich ſchildert, den poſitiven Gegenſatz auszubilden. Was die maßloſe Verflüchtigung ſinnlicher Genußſucht in Green bezeichnet und was in dem düſtern Marlow zu einer Coquetterie mit dem Dämon verworrener Leidenſchaft wurde, fand ſich nicht minder in Shakſpeare's Innerem, aber abgelagert, wie hingeſchobenes Felsgerölle, über deſſen labyrinthiſche Formationen ſich friſches Erdreich ſchmiegt mit blühender Vegetation und einem Frühlinge der mildeſten Sonnenwärme. Ueberwunden, aber durchgefühlt, waren Tod, Verzweiflung, Wahnſinn, und alle die Fäden, die über das Haupt dichteriſcher Naturen verhängt zu werden pflegen, waren von ihm den Schickſalsgöttinnen aus der Hand gerungen, ſo daß er Herr alles deſſen war, was die dunkle Begier an ſchrecklicher Verwüſtung bietet und in den ſtill blühenden Garten des Menſchenlebens als Samen der Todesqual hinſtreut. Die wunderbare Werkſtätte der Leidenſchaften, die ſich in ſeinen dramatiſchen Bildern eröffnet, hatte ihren Grund in ihm ſelbſt; nicht nur die milde Lieblichkeit, der ſüße Friede

und der üppige Scherz, der ſich an ſeiner eigenen Form ſpiegelt, auch die Schauer der Nachtſeite des Lebens, die ſeine Gemälde durchtoben, waren von ihm durchlebt als ſein Eigenſtes. Selbſt Byron hat der Gorgo nicht tiefer ins Antlitz geblickt; und daß ihre Züge ſich Niemand erlauſcht, der ihr Weſen nicht in der eigenen Seele wittert, darf wohl als feſt hingeſtellt werden, weil der Dichter auch in dem objectivſten Bilde, das er entwirft, nicht tiefer und höher in die Welt der Wirklichkeit hineinreicht als wieweit der eigene Seherblick und ein inneres Erlebniß ihn leitet. Nur daß er, iſt er ein glücklicher Seelenmaler, nicht von dem Grauen der Verwirrung umnachtet, von der Qual ſeiner ſebſt noch befangen, ſondern nach der Stunde, wo er am Oelberge lag und blutige Tropfen weinte, das Bild entwirft. Und das geſchieht mit jener Stille im Gemüth, die ſich das Lächeln der Ueberwindung erlaubt, wie das Morgenlicht auch auf eine nächtlich verwüſtete Welt immer wieder hineinleuchtet mit dem Gruße einer ewigen Liebe.

Und was dieſer Dichter Qualvolles in ſich bewäl-

tigt, trat nicht lärmend hinaus mit ſeiner Perſönlichkeit, wie ſich dies in Byron's Gedichten verkündet; er bezwang das alles in großen Maſſen und blieb äußerlich der ſtille Menſch des bürgerlichen Herkommens. Die durchwachten Nächte, die um die Wiege ſeiner Gedanken tobten, ſah ihm Niemand an, und das Grauſen, mit dem die Furie des Menſchengeſchicks ſein Gehirn erfüllt, die wunderbare Kraft des Geiſtes, die ſich im Kampfe mit Titanen geſtählt, der Triumph des Siegerſtolzes und die üppige Luſt der Seele, mit der die Liebesgötter ihn als den ſeltenſten Liebling überſchüttet, alle dieſe Schätze mochte Niemand ahnen hinter der ſtillen Geſtalt dieſes harmloſen William, der ſein äußeres Leben ſo fahrlos gemächlich nahm, wie die Kinder der Gewöhnlichkeit und die Erben des Herkommens. Es iſt nicht zufällig, daß gerade aus der Zeit ſeiner Blüthe, aus ſeinem Mannesalter, die Angaben über ſein äußeres Leben fehlen; er war wirklich der unſcheinbare Genoſſe der Komödienſpieler, der in fahriger Jugend, einiger ſchlechten Streiche wegen, aus Stratford entlaufen war, ſich in London unter der Schauſpieler-

bande lange Zeit kläglich herumtrieb und in dem Gewühle der Hauptſtadt, wo ſich das Größte an das Niedrigſte drängte, immerfort der ruhig ſinnende Zuſchauer blieb. Da war kein Lebensplan entworfen, kein eitles Ziel für Wünſche geſteckt, keine Mühſal um glänzende Laufbahn, die den freien Wuchs geſunder Geiſtesentfaltung hemmt, überwunden. Ein junger unerfahrener Menſch, halb Knabe ſeiner Geſinnung nach, hatte er ſich mit einem Gewaltſtreiche der lähmenden Bedrückung in der eingepferchten kleinſtädtiſchen Heimath entwunden, und wuchs nun auf mitten im Herzpunkte ſeines Volkes, wo alle Adern des ganzen Lebens zuſammendrängten. So getragen im Strome der lebendig bewegten Gegenwart, ſtieg ihm ſeine Weisheit zu Kopfe wie über Nacht, und er wurde, blos weil er der offenſte Geiſt und das naturfriſcheſte Herz unter der Sonne war, der weiſeſte Mann ſeines Volkes, obwohl ihn Ben Jonſon mitten im Glanze ſeines Ruhmes als einen höchſt Ungelahrten von offener Bühne herab verſpotten durfte. Gegen Anfechtung ſolcher Art hielt er ſich ganz ſtill; hatte ſich der gute Leichtſinn ſeines Ge-

nius doch ſchon über die drückendſte Noth und die kärglichſte Lebensenge hinweggeholfen; und ſammelte ſich im Mittelpunkte ſeines Gemüthes immer tiefer, und war ruhig vergnügt über die Geiſterſchau, die ſeine Seele im Geheimen hielt. Die beſten Schätze hielt er verſchloſſen hinter anſpruchsloſer beſcheidener Miene, wie Einer, der im Stillen tief genießt. Der Geiſt ſchoß in ihm auf in tauſend Blüthen, und er blieb äußerlich ganz der harmloſe Menſch in begrenzter Ruhe, der ſeine Größe nicht ſich zuſchrieb, ſondern ſie in die Welt hineinträgt, aus der er Alles nahm und der ſein Alles angehört. Ueber der bürgerlich kargen, nur in ſich ſelber feſtgefugten Geſtalt dieſes William liegt ein rührender Zauber. — Einen ſo blühenden Redner, wie ihn Tieck mit der Fülle eigener Eloquenz ausſtattet, hätte man aus der Dunkelheit ſeiner perſönlichen Verhältniſſe hervorgezogen, an den Hof gebracht, ihm eine Laufbahn eröffnet.

Und in dieſer ſeiner ſtarkſinnigen Gemüthsverfaſſung, die ſich hinter die Thatſache der Erſcheinungswelt zurückzieht, und ſie für ſich ſelbſt ſprechen läßt,

liegt die Größe ſeiner plaſtiſch dramatiſchen Bildnerkraft. Der leidenſchaftliche Byron hat nicht mehr Nacht geſehen als Shakſpeare, aber wir fühlen bei jenem, wie die Schauer der dunkeln Seelenſtunden ſeine Adern durchrieſeln, und ſo, in heißer Empfängniß, malt er die Leidenſchaft, die ihn ſchüttelt, und ſtrömt ſie lyriſch von ſich und malt nur Nacht, weil er die Nacht nicht vom Morgen überdauern läßt.* Shakſpeare aber erſcheint wie erlöſt von dem, was er ſchildert, ſelbſt wo ſein eigenes Gemüth ſich in der Ausmalerei der verworrenſten Leidenſchaft zu verlieren droht. Und wo in ſeinen Gedichten ein allzu nachtſchweres Ungemach auch die kleinen Sterne eines lichten Friedens (wie Cordelia) in dem wüſten Umſturze mitverſchlingt, da beruhigt das volle Austoben des Sturmes und die Endſchaft, zu der alles finſtere Geſchick in ſeinen Lebensbildern gelangt, indem es an ſich ſelbſt ermattet und ſo den Frieden findet und gibt. In Byron iſt die Hölle ohne Beſchwichtigung geſchäftig, der Dämon bleibt ungeſättigt und wach bis zu Ende, während in Shakſpeare ſich alles nach ausgerungenem Kampf abſchließt, ſelbſt wo

den Gräbern, die ſich die Leidenſchaft grub, die ſtillen Blumen fehlen. Das iſt der Unterſchied zwiſchen den Gemälden einer großen lyriſchen und einer großen dramatiſchen Dichternatur. Daß wir Deutſchen in unſerer vorherrſchend gemüthlichen Friedensluſt auf manchen Grabhügeln der Shakſpeare'ſchen Tragödien die Paſſionsblumen oder das Immergrün des getreuen Epheus vermiſſen, haben wir nicht nöthig uns zu verhehlen. Oft iſt nur die urgeſunde Kraft des maßlos entfeſſelten Unglücks der lediglichе Grund, wenn wir an den Dunkelheiten des tragiſchen Geſchicks, das der Dichter rückſichtslos ſtürmen läßt, nicht erlahmen und irre werden. Denn ſo maßlos wie ſeine Muße in trunkener Luſt ſich Kränze windet und ſich mit kecker Hand vom Freudenhimmel Sterne wie Blumen bricht, um ſie in ihr Haar zu ſtreuen, ſo maßlos düſter ſind ihre Melpomene-Züge, wenn das Schickſal ſie furcht und ein Schmerz ihre Nerven ſchüttelt.

Es iſt nicht zu läugnen, daß in einer großen Reihe Shakſpeare'ſcher Dramen eine brütende Melancholie der Seele als waltender Zug vorherrſchend erſcheint.

Wir haben dieſe Spuren ſorgſam aufzuſuchen, wenn es um das Aufdecken der Stimmungen des Dichters zu thun iſt. Dieſe Werke eines zehrenden Tiefſinns, der die Erſcheinungswelt bis zum Skelett enthüllt, gehören ſämmtlich einer beſtimmten Periode ſeines Lebens an, wo dem Dichter mit dem Herrannahen der Vierziger ſeiner Jahre der volle Umfang ſeiner Kräfte ſchon lange zu Gebote ſtand.* Wunderſam genug war es die letzte Periode ſeines Dichtens; nicht die Epoche jugendlicher Träumerei, ſondern die Zeit der Mannesblüthe, in geradem Gegenſatze zu der Entwickelungsgeſchichte deutſcher Talente. Dieſer Grundtypus einer überwiegenden Verdüſterung der Erſcheinungswelt liegt in allen Dramen, deren Entſtehung der Zwiſchenzeit vom Jahre 1603, wo Shakſpeare den Hamlet umſchuf und von neuem ſchrieb, bis zum Schlußjahre ſeines dichteriſchen Schaffens 1614 oder 1615 angehört. Als dieſem Jahre zugehörig, mithin als die wahrſcheinlich letzte Arbeit des Dichters, ergibt ſich Cymbeline, das wunderbare Stück, das mit ſeinem buntſcheckigen Gemiſch von Geſchichte und Mährchen, Luſtſpiel und Tragödie,

wie ein ſchließlicher Complex aller ſeiner Richtungen, und wie ein teſtamentariſches Vermächtniß an die Zeitgenoſſen daſteht.

In dieſe Periode, die eine ganz eigenthümliche Gemüthsverfaſſung des Dichters bekundet, gehören auch einige ſeiner Sonette *). Sie ergänzen, was in Bezug auf Shakſpeare's Stimmung in ſeinen objectiv aus ſich herausgeſtellten Dramen nicht zur Genüge erkennbar bleibt. Es ſind Gedichte an den engbefreundeten Grafen Southampton; ſie ſprechen vom Gefühle des herannahenden Alters, vom Bewußtſein eines nunmehr erfüllten, mithin der friſchen Anreizung des jugendlichen Strebens ermangelnden Daſeins, von der eintönigen verlaſſenen Stille ſeines Lebens; ſie verrathen nicht mehr den Leichtſinn der kecken Phantaſie, die den Duft

*) Drake ſetzt die Entſtehung der Sonette zwiſchen 1592 und 1609, Shakſpeare's 28ſtes und 45ſtes Jahr. Es kann hier unmöglich ein Feſthalten der Zahlen gelten. Es genügt, wenn Sinn, Stimmung und Inhalt manche Sonette als derjenigen Zeit angehörig beſtimmen, in welcher er den Hamlet ſchrieb. Die größere Menge der Sonette fällt in ſeine frühere Dichterperiode, von der ich ſpäter rede.

den Dramen dieſer Spätperiode zum Ausſpruch bringt. Hier imponirt uns in den dunkeln Bildern, die uns den Lauf der Welt vorführen, eine gewaltſame Größe des Geiſtes, eine conſequent eroberte Stärke des Gemüthes, die auch das Ungeheuerſte als ein Naturgemäßes geſchehen läßt, und mitten im Umſturze aller Weltzu=

Denn meine Früchte, ſie beſchämen mich;
Und ſo wär' Tand zu lieben, Schmach für dich.

* * *

Die Zeit der Jahre kannſt du an mir ſeh'n,
Wenn, kaum mit wenig gelbem Laub behangen,
Die Zweige zittern in der Fröſte Weh'n,
Verfallnen Chören gleich, wo einſt die Vögel ſangen.
Ein ſolches Dämmerlicht ſtell' ich dir vor,
Wie wenn die Sonne ſank, im Weſten bleichet;
Allmälig hüllt's die Nacht in trüben Flor,
In Todes Schein, der alles Leben ſcheuchet.
Du ſiehſt in mir des Feuers Ueberdruß,
Das auf der Aſche ſeiner Jugend liegt,
Wie auf dem Todbett, wo es ſterben muß,
Und an dem Stoff, der es ernährt, verſiecht.
Du ſiehſt es ein, und deine Lieb' umfaßt
Noch feuriger, was du nicht lang' mehr haſt.

ſtände um ſich her nur an der eigenen hartgefügten Römerkraft der Seele die Gewähr niß eines nicht zu erſchütternden Daſeins findet. Weit über die letzte Bearbeitung des Hamlet hinaus reicht nur ſelten eins ſeiner lyriſchen Gedichte, die kleine Sonettenform iſt ein zu beengtes Gefäß für die Speculation ſeines Tiefſinns, und, allezeit darin bewandert, ſein ſubjectives Selbſt in fremder Geſtalt zur Sprache zu bringen, übergibt er mehr als ſonſt den großen Hauptfiguren ſeiner Tragödien, was ſeine eigene Perſon in ihren Tiefen erſchüttert und beſchäftigt. In Hamlet, Lear, König Johann, Timon, werden die ſchwerſten Fragen laut, auf die der Ernſt die Antwort ſchuldig bleibt und ſein Amt der Ironie übergibt. Im Hamlet verſtrömte der Dichter am meiſten vom eigenem Herzensblute, es iſt ſeine ſubjectivſte Figur. Aber er erledigt ſich ihrer, obwohl mit einem langathmigen Schmerze, dem der Abſchied von der lieben trauten Geſtalt ſchwer wird *). Was

*) Hamlet in erſter Form gehört einer frühern Periode an; in der zweiten Umbildung, in der Hamlet's Reflexion ſich in vollem Maße Bahn bricht, erſchien das Drama um die Hälfte länger.

hier die ſubtilſte Metaphyſik iſt, die ſich um alles Daſein in Zeit und Raum, um alle Lebensfähigkeit bringt und ſich bis an die Grenzen des Wahnſinns grübelt, tritt im Lear (der Zeit nach gleich hinter Hamlet gehörig) als das Unglück confuſer Fahrläſſigkeit auf. Der irre, mißgreifende Geiſt der Weltgeſchichte iſt in Lear perſonificirt, und gegen ſeine geſtürzte Majeſtät nimmt der Dichter auf Seiten des Narren Partei. Hinter den einfachen Mutterwitz des armen Burſchen verkriecht ſich der Dichter mit ſeiner Perſon und bricht aus dem engen Gehäuſe bedrückter Dürftigkeit bald mit troſtreichem Zuſpruche, bald mit dem Wetterleuchten erſchütternder Gedanken hervor. Die drei Römertragödien (gleich hinter einander geſchrieben) geben ihrem ideellen Inhalte nach ein Geſammtbild. Sie erſcheinen weniger in heißes Blut getaucht, der Dichter hat ſich hier ganz und gar in eine fernſtehende, fremde Welt entäußert, und ſchon die kühlere Temperatur der antiken Zuſtände verbot auch der leidenſchaftlich durchſtürmteſten Seele den Durchbruch. Aber wir erkennen auch aus der entlegenen Zurückgezogenheit den Dichter

und ſeine Meinung heraus. Im Julius Cäſar wird ein großer Menſch, den alle Grazie der Hoheit kleidet, das Opfer einer jüngern Zeit, aber auch der Vertreter dieſer Bewegung hat das Geſchick nicht, die aus den Fugen geriſſene Welt wieder einzurichten, und geht in dieſer Ohnmacht, die ſich im Kleinen und Beſondern ſogar als blöde erweiſt, zu Grunde. Das iſt eine faſt lähmende Ironie der Dichtung wie der Weltgeſchichte, daß Brutus, der edelſte Menſch, der die Ordnung des alten Lebens ſtürzt, an der Geſtaltung einer neuen kraftlos zuſammenſinkt. Aber der Dichter führt uns noch weiter. In Antonius und Cleopatra tummelt ſich ein leichter Erbe in der ihm zugefallenen Welt, und wo der Edelmuth eines Brutus nichts vermochte, kann die üppige Lebensluſt nur um ſo weniger das Weltgebäude organiſiren. Im Coriolan erliegt ein als kriegeriſcher Egoismus ſich hinſtellender Eroberungsmenſch, der die vorhandenen Zuſtände nach ſeinem Gutdünken zu geſtalten unternimmt, an der eigenen Gemüthsſchwäche, dem liebenswürdigen Erbtheile menſchlicher Natur, das ihr verbietet, ganz groß, ganz Scho-

pfer und Geſtalter einer Welt zu ſein. In dieſen drei Römertragödien liegt nicht weniger Schwermuth als im Hamlet, aber ſie geſtaltet ſich hier im Geiſte des Dichters als unüberwindliche Characterſtärke, der es gegönnt iſt, in einer faſt Kälte ſcheinenden Ruhe die Weltproceſſe vor ſich ablaufen zu ſehen, und ſie zu geſtalten, wie es die Nothwendigkeit, nicht die gemüthliche Liebe, die immer ſtill tröſten und verſöhnen möchte, gebietet. Man kennt ſonſt nur an großen Welteroberern, wie an Napoleon, die Unerſchütterlichkeit des Geiſtes, wie ſie ſich hier in einer Dichternatur, der größten aller Zeiten, bekundet. Während der Entſtehungszeit dieſer Dichtungen (1607 bis 1610) kam kein lyriſcher Seufzerhauch über ſeine Lippen, der Schmerz um das Loos der Menſchennatur erſchien in dieſen Gemälden kryſtalliſirt. Im König Johann gewann er Sprache, als bitterer Sarkasmus. Der Baſtard Faulcombridge iſt der Sprecher aus der Perſon des Dichters heraus. Wir ſehen in dieſem Trauerſpiele ein Gewebe falſcher, gleißneriſcher Staatskunſt, hohle Herzen ſpielen Schach mit dem Inhalte des Lebens,

wie mit den heiligen Anrechten der Menſchenbruſt, und ihnen allein gegenüber, ganz außer dem Bereiche berechtigter Anſprüche, ſteht der Baſtardſohn eines Helden, mit nichts gewaffnet als mit der Naturkraft einer geſunden Seele. In ſo vielen Verpuppungen liegt die Subjectivität des Dichters abgedrückt. Im Timon droht ſie aber wieder, wie im Hamlet, die nicht ſo fremdartige Verhüllung zu durchbrechen. Eine tiefſinnige Hypochondrie gewinnt hier wuchernd Raum, und wirft auch über die heiteren Elemente des Lebens, die der Dichter in ſeiner frühern Zeit mit aller Grazie des freieſten Behagens ausſtattete (Alcibiades und ſeine Hetären), die vernichtenden Schlagſchatten einer maßlos brütenden Melancholie. Hier iſt auch kein Verſuch zu einem Sonnenfluge in heiterer Luft, unter dieſen Flügelſchlägen des Tiefſinns erlahmt das ganze volle Leben und der Vogel Tiefſinn ſelbſt mit ihm. Dies qualvolle Schauſpiel einer in ſich und in ſeiner Welt verödenden Menſchenſeele iſt ein völliges Nachtſtück; nur daß es fertig in ſich abläuft und erliſcht, macht es auch in ſeiner ganzen Form zu einem Kunſtwerke. Es er-

ſcheint wie herausgerückt aus der Bruſt des Dichters, bei allem Sturme des eigenen Erguſſes völlig gelöſt und in ſich ſelbſtſtändig. So ſteht es mit ſeinen furchtbaren Elementen in ſich abgeſchloſſen, und der Dichter ſteht frei neben ihm, aber von einem beſchaulichen Standpunkte über dieſer Nacht, von einer Vogelperſpective des dichteriſchen Auges, das auch die Oaſen des Lebens erſpäht mitten in der Wildniß der Wüſte, iſt kein Zug zu entdecken. Die Hypochondrie ſubjectiver Erkrankung des Geiſtes erhebt ſich im Ausſpruche ihres Weſens zu einer tragiſchen Höhe, aber der Dichter hat ſich ſchon damit begnügt, daß das ungeheuere Leid ſo fertig abgewälzt daſteht. Dies Stück mißfiel den Zeitgenoſſen Shakſpeare's, obſchon ihr Sinn an die keckſte Entfaltung menſchlicher Verwilderung gewöhnt war. Dieſer Timon erſchien wie Lear mit allem Fluche des Undanks belaſtet, aber aus der mythiſchen Romantik ganz in die bürgerliche Geſellſchaftswelt nahe liegender Situationen gerückt, als wolle der Dichter dem Zuſchauer an die Hand geben, Athen ſei eigentlich London, was er meine. Es kann hier Niemandem ein-

fallen, kleine Bezüge aus Shakſpeare's Erlebniſſen als Motive ſeiner innern Stimmung beizubringen. Sein Geiſt maß ſich auch ohne Anreiz ſpecieller Art ſeine weitern Bahnen, aber England, das er im Jubel ſeiner Begeiſterung, im Anſtaunen ſeiner großen Vergangenheit, gefeiert hatte, konnte ſeinem Späherblick auch nach ſeiner Kehrſeite hin nicht entgehen. Hatte er in ſeiner erſten Dichterepoche die Heldenkämpfe der weißen und rothen Roſe (Heinrich VI.) in epiſch an einander gereihten dramatiſchen Bildern dem nationalſtolzen Publicum auf der Schaubühne vorgeführt, in der zweiten Epoche ſeiner Thätigkeit, in den beiden Richarden mit elegiſchen (Richard II.) und mit grotesken Effecten (Richard III.) dem Patriotismus zu ſelbſteigenem Behagen genügt und in den beiden Heinrichen zur Feier des Vaterlandes ein hiſtoriſches Nationalluſtſpiel gegründet, ſo mag man nun wohl begreiflich finden, wie nach dieſer Seite hin ſeine Geiſtesrichtung erledigt und ſein Gemüth geſättigt war.

Mit dem achten Heinrich gab Shakſpeare der Nation und dem Hofe der Eliſabeth den letzten Schmaus

des Patriotismus; in dieſer Verherrlichungskunſt ſtehen zu bleiben, vermochte er nicht, ſein Geiſt reichte von nun an, nachdem er die Thaten der Vorzeit bis in ſeine nächſte Gegenwart hineingezogen, über ſeine Nation hinweg, eben weil ſein dichteriſches Gemüth ſie von allen Seiten umſpannte. So wiederholten ſich denn in den Stücken ſeiner dritten Periode, die ich mit dem Hamlet als beginnend annahm, ſatyriſche Streifzüge gegen die engliſche Nationalität. Der Witz des Todtengräbers über den Grund der Sendung Hamlet's nach England traf als bitterer Stachel; im Lear wird durch den Sieg der franzöſiſchen Truppen auf Englands Boden die Nationaleitelkeit verletzt, der dann Cordelia wieder zum Opfer fällt; in Macbeth *) wird der neue Herrſcher, Jakob I., mit der Hochſtellung der Nachkommen Banquo's mehr abgefertigt als gefeiert; in König Johann ſind Bezüge ſolcher Art, wie im Lear,

*) Macbeth war ein Feſtſtück zur Krönungsfeierlichkeit des ſchottiſchen Jakob. Auch in perſönlicher Beziehung geſchah damit dem Könige in ſeiner Liebhaberei an Hexen- und Zauberſpuk ein Genüge.

genug zu finden. Inwieweit Shakſpeare, unter Eliſabeth der Lieblingsdichter, unter dem neuen Regimente und bei dem allmählig mit puritaniſchen Elementen verſetzten Zeitgeiſte noch in gleichem Maße die ihm gebührenden Triumphe erlebte, iſt nicht genau zu ermitteln, obſchon ſich manche Bezüge auffinden laſſen, die auf eine Verdüſterung der Conſtellationen, eine Verengerung des Geſichtskreiſes und eine Verketzerung der freien Lebensregung hindeuten *). An ſpecielle Miß-

*) Wir müſſen hier der trefflichen Bemühungen des Grafen Baudiſſin gedenken, von dem die Ueberſetzung der ſprachlich ſchwierigſten Stücke Shakſpeare's in der Tieck'ſchen Ergänzung der Schlegel'ſchen herrührt. Zu dieſen Stücken gehören unter andern Othello, Lear, Maß für Maß, Viel Lärm um nichts. Schlegel ſchien an den unſäglichen Schwierigkeiten, welche dieſe bieten, geſcheitert zu ſein oder den friſchen Eifer verloren zu haben. Vor kurzem erſchien (Leipzig, Brockhaus): Ben Jonſon und ſeine Schule, dargeſtellt in einer Auswahl von Luſtſpielen und Tragödien, überſetzt und erläutert durch Wolf Grafen von Baudiſſin, in 2 Bdn., nächſt der Tieck'ſchen Vorſchule der wichtigſte Beitrag zur Kenntniß der engliſchen Bühne. Der erſte Band des trefflichen Werkes iſt mit zwei Kupfertafeln bereichert, die innere Anſicht einer altengliſchen geſchloſſenen Bühne und ein Londoner Sommertheater, die Fortuna, darſtellend. (In der chronologiſchen Ueberſicht der engliſchen Bühne vermiſſen wir die Zeitbeſtimmung für Othello und

verhältniſſe in der äußern Situation iſt bei Shakſpeare nicht zu denken; er konnte in Bezug auf die Früchte ſeiner literariſchen Thätigkeit eher für einen wohlhabenden Mann gelten, dem es ſchließlich vergönnt war, ſich vom Schauplatze des bewegten Lebens ſorglos in die Stille ſeines Stratford zurückzuziehen *). König Ja-

---

Timon.) Von Ben Jonſon, dem raffinirten Verſtandesdichter, erhalten wir hier den Alchimiſten und den dummen Teufel; von John Fletcher den ſpaniſchen Pfarrer und den ältern Bruder, zwei Luſtſpiele voll frecher Situationen, aber von der feinſten Eleganz der Diction; von dem rhetoriſchen Philipp Maſſinger, den der Herausgeber mit Schiller verwandtſchaftlich findet, ein Trauerſpiel: Der Herzog von Mailand, und zwei Luſtſpiele: Die Bürgerfrau als Dame, und: Eine neue Weiſe alte Schulden zu bezahlen. Endlich noch: Die unſelige Mitgift, ein Trauerſpiel von Maſſinger und Nathanael Field. Sowie die einfache Grazie und hohe Schönheit des Sophocles neben den Erzeugniſſen ſeines outrirten Nachfolgers, Euripides, in doppeltem Glanze erſcheint, ſo gewinnt Shakſpeare, an dieſe ſeine Nachfolger gehalten, eine ganz neue Beleuchtung. Es wäre zu wünſchen, Graf Baudiſſin überſetzte auch Ben Jonſon's Every man out of his humour und den Poetaſter. Mit dieſen beiden Stücken wurde auf der engliſchen Bühne die große Polemik gegen Shakſpeare eröffnet, die nur mit deſſen Tode endigte. Von dieſen Stücken datirt ſich, wie Graf Baudiſſin bemerkt, die veränderte Tendenz des engliſchen Drama's.

*) S. die chronologiſche Ueberſicht der Geſchichte der engli-

kob liebte die Schauſpielkunſt ſchon aus Eitelkeit, aber er liebte ſie, wie er Hexenproceſſe liebte und wie er ein Gelüſt an Magie hatte, über die er bekanntlich ſelbſt ein Buch ſchrieb. Die wiederholten Verſuche des Lord-Mayor und der Aldermänner, das Wintertheater zu Blackfriars einzuziehen, wurde durch den ſpeciellen Willen des Königs vereitelt, allein die Schauluſt nahm, wie die Anzahl der Bühnen, ſeit Eliſabeth's Tode ab, mit dem ſteigenden Luxus auf dem Theater war das einfache Behagen an der Poeſie ſelbſt verkümmert, franzöſiſche Schauſpielerinnen hoben die Harmloſigkeit der frühern Darſtellungen auf, und während gegen dieſe

---

ſchen Bühne im erſten Bande des genannten Werkes vom Grafen Baudiſſin. „Die Einnahme von Blackfriars-Theater — heißt es dort in Bezug auf das J. 1612 — zerfiel in 20 Shares, welche 33 Pf., alſo zuſammen 660 Pf. abwarfen. Davon beſaßen in dem genannten Jahre Burbage (der größte Schauſpieler von damals) vier, Fletcher drei, Shakſpeare vier, Hemmings zwei, Condell zwei, Taylor und Lowin (die beiden berühmten Hamletſpieler) zuſammen drei, und vier andere zwei. Rechnet man nun die Einnahme vom Globus eben ſo hoch und fügt die Zahlung für zwei bis drei neue Stücke hinzu (zwiſchen 10 und 25 Pf.) ſo hätte ſich Shakſpeare's jährliches Einkommen auf 300 Pf. belaufen, was nach gegenwärtigen Verhältniſſen einer Rente von 1500 L. gleichkommen würde."

Auswüchse des Geschmacks der Eifer der anglicanischen Geistlichkeit bis zum Fanatismus steigen mußte, fand der um sich greifende Sinn eines crassen Puritanismus Grund und Spielraum genug, die naturfreie Blüthe des englischen allmählig zu zerstören *). Allerdings erlebte Shakspeare, der diese Blüthe gepflegt, nicht den völligen Verfall dieser seiner großartig gestalteten Welt,

*) 1606 kam die geschärfte Verordnung, sich des Namens Gottes, Christi und des heiligen Geistes auf der Bühne zu enthalten. Auch der französische Gesandte Beaumont findet sich veranlaßt, gegen einige Schauspieler zu klagen, welche die Geschichte des Herzogs von Byron auf die Bühne gebracht. War doch um dieselbe Zeit selbst König Jakob auf die anstößigste Weise von den Komödianten vorgestellt, wie er über einen gestohlenen Falken flucht und einen Edelmann schlägt, weil er die Hunde von der Fährte abgerufen.

1617 widersetzten sich der Lord-Mayor und die Aldermänner der Entreprise eines zweiten Theaters im Prácinct von Blackfriars. Die Handwerksbursche von London versuchten am Fastendienstage den Phönix zu zerstören. Wie es scheint, hatten sie ein Privilegium, an diesem Tage verdächtige Häuser niederzureißen, und mögen in ihrer Zerstörungslust die Grenze weiter gezogen haben als billig.

1619. Abermaliger Versuch des Lord-Mayor und der Aldermänner, das Theater zu Blackfriars einzuziehen n. s. w. S. die chronologische Uebersicht des Grafen Baudissin. Erst 1642 erfolgte die Parlamentsacte wegen Aufhebung aller öffentlichen dramatischen Vorstellungen.

1508
57

allein noch inmitten ſeines Wirkens ſah ſich der unbedingt freie Geiſt ſchon gehemmt in mancher Weiſe, und wenn auf alle jene Angaben, die dies beſtätigen, nicht ganz gültiges Gewicht zu legen wäre, ſo müßte die merkwürdige Inſchrift, die er ſich ſelbſt für ſein Grab ſetzte, es belegen, mit welch' düſteren Blicken dieſer ſtarkmüthigſte aller Propheten einer herandrohenden Zukunft entgegenſah. Wenn der Reiſende Stratford beſucht, ſo führt ihn der Küſter eine grün überwölbte Lindenallee hinauf. Links murmelt wie im Gebet der ſilberne Avon; um den Hügel, auf welchem die Kirche ſteht, zittert eine heilige Stille. Man fühlt den Frieden, in dem das bewegteſte Herz des größten Dichters gebettet liegt, man wandelt durch die Kirche bis zum Altare: da ruhen ſeine Gebeine und du lieſeſt mit Staunen die Inſchrift: „Guter Freund, um Jeſu willen, grabe dieſen Staub nicht aus, der hier verſchloſſen ruht. Geſegnet ſei, wer dieſes Steines ſchont, verflucht ſei, wer meine Gebeine beunruhigt!" — Man weiß, daß die Puritaner, die ſonſt alle Denkmäler der Cultur und alle Spuren, wo ſich Romantik wittern ließ, mit roher

Fauſt zerſtörten, vor dieſem Fluche zurückgebebt ſind. Aber eines Fluches bedurfte es doch erſt, und der große Dichter fürchtete, als er ſchlafen ging, ſeine Gebeine nicht geſichert vor dem Andrange der frommen Barbarei.

Dieſe Periode des Dichters, in der ihm Melpomene im Leben wie im Dichten ihr unverſchleiertes Antlitz zeigte, hervorzuſtellen, ſchien mir als ganz beſonders nothwendig, um alles zu entfernen, was die deutſche Sentimentalität, um ſich die Größe dieſes Geiſtes näher zu rücken, als dem gewöhnlichen Fühlen und Denken anheimgefallen, an ihm darthun möchte. Wir möchten gern alles, unſerer gemüthſeligen Neigung nach, in eine bequeme und oberflächliche Befriedigungsluſt hineinziehen, und doch erſcheint es naturgemäßer, daß ein größerer Menſchengeiſt auch ein ungeſättigter iſt, der ſich nicht ſo leicht einer weit näher liegenden Beſchwichtigung hingibt, vielmehr die Diſſonanzen des weiten großen Lebens in ſich aufnimmt und in ſich walten läßt. Die verhätſchelnde Friedensliebe, die ſich in der Gemüthsart der Deutſchen, in ihrem Dichten und Trachten kund gibt, iſt nach britiſchem Maßſtabe der

baare Gegenſatz zu aller Größe des Geiſtes. Der nie ruhende Geiſt iſt der bei weitem tiefere, wer die Disharmonien des Daſeins fühlt, ſelbſt wenn er ſich in Nacht hüllt, der bei weitem geſegnetere, als wer die Dunkelheiten mit feiger Hand und mit ſeichtem Behagen überdeckt. Zu den Gedichten dieſer dritten Periode Shakſpeare's gehören auch Macbeth und Othello, dieſe düſtern Gemälde einer ſich ſelbſt verſtrickenden Leidenſchaft. Im Macbeth verwildert ein großes Herz durch den Anreiz dämoniſcher Mächte, die ihm nur um deshalb äußerlich erſcheinen, weil in der Tiefe ſeiner eigenen Natur ihre Wiege iſt. Im Othello verwüſtet ſich ein gutes und an Herrlichkeiten reiches Gemüth durch ein ränkevolles Spiel, in deſſen Lenker das Schickſal des Menſchen mit allem, was wir Tändelei des Zufalls oder Tücke einer unerforſchlichen Abſicht nennen, zur Perſon wurde. Es heißt vielleicht, über einer düſtern Dichtung ſelbſt düſter werden, wenn ich den Gedanken ausſpreche, im Jago habe Shakſpeare das, was wir ſonſt mit etwas Gleichgültigkeit Schickſal oder mit etwas Frömmigkeit göttliche Fügung nennen, ſataniſi-

cirt. Aber es gibt vor der Größe der Shakſpeare'ſchen Gedanken keine Flucht, wir erliegen ihr. Erliegen wir doch auch vor den ſchweren Tragödien der Weltgeſchichte! Für den Gedanken, daß Napoleon fiel, und wie er fiel, gibt es keine Verſöhnung, wir müßten denn den nachfolgenden Lauf der Dinge für eine ironiſche Beſchwichtigung hinnehmen. Dem Othello fehlt freilich jede Beruhigung, faſt jede Erholung, und der dürftig eingeſtreute Humor iſt von ſehr nüchterner Art, während er ſich in frühern Stücken neben dem großen Auflöſungsproceſſe furchtbarer Gewalten ein ſelbſtſtändiges Daſein erringt, das die Welt begütigt und ihre heißen Wunden kühlt. Hier thut nun wirklich eine umfaſſende Betrachtung der Dichterwerke Shakſpeare's Noth, um in der geiſtigen Perſon des Dichters die Ergänzung zu finden, welche dem einzelnen Drama an ſich abgeht. Gleich nach dem Othello ſchrieb Shakſpeare das Wintermährchen. Die Eiferſucht iſt wieder als das Thema aufgenommen, aber es brütet kein Dämon hier in der Leidenſchaft. Die Eintracht der vorhandenen Zuſtände wird zerſtört, und Hermione muß, als Strafe für die

unbehütete Fahrläſſigkeit ihres lieblichen Weſens, aus dem Leben der Menſchen abſterben. Aber ſie wird ihnen nur auf eine Zeit entzogen und tritt dann wieder, wie eine verſöhnte und verſöhnende Desdemona, in die reuevolle Welt zurück, um das Zerfallene wieder einzufügen. So ſühnt das Mährchen hier, was die Hiſtorie verſchuldete; aber es iſt nicht die helle Luſt der Komödie, wie ſie Shakſpeare im Jubel früherer Stimmungen von ſich ſtrömte; über die nur mährchenhaft verſöhnte Welt breitet ſich eine elegiſche Wehmuth, welche den beiden letzten Acten dieſes Schauſpiels ihre Färbung gibt.

Es iſt überhaupt bezeichnenswerth, daß Shakſpeare in dieſer dritten Periode kein einziges Luſtſpiel aus freiem Drange ſelbſteigenen Behagens ſchrieb. Die luſtigen Weiber ſind vor 1603 entſtanden, obſchon ſie Malone in dieſes Jahr ſetzt, und Tieck die Umgeſtaltung des Stücks für noch ſpäter hält; es iſt hier das Factum feſtzuhalten, daß es in ſeiner erſten Geſtalt ſchon 1599 oder 1600 aufgeführt wurde. Taming of the shrew iſt in ſeinem leichten, faſt oberflächlichen Tone, wenn Tieck's Vermuthung, es ſei 1606 oder 1607 ge-

ſchrieben, richtig iſt, eher für ein nicht-Shakſpeareſches Stück anzuſehen, wofür ſo Manches ſpricht. Troilus und Creſſida iſt nach Tieck's geiſtvoller Hypotheſe als ein gelegenheitliches Privatſtück für König Jakob oder einen Großen des Reiches zu nehmen. Mit den Stoffen des antiken Lebens beſchäftigt (1607 bis 1609), mochte der Dichter der Aufforderung leicht nachgeben, das Heldenthum der alten Welt, das er in tragiſchem Untergange geſchildert, auch als Parodie zu geſtalten. Das Stück iſt mit der materiellen Carikirung des Therſites ein wahres Freſſen für feiſte Beefſteaksnaturen Altenglands; es fehlt ihm mit der Grazie der frühern Komödien auch die freie, ſich ſelbſt genügende Luſt des Humors. Der Sturm iſt ebenfalls ein Gelegenheitsgedicht, das kurz nach der Verheirathung von Jakob's Tochter an den Kurfürſten Friedrich von der Pfalz zur Aufführung kam und voller Anſpielungen darauf iſt. Die idylliſchen Züge dieſer wunderbaren Dichtung hauchen eine ſüße Empfindſamkeit, der die Wehmuth nicht ganz fern ſteht, während Caliban, wie Therſites, als eine bloße Zufriedenſtellung des rohen Geſchmacks der

Zeitgenoſſen erſcheint, die vielleicht an der gemüthlicheren Witzhaftigkeit ſeiner frühern clowns kein ſo volles Genüge zu finden wußten. Maß für Maß mit ſeinem herben Style und der tiefſinnigen Schwere, die in der Diction wie im Stoffe liegt, tritt faſt ganz aus der Sphäre des Luſtſpiels.

Ueberhaupt bezeichnet nichts die Stimmung des Dichters ſo ſehr als ſein Styl. Nachdem Shakſpeare den Hamlet geſchrieben und eine unergründbar tiefere Gedankenwelt ſich ihm eröffnet, hatte er kein ausſchließliches Behagen mehr an dem glatten Versbau, der den Styl ſeiner frühern Dramen bezeichnet. Der heitere Scharfſinn, die üppige Luſtbarkeit und der Uebermuth des Humors bieten in der Diction der frühern Komödien auch ihre Schwierigkeiten, allein dieſe gleichen den Stäubchen, mit denen der Strahl der Sonne ſpielt, ſie wiegen leicht gegen den grübelnden Eigenſinn der Sprache in ſeiner Spätperiode. Hier ſchwelgt die Diction in geſuchten Dunkelheiten, in ſeltſamer Willkür, in genialen Wagniſſen der keckſten Art; der Tiefſinn erliegt faſt unter ſeiner eignen Schwere. Pauſen und Härten zer-

ſtören den Fluß des Verſes, der Gedanke hebt die Melodie des Gefühls auf und das Widerſtrebendſte und Widerſprechendſte muß ſich fügen unter den Trotz einer majeſtätiſchen Hoheit. So im Macbeth, Othello, Timon u. a. In Cymbeline, dem ſchließlichen Ausdruck ſeines vollen Weſens nach allen Richtungen, iſt der Complex aller ſeiner Stylarten erſichtlich, die flötende Milde und die ſüße Innigkeit, wie ſie in Romeo und Julie, dem Kaufmanne und dem Sommernachtstraume ſich verlautete, der trunkene Uebermuth, der in What you will und As you like it üppig tändelt, und das grandioſe Pathos ſeiner Hochtragödie. So brachte ſich ſein Weſen zum vollendeten Abſchluſſe; der Dichter in ihm verklärte, was der Menſch in ihm der Dunkelheit ſeines Trübſinns nicht zu entwinden vermochte. Denn bei alledem darf nicht vergeſſen werden, daß der Humor, der ſich an ſich ſelbſt befriedigt, nur Eigenthum ſeiner frühern Periode iſt; alle Oppoſition gegen die tragiſche Verzweiflung im Hamlet, Lear, König Johann, iſt Ironie und eine ſcharfzüngige Satyre, die ſich ſchon um ihrer heißen Stachelluſt willen ihres eigenen Frie-

dens beraubt. Was ſich noch außerdem in der letzten Periode des Dichters als humoriſtiſch hinſtellt, iſt, wie im Therſites und Caliban, in ſeiner burlesken Ausſchweifung nur ein Abfinden mit der Geſchmacksanforderung der Zeitgenoſſen.

Es war hier fortwährend von einer dritten Dichterperiode Shakſpeare's die Rede. Ich will jetzt von ſeiner erſten und zweiten ſprechen und aus ſeinen lyriſchen Gedichten das heranziehen, was die Kenntnißnahme ſeiner perſönlichen Stimmungen ergänzt. Denken wir uns den zwanzigjährigen Jüngling, wie er London betritt. Wir müſſen uns ſeine Gemüthsverfaſſung combiniren, denn mit ihr ſind die Motive ſeiner Dichtungen gegeben. Auf ſeiner Jugendzeit in Stratford liegt manches Dunkel, das uns jedoch nicht behindert, uns den gewaltſamen Durchbruch ſeines Genius zu deuten. Dem bürgerlichen Metier ſeiner heruntergekommenen Familie ergeben, vegetirte ſein geiſtiger Menſch eine Zeit lang ohne angemeſſene Nahrungsſtoffe. Eine leicht erregbare Sinnlichkeit hatte einen Fehltritt zur Folge, und dieſer eine übereilte Heirath mit Anna Hathaway,

einer um acht Jahre ältern Perſon. So was man ehelichen Segen nennt, das blieb nicht aus, in zwei Jahren waren drei Kinder da. Aber das eheliche Verhältniß war ohne allen Segen des Herzens, ohne alle geiſtige Befruchtung. William hatte weder zum bürgerlichen Betriebe, noch zum hausbackenen Ehemanne Talent, und um Erſatz für dieſe zwiefache Unbilde zu ſuchen, gerieth er in die Geſellſchaft müßiger und lärmender Tagediebe. Wie er ſpäter ſeinen Liebling, den Prinzen Heinz, in der Umgebung eines abenteuerlichen Geſindels, jenes Fallſtaff, Poins, Bardolph und Conſorten mit überſchwenglichem Ergötzen ſchilderte, ſo mochte er damals ſelbſt erſcheinen unter der verwahrloſeſten Luſtigkeit einer ſaubern Bande, die ſich aus dem nahegelegenen Parke des ſehr ehrenwerthen Sir Thomas Lucy dann und wann einen Wildbraten ſchoß. Sir Toms, zugleich Schöffe des Obergerichts der Grafſchaft, auch Parlamentsmitglied, war kein Mann, der ſich ungeſtraft necken ließ. Der junge William, im eigentlichen Sinne des Worts ein Wildfang, wurde bei dem Spaße ertappt und gerichtlich belangt. Da war's zum

erſten Male, daß ihm die Muſen lächelten; er gab in einer Ballade den ehrenwerthen Herrn als einen ſchäbigen langöhrigen Eſel dem allgemeinen Gelächter Preis. *) Was aber nun erſt Spaß geworden, wandelte ſich in bittern Ernſt. Thomas Lucy ließ die ganze Schärfe des Geſetzes walten, und William, längſt der Qual ſeines eingepferchten Philiſterlooſes überdrüſſig, vielleicht auch von Schulden, ganz gewiß aber von einer keifenden Ehehälfte bis zum Ueberdruß gepeinigt, verſchwand plötzlich aus dieſer Welt voll umſtrickender Miſèren. So ſchüttelte er die Hefe ſeines Daſeins mit einem Genieſtreiche ab und lief davon. Sein Genius, der als Inſtinct in ihm waltete, führte ihn nach London. Nicht wüſt, aber leer an geiſtigen Intereſſen, ohne Kenntniſſe, aber auch ohne deren lähmende Feſſel, ohne den Schnürleibszwang ſchulgerechter Bildung und nur mit der Spürkraft des Geiſtes ausgerüſtet, in die Verworrenheit menſchlicher Leidenſchaften, die ihm als Möglichkeit nahe gerückt war, einen kecken Blick zu

*) Steevens hat die erſte Stanze dieſes Spottgedichtes aufbewahrt.

werfen: ſo betrat er den Schauplatz, auf dem ſich die großen Kräfte des Menſchenlebens entfalteten. Er ſah mit Staunen, daß die Welt in ganz andern Angeln hing, es war ihm neu, daß das Leben von wahrhaft großen Ideen getragen werde. Eine kriegeriſche Rüſtung, die dem mächtigſten Fürſten der Erde, dem Herrn beider Indien, galt, eine Königin mit eherner Stirn auf dem errungenen, kraftvoll geſicherten Throne, Männer, die als Fürſten ſich neben ſie ſtellten, der Stolz der Nation in großen Charakteren, glänzende Luſtbarkeiten als Abglanz heroiſcher Thaten, eine ſtürmiſch bewegte Menge, die ewig geſchäftig ſich um den weſentlichen Inhalt des Lebens drängt, das Alles ergriff ihn mit wunderbarer Gewalt, und was er als elfjähriger Knabe auf dem Feſte zu Kenilworth träumeriſch geſchaut, was ihm dort und in den Geſchichten ſeiner erſten ungetrübten Jugend als mährchenhaft erſchienen und erklungen war, das trat nun alles mit mächtigen Zügen als eine wirkliche Welt vor ihn hin, als eine Welt ſeines Volkes, der auch er mit ſeinem beſten Sinnen und Denken angehörte. Das war der Moment einer neuen Ge-

burt in ihm, die ihn zum begeiſterten Nationaldichter machte. An dieſer Welt entzündete ſich der Funke ſeines Geiſtes, und alle Flammen ſeines Herzens ſchlugen getreulich wieder zuſammen in dem Schooße ſeines Volkes. Er brauchte nur das Vorhandene zu fühlen, denn alles war da, ein Vaterland, mit den Anſprüchen, das Bedrängte zu ſchützen, ein Thron in der Kraft eines lichten Glaubens, große Kräfte, rieſenhafte Anſtrengungen, die bis in ferne Welten reichten, und das alles nicht einzeln und geſondert, vielmehr mit allen ſeinen Maſſen auf das gewaltigſte zu demſelben Ziele vereinigt.

Und der begeiſterte Sinn des lauſchenden Jünglings wollte das alles wie einen Abglanz des großen Nationallebens in Bildern wiederſpiegeln. Es ſollte ſo getreu ſein, wie ſein Volk es erlebt. Deshalb ſchrieb er keine Elegien, er hatte nichts zu erſehnen, keine Lieder, keine Mährchen, denn er hatte nicht Geheimes, keine halbverſchwiegene Freuden und halbzerdrückte Schmerzen zu beſingen, alles war vollauf offenbart, der Geiſt ſeiner Nation mit freiem Walten in Fleiſch und Blut erſchienen. Als Shakſpeare nach London kam (1586, wenn

nicht früher), war das engliſche Theater in beſtem Gedeihen. Durch Decrete der Königin waren Geſellſchaften patentirt, vierzehn Lords hatten ihre eigenen Truppen, die Klagen der Frommen über die ſtets wachſende Zahl und das Heidenthum der Schauſpieler blieben vergeblich, die hiſtoriſchen Stücke und Komödien hatten die philiſtröſen Moralitäten von der Bühne verdrängt. George Peele war Stadtpoet, und ſchrieb bald darauf ſein: David und Bathſeba, Lyly blühte, Robert Green ſchrieb ſeinen Bacon, Marlow ſeine Massacre at Paris, bald nachher ſeinen Juden von Malta und ſeine Dido; das Theater von Blackfriars ſpielte bereits ſeinen Tamerlan. — Auf der Roſe in Southwark und dem Theater zu Newington, zwei auf Actien erbauten Theatern, kamen Shakſpeare's erſte Stücke zur Aufführung, der alte König Johann, die drei Theile von Heinrich VI., der alte Hamlet, Titus Andronicus, Richard III. und König Lear in ſeiner erſten roheren Geſtalt. Der Dichter fängt an berühmt zu werden (1592). Man begrüßt ihn als ein neues Phänomen, und während Spenſer in ſeinen „Thränen der Muſe" ſeine Ungelehr-

ſamkeit beſpöttelt, Robert Green ihn „eine übermüthige Krähe" ſchilt, „welche ſich ein abſolutes Factotum und only Shake-scene in a country zu ſein dünke," ſieht ſich der Patriotismus, der über den Fall der Maria Stuart und den Untergang der Armada triumphirt, gleichzeitig von ſeinem Heldendichter gefeiert. In ſeiner Perſönlichkeit war er bisher unbeachtet geblieben. Er war Anfangs callboy, Rufer, geweſen, der die auftretenden Schauſpieler citirte, dann hatte er ſelbſt mehreres geſpielt, jetzt wurde er bei der Geſellſchaft des Lord Chamberlain, der er ſich angeſchloſſen, Mitactionair.

Mit dieſen Dramen waren die breiten Fundamente ſeiner Nationalpoeſie gegeben; ſein Talent erſchien hier als der Träger der großen Intereſſen ſeines Volkes, die Alles überſchatteten, was von ſubjectivem Gelüſte ſich in ihm regte; es iſt erklärlich, daß dieſer ſeiner erſten Dichterperiode die Lyrik ganz fehlte, die in perſönlichem Erlebniß ihren Anreiz findet. Auf jener geſicherten Grundlage baute ſich von nun an ſein Genius in ſich ſelber aus. Sein inneres Werden war kein Erzeugniß ſeiner Speculation, vielmehr der naturgemäße Wuchs eines

freien Geiſtes. Und wie ein beſonnener Mann, erſt wenn die Pfeiler des Gebäudes auf geſichertem Boden ruhen, an die innere Schmückung und an die Bedürfniſſe eines behäbigen Familienlebens denkt, ſo begannen für Shakſpeare erſt jetzt die Wunder der Phantaſie ihr Spiel. An die feſte Schärfe der hiſtoriſchen Charakteriſtik ſchmiegte ſich jetzt die ewig träumeriſche Liebe, und was das Mährchen ahnungsvoll nur lispelt, was Muſik verſchwiegen ſagt, und was in allem Wandel der Wirklichkeit, in allem Wechſel der Zeitcoſtüme ſich als ewiges Geheimniß ſtill erſchließt und wieder verſchleiert, das bebt und fluthet nun, bald mit leiſem Geflüſter, bald im Strome der entfeſſelten Leidenſchaft, durch alle Geſtaltungen des Dichters, und macht ſo ſeine Poeſie, dieſes Abgepräge einer thatſächlich vorhandenen Erdenwelt, zum Inbegriffe alles deſſen, was das Menſchenleben in ſeinem Himmel birgt. Mit Romeo und Julia (1592) bricht ſich eine eigene Gemüthswelt Bahn, und raſch hinter einander in dichter Reihe folgen ſich bis zum Ablaufe des Jahrzehends die romantiſchen Komödien und die hiſtoriſchen Luſtſpiele. Hier

iſt die Muſe des Dichters in der Periode ihres Glücks. Die Phantaſie pflückt ſich die keckſten Blüthen, der Humor ſchwelgt im Schooße ſeiner eigenen Glückſeligkeit. Mit dem, was ſich hier als groß und erhaben hinſtellt, kämpfen die Grazien und die Genien der üppigen Luſt einen heißen Wettſtreit, die Größe des Gedankens wird von dem Reichthume der Gefühle überwältigt, der Seher und Prophet im Dichter läßt ſich die Stirn mit Weinlaub umziehen und träumt, vom Dufte der Liebe betäubt, ſeinen großen Traum. Hier laſſen ſich keine einzelnen Figuren angeben, in denen das ſubjective Verhalten des Dichters anklingt, hier ſtellt ſich ſeine Perſon nicht auf dieſen oder jenen Platz, um einer verworrenen Welt gegenüber der Oppoſition den Rücken zu ſichern, der Humor iſt hier nicht die wetterleuchtende Ironie, er ſchwebt und ſchwelgt über ganzen Welten, und ein allverbreitetes Behagen zeigt das Gemüth des Dichters als ganz in ſeiner Dichtung aufgelöſt. In ſolchem Strome der Luſt erzeugt ſind der Sommernachtstraum, Was ihr wollt, Wie es euch gefällt. Was hier mit ernſtem Geſichte auftauchen möchte, wie

der melancholiſche Jacques, wird ſogleich überſpühlt von der allgemeinen Welle einer ſchäumenden Freude, und ſelbſt eine tragiſche Figur wie Shylock, der in der Spätperiode des Dichters in den Vordergrund einer Tragödie geſtellt worden wäre, hebt jetzt die Komödie nicht auf aus ihrem Verbande, der Jubel überwältigt ihn und die Wonne des Behagens iſt zu geſchäftig, um ſich aus Traum und Leben ihr Liebesſpiel zu geſtalten.

In dieſer Periode feierte auch Shakſpeare's Perſönlichkeit ihre beſcheidenen Triumphe. Es kann dies Wohlleben ſeiner Phantaſie nicht ohne ſüße Befriedigung ſeines ganzen Menſchen gedacht werden. Wir wiſſen bei ihm nichts von einer begünſtigten Neigung zu einem weiblichen Weſen, in der ſich ſonſt der Inbegriff alles perſönlichen Glücks zu erſchließen pflegt. Die leibliche Hälfte ſeiner mißgeſchaffenen Ehe lag gewiſſermaßen als abgelagerter Flötz, oder wie ein abgetakeltes Wrack bei Seite gerückt. Wir wiſſen nicht, ob Anna Hathaway ſpäter ihren Gatten jemals in London ſah. Gleichviel, ob oder nicht. Die Federkraft ſeines Geiſtes hatte ſich einmal mit jener kühnen Flucht aller nie-

derdrückenden Beklemmung entwunden, er war ein für alle Mal frei, den Aufſchwung hielt kein lähmender Arm, und ſo hätte er es denn dulden mögen, wenn ſich an ſeine Ferſe das Loos eines Weſens hing, dem mit den Ueberbleiſeln vom Tiſche ſeines Glücks, der in ganz anderer Sphäre ſtand, ein Genüge geſchehen wäre. Aus dem Verhältniſſe ſeiner mißgeſtalteten Ehe mag Manches erklärbar ſein, was wie eine Barbarei und ein Ausfall gegen die Gunſt eines ehelichen Lebens in ſeinen Werken erſcheint. Eine Feier ehelichen Segens liegt ohnedies nicht gerade innerhalb des Bereichs der Poeſie, die die Wunder der blühenden, nicht die Reſultate der fruchtenden Liebe beſingt, und ſo war, was ihm an dauerndem Glücke als Menſch verſagt blieb in dieſer Beziehung, keine unbedingte Beeinträchtigung für ihn als Dichter. Es ſcheint ausgemacht, daß die Gattin ihm auch ſpäter nicht nach London folgte, und als er ſich wenige Jahre vor ſeinem Tode nach Stratford zurückzog, lebte er dort in der Umgebung ſeines Lieblings, ſeiner älteren Tochter Suſanne, die mit einem angeſehenen Arzte verheirathet war. Es liegt eine bittere

Satyre darin, daß er in ſeinem Teſtamente, bei ſehr reichlichem Bedenken der Töchter, ſeiner Frau nicht als das alte Hochzeitbett vermachte; ſo viel und nicht mehr kam ihr zu, in dieſer kargen Billigkeit und billigen Kargheit liegt eben ſo viel von Anna Hathaway verſchuldete Härte als witzige Gemüthlichkeit von Seiten Shakſpeare's. Auch läßt ſich die als teſtamentariſch angegebene Beſtimmung, ſie ſolle dereinſt im Tode neben ihm ruhen, mehr als eine ironiſche Genugthuung gegen das über ihn verhängte und gleichwohl ſelbſt verſchuldete Schickſal anſehen. Mußte er den Todtenwurm, wie ſollte er nicht ſeine leibliche Ehehälfte zu ſeiner Seite dulden! Sein Geiſt, ſein Selbſt, war ja wie im Leben ſo im Tode anderswo.

Sein Geiſt war allezeit anderswo, und hatte in der Blüthe ſeiner Jahre, als ſeine Muſe ſich mit Jubel in des Lebens Luſt und Leid vergnügte, auch in perſönlicher Beziehung ſein eigenthümliches Genüge. Der Gegenſtand ſeiner Neigung, die mehr als Freundſchaft, die eine innige Liebe zu nennen iſt, war Graf Heinrich Southampton. Blieb ihm ein weibliches We-

ſen verſagt, in deſſen Blüthenleben ſeine Seele ihren eigenen Frühling feierte, ſo hatte das Geſchick ihn doch karg bedacht, wenn es ihm in dieſem Lieblinge der Grazien das Spiegelbild aller ſeiner liebſten Wünſche zeigte, und ihn ſo, was die Freundſchaft erſt zur eigentlichen Liebe macht, ein Doppelleben führen ließ. Und wenn in dieſem Ineinandergreifen zweier Lebensſtoffe, in dieſem Wechſeltauſche zweier Seelen, deren jede allein ſich für ſtill verloren hält, der eigentliche Reiz einer Liebe beruht, ſo hat Shakſpeare dieſen Southampton geliebt und eine Neigung für ihn gefühlt, wie ſie ſonſt nur der Zauber der Geſchlechtsverſchiedenheit bedingt. Als äußerer Anknüpfungspunkt der Bekanntſchaft bietet ſich, wie Drake in ſeinem Leben Shakſpeare's erzählt, der Umſtand, daß des Grafen Stiefvater das Amt eines Schatzmeiſters bekleidete, das ihn mit Schauſpielern und Bühnendichtern vielfach in Berührung brachte.

Shakſpeare war damals der obſcure ſtille Menſch, der vor Beſcheidenheit ſeine Stücke anonym ſchrieb, als Schauſpieler höchſtens ſeinen Platz ausfüllte, und ſicherlich keine glänzende Erſcheinung bot, und ſonſt in ſei-

nen perſönlichen Zuſtänden eher Urſache hatte, ſich und die Geſchichte ſeiner Vergangenheit im Dunkel zu belaſſen. An der Begeiſterung des um neun Jahr jüngern Grafen für die Nationalpoeſie, an ſeinem Enthuſiasmus für Romantik und Größe aller Art, erwachte nun des Dichters Neigung zu ihm, die bald ein Verhältniß der innigſten Gegenſeitigkeit wurde, und ſich mit der geiſtigen Entwickelung des ſchönen Jünglings nur ſteigern konnte. Southampton wurde ein Muſterbild aller Ritterlichkeit, ein Held im Kampf und in der Liebe, beglückt und beglückend, ein Liebling der abenteuernden Fortuna, voll männlichen Stolzes und voll hingebender Frauenſanftmuth. Er war der Inbegriff alles deſſen, was in Shakſpeare's Naturell gegeben lag, ſich aber bei bedrückter Enge eines blos bürgerlichen Vegetirens aus ſeiner Perſönlichkeit hervor nicht Bahn brach, vielmehr nur in den Anſchauungen ſeines ſchaffenden Geiſtes wie ein Feuerſtrahl aufſtieg und den Kern ſeines innern Menſchen beleuchtete. So war Southampton das in glänzender Erſcheinung ausgeprägte Bild und Weſen des Dichters ſelber, und wenn

es wahr iſt, daß wir in der Liebe nur immer die Idee und Verklärung unſerer eigenen Natur empfinden, ſo feierte hier der Dichter unwiſſentlich ſich ſelbſt in einem Abglanze, der mit allen Reizen einer blühenden, aber leichtzerflüchtigen Erſcheinungswelt ausgeſtattet war. Darum konnte er in hundert Sonetten dieſe Frühlingsblume ſeines Geiſtes verherrlichen, weil ſie alles der Außenwelt aufzeigte, was ſich nur von Schönheit und Fülle ſeinem innern Genius erſchloß; darum konnte er um den flüchtigen Schmelz dieſer Blüthe ſo elegiſch trauern, ſo weich verzagen, und ſich den Troſt wohl zehnfach wiederholen, ſein Vers müſſe die Schmiede ſein für die Unſterblichkeit dieſes Adonis-Southampton.

Mit „Venus und Adonis," einem epiſch-lyriſchen Gedichte, brachte der anfangs ſchüchterne Shakſpeare dem Freunde die erſte offene Liebesgabe; in der Widmung ſeiner „Lucretia" herrſcht ſchon mehr ein vertraulicher Ton *). In jenen beiden mythologiſchen Figuren ſtellen ſich unwillkürlich zwei Portraits in moder-

*) Gottlieb Regis theilt ſie S. 252 in ſeinem Shakſpeare-Almanache (Berlin bei Veit) mit.

nem Coſtüme vor Augen. Shakſpeare's Venus iſt eine fleiſchige verführeriſche Dame von damals, und der Gedanke, der Dichter habe in dem widerſtrebenden Adonis ſeinem Freunde, den ein Verhältniß ähnlicher Art gefangen gehalten, ein Bild der Nacheiferung zeichnen wollen, läßt ſich nicht leicht abweiſen. Dieſer Situation entwunden, wurde Southampton ein Weiberhaſſer, und die ſiebzehn erſten Sonette des Dichters haben den Zweck, dem ſchönen Freunde die Vereinſamung eines liebeleeren Daſeins zu verleiden. Ton und Sprache dieſer Gedichte harmoniren mit Venus und Adonis, und der ſüße Schmeichellaut der Rede, den Romeo und Julia austauſchen, ergibt ſich als verwandtſchaftlich mit der Diction dieſer Sonette. Nun war das Verhältniß zwiſchen Beiden von der traulichſten Art, und der Dichter, allezeit den Liebling anſpornend und behütend, erlebte die Wechſellaunen ſeines Geſchicks in ſich mit, als träfen ſie ihn ſelber. Southampton entbrannte bald darauf in einer dauernden Neigung zu Eliſabeth Varnon, einer Couſine des Grafen Eſſex, und ſo mußte er den Wandel von Gunſt und Mißgunſt, den Eſſex

von Seiten der Königin erfuhr, mit dieſem theilen. Als Freiwilliger und Befehlshaber eines Schiffes folgte er dem General nach den Azoren. Der Eifer der Kampfluſt verführte ihn zu einem ungeheißenen Angriffe; er bohrte eine ſpaniſche Fregatte in den Grund, und Eſſex ſchlug ihn zum Ritter, konnte aber die Ungunſt der Königin von des Heldenjünglings Haupt nicht abwenden; Händel, Zweikämpfe und Abenteuer, die Southampton am Hofe hatte, verſchlimmerten das Mißvergnügen. Man ſah ihn im Parlament als Redner und Vertreter der Volksintereſſen, während er mit Freunden ſchwelgte, Künſtler und Dichter um ſich verſammelte, und dem Willen der Königin, die einer Verbindung mit Miſtreß Varnon abhold war, durch ein heimliches Ehebündniß trotzte. Mit dem Staatsſecretair Cecil war er eine Zeit lang in Paris geweſen; bald darauf folgte er dem Grafen Eſſex, der ihn eigenmächtig zum General der Reiterei ernannte, nach Irland. Ein Decret nahm ihm das Commando über die Reiterei, und nun ſchwärmte er wieder in London umher, ein Alcibiades, der mit glänzendem Müßiggange, mit

Kunſtgenüſſen und Aventüren ſeine Zeit verbrachte, bis er mit dem Grafen Eſſex als Theilnehmer an deſſen Inſurrectionsplänen, des Hochverraths angeſchuldigt, vor Gericht ſtand. Eſſex wurde bekanntlich enthauptet, Southampton in den Tower gebracht. Die Fürſprache Cecil's und der Peers hatte ihn von dem gleichen Schickſale befreit. Erſt der Tod der Königin befreite ihn aus dem Kerker.

Es iſt unerklärlich, warum Shakſpeare's Gedichte an den Freund bei Lebzeiten der Eliſabeth nicht im Drucke erſchienen, ſondern nur zerſtreut in den Zirkeln der haute-volée umliefen, und theilweiſe gewiß verloren gingen. Ihre jetzige Anzahl iſt, außer den ſchon gedachten 17 erſten von ganz beſtimmtem Zweck und Anlaß, 109. Sie haben in dem Geſchicke Southampton's ihre Motive. Die Stimme des Dichters ertönt warnend, tröſtend, ermuthigend und rathend, und alles, auch die Worte des Tadels, durchweht der Hauch der zarteſten Liebe. An den Schmerz des Freundes drängt ſich dann auch der eigene Kummer, und die Mißſtimmung, wie ſie ſich in den kleinen Stunden großer Gei-

ſter bedeutſam regt, tönt mit ein in die Elegie der Freundesliebe. An dieſen Southampton fühlt ſich der Dichter gebannt, und immer droht die ſchlanke Geſtalt ſich im Gedränge des Lebens ſeinen Armen zu entwinden, die ſich ſonſt vergeblich öffnen und ſchließen. So zagt er bald um ſeinen Beſitz, bald hüllt er ſich in Schweigen. Dann drängt ſich Southampton ſelbſt wieder an ihn, und ſein Vorwurf, der Dichter liebe ihn nicht mehr, facht die Liebe zu doppelten Flammen an. So entfaltet ſich hier die ganze ſüße Qual einer unüberwindlichen Neigung, und was in Romeo und Julia Zartes und Inniges ſich ausſpricht, was die Komödien an epigrammatiſcher Feinheit der Ironie, an Bilderfülle der keckſten Art, an Rieſengedanken in Form kindlicher Spielerei enthalten, findet ſich in dieſen Sonetten zu buntem Gemiſch; auch die Scharmützelgefechte des Witzes, wie ſie Benedict und Beatrice in „Viel Lärmen um nichts" vorführen, die coquette Dreiſtigkeit der Sylbenſtecher, die verſchlagene Liſt der Narren, der ganze verwegene Uebermuth der Shakſpeare'ſchen Diction, iſt hier mitten in der elegiſchen Lyrik wieder anzutreffen.

An ein Myſterium gerathen wir bei der Betrachtung der an ein weibliches Weſen gerichteten Sonette Shakſpeare's, 28 an der Zahl. Bei manchem dieſer Gedichte möchte man der Vermuthung einiger engliſchen Kritiker Raum geben, Shakſpeare habe hier im Namen eines Andern Verſe gemacht, wie unter andern das 130ſte mit ſeiner gezwungenen Haltung recht gut für einen Zweiten zur Ueberreichung an eine Geliebte gedichtet ſein könnte. Aber in der Mehrzahl wogt ſo viel eigener Strom der bewegteſten Gefühle, daß ſie der Dichter nur im Namen ſeiner ſelber ſchreiben konnte. Wer die Geliebte geweſen, macht das Intereſſe der Unterſuchung nicht aus, zumal da die Liebe des Dichters hier nicht als geiſtige Flamme erſcheint, und der Gegenſtand ſeiner Hinneigung als nach mehrern Seiten hin zugänglich und willfährig ſich zeigt. Die Sonette ſprechen nur von phyſiſchem Behagen und Unbehagen, von der Qual eines Verlangens und ſeiner Sättigung, vom Unglücke einer dringlichen Begier, und vom Verrathe und gänzlichen Unwerthe derjenigen, die ſie eingeflößt. Daß ſolche Neigung und ihr Ausſpruch eines großen

Dichters unwürdig, bleibe der ſchwächlichen Prüderie an der freien Natürlichkeit Shakſpeare's nachzuweiſen und zu bejammern übrig; aber Alles zu Allem genommen, möchte hier allerdings eine ſinnliche Verirrung des Dichters ſich an den Tag ſtellen. Im erſten dieſer Sonette (127) beſingt er (wie ſein Biron in Love's labours lost) das gefährliche ſchwarze Auge und todbringende Rabenhaar ſeines Mädchens; das zweite athmet noch in aller Schönheit den Drang eines zärtlichen Gefühls, gleich darauf aber miſcht ſich die Qual des blos ſinnlichen Genuſſes in die Stimmung des Dichters. Wahrſcheinlich war es eine junge verführeriſche Witwe, die ihn lockte, und es iſt nur merkwürdig, daß William Zeit ſeines Lebens mit Witwen zu thun hatte. Das 133ſte Sonett läßt ahnen, ſein Freund Southampton ſchmachte in denſelben Banden, das 173ſte zeigt die Geliebte als eine offenbar verdächtige Schöne, mit dem 141ſten iſt einem ſchon nicht mehr recht geheuer zu Muthe, und mit dem Aufruhre dämoniſcher Mächte, der ſich von nun an ausſpricht, überfliegt uns eine Art ſchauerlicher Angſt, die der empfindlich gereizte

Witz des Dichters nur noch mehr ſtachelt. Die dazwiſchen tönende Beſchwichtigung: „Lieb' iſt zu jung, ſie weiß nichts von Gewiſſen" — verhilft uns nicht wieder zu harmloſer Natürlichkeit; die Gefühle winden ſich fort und fort in einem flammigen Stoffe herum, in welchem mehr wollüſtiger Haß als Liebe lodert. Daß ſich das Bewußtſein der Seele frei durchdringt, mögen zwei unten ſtehende erweiſen *), ſonſt aber liegt ſchon in der zerriſſenen Halbheit des Ausſpruchs, der ſich in den

*) Wie plagſt du Amor, thöricht blinder Wicht
Die Augen! daß ſie ſehn, und was ſie ſehn, nicht ſchätzen.
Sie kennen Schönheit ſehn, wo Schönheit liegt,
Und wagen, Beſtes Schlecht'ſtem gleichzuſetzen.
Wenn ſich das Aug', entweiht von falſchen Blicken,
Zu jener Bucht, wo Alle ankern, drängt;
Was machſt du Hamen aus des Auges Tücken,
Daran das Urtheil meines Herzens hängt?
Wie hält das Herz für ein umzäuntes Gut,
Wovon es weiß, es iſt der Welt gemein?
Färbt Wahrheitfarben ein ſo falſches Blut,
Und widerſetzt ſich offnem Augenſchein?
Hat Aug' und Herz das lauterſte verkannt,
Und nun ſo ekler Peſt ſich zugewandt?

* * *

meiſten offenbart, das Kennzeichen einer trüben Verworrenheit der Sinne. Es war ein Verhältniß ohne Klarheit des Verlangens, ohne Ruhe im Genuß, mithin ohne Harmonie der leiblichen und geiſtigen Wünſche. Daß Shakſpeare die Gefährlichkeiten gleißneriſcher Reize kennen gelernt, ſollte nicht ſchwer werden an manchen ſeiner piquirten Humoriſten nachzuweiſen, die, an der Weiblichkeit gewöhnlichen Schlages überſatt, die Forderungen der Natur, in denen ihre Vernunft ſich als

---

Wenn Liebchen ſpricht, daß nie ihr Herz erkalte,
So glaub' ich ihr, wenn ſie es ſchon erfand;
Damit ſie mich für einen Neuling halte,
Mit Lüſten dieſer Welt noch unbekannt.
So, irrig wähnend, daß ſie jung mich wähne,
Wiewohl ſie weiß, mein Frühling iſt dahin,
Läugn' ich's ihr nicht in ihre falſchen Zähne,
Und beiderſeits verbirgt ſich wahrer Sinn.
Doch warum ſagt ſie nicht, daß ſie nicht treu?
Warum nicht ich, daß einſt ich jung geweſen?
O, Amor's Lieblingsluſt iſt Heuchelei,
Und Lieb' in Jahren mag nicht Jahreszahlen leſen.
Darum belüg' ich ſie, belügt ſie mich,
Und unſre Lügenſünden ſchmeicheln ſich.

ſchlechte Philoſophie erwies, witzig beſpötteln, wie luſtige Kriegsleute, die aus ſchlechten Händeln mit heiler Haut davongekommen. So können manche dieſer Sonette als ſubjective Präludien für Stimmungen angeſehen werden, die Shakſpeare nachher in dramatiſche Geſtalten umſetzte nnd ſo das an ſich ſelbſt Unerquickliche los wurde. Eine unvollkommene Sammlung von ſeinen kleinern lyriſchen Gedichten finden wir unter dem Titel: „Der verliebte Pilger," unter dem ſie auch mit des Dichters Namen im Druck erſchienen. Auch dies ſind Präludien namentlich für Venus und Adonis, kleine Anklänge für einzelne ſangluſtige Figuren in den Luſtſpielen, wie ſich denn die lyriſche Stimmung bei Shakſpeare leicht einem fremden, außer ihm liegenden Charakter anſchmiegte und ſomit objectiv wurde. Um aber ſchließlich keine Diſſonanz in dem Gemüthe des größten aller Dichter übrig zu laſſen, und die Mißſtimmung, die in den Sonetten an eine verfängliche Geliebte laut wird, aufzulöſen, ſtehe zu guter Letzt hier das Gedicht, in welchem er ſelbſt dieſe ſeine Lyrik durch ein anmuthig epigrammatiſches Bild zum Abſchluſſe bringt:

Einſt ſchlief der kleine Liebesgott; zur Seiten
Lag neben ihm ſein Herzensfeuerbrand,
Und manche Nymphen, die ſich keuſchem Leben weihten,
Umhüpften ihn. Mit ihrer Mädchenhand
Ergreift die ſchönſte Büßerin das Feuer,
Darin viel tauſend Herzen ſich verzehrt:
So ward von Jungfrauhänden der Verleiher
Heißathmender Begier im Schlaf entwehrt.
Sie löſcht den Brand in einem tiefen Bronnen,
Den Liebesgluth mit ew'ger Hitze traf:
Er ward zum Bad, wo Kranke Heil gewonnen,
Geneſung trinkend. — Doch ich, Liebchens Sklav,
Trink' ihn umſonſt; die Welle rauſcht und ſpricht:
Wenn Liebe Waſſer wärmt, kühlt Waſſer Liebe nicht.

IX.

Shelley.

„Hätte er länger gelebt," — ſchrieb Thomas Moore, — „ſo würde die Welt am Ende gelernt haben, ſeinem Genie die höchſte Huldigung darzubringen!"

Ja, da liegt es eben. Das Genie hat nicht immer Luſt, auf die Anerkennung der Welt zu warten, es hat nicht immer das Talent, die Langeweile zu überdauern, läßt es bei dem erſten Verſuche bewenden, die Schläfer um ſich her aus dem ſtarren Banne des Herkommens zu ſchütteln, ſiecht krankhaft hin, oder nimmt ſich das Unglück des Widerſtandes noch tiefer zu Herzen und ſtirbt, eine vorzeitige, vom verſpäteten Winterſchnee raſch begrabne Maiblume.

A phantom among men, companionless
As the last cloud of an expiring storm —
A love in desolation masked —

wie Shelley ſelbſt in ſeiner Adonais ſagt. Iſt dann die vereinſamte Blume ſchnell hingewelkt, ſo kommen die denkenden Menſchen herbei, und ſuchen ſich aus der Aſche die Bedeutſamkeit des blühenden Lebens zu deuten. Wenn ſie ihm einen grünen Hügel aufſchichten, dann nennt man ſie ſchon dankbar; oft aber laſſen ſie die Gebeine des Verſchmähten in der Winternacht der Gleichgültigkeit vermodern.

„Da iſt wieder ein Mann geſtorben," — ſchrieb Lord Byron, als er mit Trelawney vom Scheiterhaufen kam, der Shelley's Ueberreſte verzehrte — „wieder ein Mann, den die Welt ſchmählich und boshaft verkannt hat. Shelley war der beſte und am wenigſten ſelbſtſüchtige von allen Menſchen, die ich je kennen lernte, ein Mann, der all ſein Glück und Vermögen für Andre geopfert hat."

Armer Shelley! — Alt-England hatte ihn ein für allemal von ſich geſtoßen, ein für allemal nach den Ge-

ſetzen der Kirche als Atheiſten gebrandmarkt. Und doch, wer den Verfluchten an ſein Herz nahm, der fand in ihm einen unerſchöpflichen Quell der reinſten Menſchenliebe. Und wer die Menſchheit liebt, wie kann der ernſtlich Gott verläugnen, da Gott die Liebe ſelber iſt! Mary Shelley, ſeine Gattin, mußte ihn kennen. „Die Einſamkeit, in welcher Shelley lebte," — ſchrieb ſie, — „war die Veranlaſſung, daß ihm nur Wenige näher traten, und ſein furchtloſer Enthuſiasmus für die Sache, welche er für die heiligſte auf Erden hielt, die Verbeſſerung des moraliſchen und phyſiſchen Zuſtandes der Menſchheit, war der hauptſächliche Grund, weshalb er, gleich andern Reformatoren, von Haß und Verläumdung verfolgt wurde. Kein Menſch war jemals mehr als er bemüht, alles um ihn her zu beglücken. Die undankbare Welt fühlte ſeinen Verluſt nicht, und die Lücke, die er machte, ſchien ſich ſo ſchnell über ſeinem Andenken zu ſchließen, wie die mörderiſche See über ſeiner lebenden Geſtalt. In Zukunft wird man ſich beklagen, daß ſeine transcendenten Geiſteskräfte untergingen, bevor ſie der Welt ihre erwählteſten Schätze

überlieferten. Seinen Freunden iſt ſein Verluſt unerſetzlich; der Weiſe, der Edle, der Brave iſt für immer dahin. Er iſt ihnen wie eine helle Viſion, deren ſtrahlende Spur, in der Erinnerung zurückgelaſſen, alle Wirklichkeiten des Lebens aufwiegt. Seine bloße Gegenwart, wie Ithuriels Speer, war genügend, um die Falſchheit der Angaben zu enthüllen, welche ſeine Feinde der getäuſchten Welt in's Ohr flüſterten."

Er war neunundzwanzig Jahre als er im Buſen von Spezia ein Raub der Wellen wurde. Mißt man aber das Leben nach Ereigniſſen, nach Empfindungen, ſo war er ſehr alt geworden. Schon in der Natur iſt die Zeitlänge nicht der gültige Maßſtab; die kleine Ephemere, die lebensgierig, in vergnüglicher Haſt, dahinſchwärmt, lebt mehr als die Schildkröte unter der gepanzerten Schaale.

Das ſtürmiſche Meer, das ſeinen Nachen verſchlang, kam vielleicht nur um wenig dem natürlichen Ablaufe ſeines Lebensproceſſes zuvor; ſein äußerer Menſch war faſt allzu zart gefügt, ſeinen innern hatten die Zeitgenoſſen ſchon früh bis auf den Tod verwundet. Er war

ſchlank und dünn von Figur. Man nannte ihn ſehr ſchön, aber es war eine mädchenhafte Schönheit. Dieſe großen Augen waren lebenſprühend, das braune Haar ringelte ſich in üppiger Fülle um ſein Haupt; allein dieſe glänzend rothen Wangen auf milchweißer Haut waren nur eine täuſchende Roſenpracht, die ſich in der Farbe irrte; weiße Roſen hätten ihm mehr geziemt. Seine Nerven waren von früh auf ſo reizbar geweſen, daß er lähmender Mittel bedurfte, um ſie zu ſänftigen. Der Genuß des Opiums zerrüttete ſein ganzes Syſtem und er litt an Zufällen, die ſein Haupt tagtäglich unter das Schwert des Damocles rückten. Seine Phantaſie war ſo geſchäftig, daß ſie ihn im Schlafe immer mit tauſend angſtvollen Bildern umgaukelte; ſein Gehirn war reich genug, ihm immerfort neue Traumgeſtalten zu ſchaffen, aber nicht kräftig genug, die heraufbeſchworenen Geiſter zu bannen und zu beherrſchen. Nicht ſelten wurden ſeine Träume zu Viſionen und ſein ſomnambuler Geiſt hätte Herrn Juſtinus Kerner beſſere Geſchichten liefern können, als dieſer je im Gehirne alter Weiber zuſammenſuchte. Eine jener krankhaften Aus-

artungen ſeiner immerfort gegeißelten Einbildungskraft erzählt Lord Byron mit der ihm eignen geſpenſterluſtigen Sympathie. Es war in der letzten Periode ſeines Lebens; Shelley hatte ſich für den Sommer 1822 die Villa Magni, dicht am Meere, an dem reizenden Buſen von Spezia, gemiethet. Dort lebte er zwei Monate in gänzlicher Abgeſchiedenheit, nur in Geſellſchaft ſeiner Frau und ſeines Kindes. Hier, wo er ſeine letzten Gedichte ſchrieb, die luftig hingehauchte „Zauberin des Atlas" und den fragmentariſch gebliebenen „Triumph des Lebens", ereignete ſich der Vorfall, den Byron berichtet. Um Mitternacht, ſtürzten die Bewohner der Villa plötzlich auf; ein durchdringender Schrei jagte ſie vom Schlummer wach. Miſtreß Shelley ſank auf der Schwelle des Saales ohnmächtig nieder. Dort ſtand der Dichter, mit weit aufgeriſſenen Augen ins Leere ſtarrend, mit den zitternden Händen wie nach Geſtalten greifend. Als man ihn zur Beſinnung gebracht hatte, erzählte er ſeine Viſion. In einen Mantel gehüllt, ſei ein Mann an ſein Lager getreten und habe ihm gewinkt. Im Saale warf das Phantom den Mantel

zurück, gab ſich ihm als ſeinen Doppelgänger zu erkennen und verſchwand mit den Worten: siete satisfatto? — Am Abend vorher hatte Shelley jenes Calderon'ſche Trauerſpiel geleſen, in welchem Cyprian, eine Art Fauſt, ſich durch einen maskirten Fremden in allen ſeinen Plänen gehemmt ſieht. Der mächtige Unbekannte hat überall die Hand im Spiele, verfolgt ihn auf allen Bahnen, vereitelt ſeine Hoffnungen und entzweit ihn mit ſeiner Geliebten. Der Held fordert ihn und der Unbekannte erſcheint zum Zweikampfe. Aber als das Gefecht beginnt, demaskirt er ſich, und vor dem Helden ſteht ſein eigen Bild, ſein Doppelgänger. Mit den Worten: „Biſt du zufrieden?" verſchwindet er; jener ſtirbt vor Grauſen. — Dieſe Situation wiederholte ſich Shelley's Fieberphantantaſie und rief die an Wahnſinn gränzende Erhitzung hervor.

Ein früherer Vorfall, der ſich ihm in Wales ereignete, hängt in der Schwebe von Traum und Wirklichkeit. Es war in einem Wirthshauſe in Carnarvonſhire. Shelley ſitzt um Mitternacht an ſeinem Studiertiſche, als ein plötzliches Geräuſch vor dem Fen-

ſter ihn aufmerken heißt. Der Laden ſchiebt ſich langſam zurück, und ein ſtarker Arm, ein Piſtol zwiſchen den Fingern, die Mündung auf ihn gerichtet, ragt herein. Er ſieht noch, wie der Hahn geſpannt wird, aber der Schuß fährt neben ihm in die Wand. Sein perſönlicher Muth beflügelt ihn, er ſtürzt hinaus, um den Mörder zu faſſen. Am Ende eines langen Ganges, der aus dem Garten führt, ſtößt er auf den Feind, der noch einmal das Piſtol auf ihn abdrückt. Es verſagt, und Shelley ſtürmt auf ihn ein, der zarte, ſchlanke Dichter ringt mit Löwenkraft, bis der Fremdling ſich plötzlich durch eine geſchickte Bewegung ſeinen Händen entwindet. — Alle Bemühungen, dem Unbekannten auf die Spur zu kommen, das Ereigniß zu ergründen, blieben vergeblich.

Ein anderes Ereigniß belegt die ſtarre, bis an Verworfenheit grenzende Unduldſamkeit Alt-Englands. Es war im Herbſt 1820. Shelley war in Piſa. Wie er in das Poſthaus tritt, um Briefe in Empfang zu nehmen, und ſeinen Namen angibt, ſtürzt ein Fremder mit dem Ausruf: „Was! ſind Sie der Atheiſt Shelley?“

auf ihn ein und verſetzt ihm einen Schlag auf den Kopf, daß der ſchwer Getroffene beſinnungslos zu Boden ſinkt. Als Shelley wieder zu ſich kommt, iſt der Unbekannte verſchwunden. Der empörte Dichter verſäumt nichts, um ihn ausfindig zu machen, er erfährt, daß es ein engliſcher Officier geweſen, der früher in portugieſiſchen Dienſten ſtand. In Begleitung eines Freundes reiſt er dem Flüchtling nach, der ſchnell nach Genua aufgebrochen war; dort verlor man die Spur des Elenden.

Dies kann für einen Ausbruch der allgemeinen, oder vielmehr der gemeinen Meinung gegen ihn gelten. In dem gemüthlichen Deutſchland, wo man ſich in religiöſen Dingen für geiſtig feiner hält, hat es in neueſter Zeit nicht ganz an ähnlichen Zügen gefehlt. In England ſchürten hartköpfige Tories und bornirte Pfaffen das Feuer des Haſſes gegen den edlen Shelley. Die feile Literatur des Quarterly-Review war anhaltend der Schauplatz kritiſcher Barbareien geweſen. Dort ſattelte fortwährend die Canaillerie der orthodoxen Frömmigkeit ihre blöden Roſſe; man fand oft die empörendſten Ausartungen einer grauſamen Unduldſam-

keit. Unter andern weiß man folgenden Zug. Auf dem Mont Anvert hatte Shelley, wie es bei Reisenden üblich, in das dortige Fremdenbuch seinen Namen eingetragen. Eine schnöde Beefsteaksnatur von Alt-England schrieb in frommem Eifer das Wort des Fluches: „Atheist" unter den Namen des Dichters. Einige Zeit nachher besuchte Southey, der Hofpoet, den Berg, notirte sich diese Curiosität und stellte später im Quarterly diesen Zusatz der unmenschlichen Dummheit als ein Selbstgeständniß Shelley's dar, woraus er die Unmoralität des Dichters nachwies, der sich nicht scheue, frech vor aller Welt mit seiner Ungläubigkeit zu prunken. — Bei Galignani erschien ein Bericht über eine Reise Lord Byrons nach Sardinien und Corsica, der mehrere Auflagen erlebte und von dem großen Sturme viel Wesens machte, den die Reisegesellschaft ausgestanden. Shelley, hieß es, sei vor Angst unterwegs zum Katholicismus übergetreten. Daß die erfinderische Bosheit mit solchen Zügen Glück machte, ist erklärlich. Die ganze Reise war Erfindung, weder Byron noch Shelley waren je in Sardinien oder Corsica gewesen.

An Gehäſſigkeiten ſolcher Art gegen Byron fehlte es dem Journalismus der Tories nie, und es iſt nicht zu berechnen, wieviel dadurch im Gemüthe des Verfolgten verwüſtet wurde. Wenn ſich die Satzung, das Herkommen, der für heilig erklärte Aberglaube der Welt, mit ſolchem Fanatismus waffnet, ſo fühlt ſich das freiheitsluſtige Herz von einer Hölle umzingelt, und wirft ſich in alle Schreckniſſe der rathloſen und ſeines freudigen Gottes beraubten Irrſal. Für Shelley erwuchs alles Ungemach aus dem feſtgehaltenen Richterſpruche, er ſei ein Menſch, der Gottes Daſein läugne. Dieſen Spruch fällte man in Oxford über den ſechzehnjährigen Jüngling, und hätte er eine Ewigkeit gelebt, um die Menſchheit durch die Gaben ſeines Geiſtes zu beglücken, die Armuth zu retten, dem Reichthum Humanität zu predigen: Englands Geiſtlichkeit hätte den Spruch nicht zurückgenommen, der ihn aus der Reihe der moraliſch berechtigten Weſen ſchied, und den eine vorüberfliegende Abirrung ſeines jugendlichen Denkens hervorrief.

Seine Entwickelung nahm ungefähr dieſen Verlauf.

Zu Fieldplace in Sussexshire (am 4. August 1792) geboren, verlebte Percy Bysshe Shelley auf dem einsamen Landsitze seines Vaters, des Baronets von Castle Gowing, die erste Jugend. Seine Schwestern waren dort sein einziger Umgang. Acht Jahre alt, kam er auf die Schule von Sion-House in Breetford. Hier ward seine stille Mädchenhaftigkeit ein Gegenstand des Spottes; der Knabe ward scheuer, zurückhaltender, er begann die Einsamkeit zu lieben und streifte ganze Tage lang in den Wäldern um. Auf der Schule zu Eton vollendete sich die Melancholie seines Wesens; der Hang zur Poesie bildete sich rasch aus. Er las alte Balladen und schrieb ein langes Epos in sechs Gesängen: „der wandernde Jude", das Medwin, sein Jugendfreund, eine wilde, chaotische Geburt, wüst, titanenhaft, nannte. Bevor er sein sechzehntes Jahr vollendet, erschienen zwei Romane von ihm: „Zasterozzi" und „die Rosenkreuzer." So schnellwüchsig entfaltete sich seine Natur und schüttelte hastig die eigne Unreife in die Welt hinaus. Die Schwärmerei von rascher Weltverbesserung wucherte schon früh in seinem Gehirn; der Gedanke, in Politik

und Religion ein Reformator zu werden, quälte ihn Tag und Nacht. Unter andern veranlaßte er auf der Schule zu Eton eine Verschwörung gegen die Lehrer, um die Schultyrannen zur Abschaffung der körperlichen Züchtigungen zu nöthigen, und schrieb in diesem Sinne anonyme Briefe an die Geistlichen der Nachbarschaft. Mit dem sechzehnten Jahre bezog er die Universität zu Oxford. Hier machte er ein Heft Gedichte bekannt: „Nachgelassene Papiere meiner Tante Margarethe Nicholson," eine Reihe von Versen, welche in die Ausgabe seiner Werke nicht aufgenommen sind; auch der Panegyricus auf Charlotte Corday, dazu gehörig, ging verloren. Das poetische Gefühl für das Unglück, das sich in den Gestaltungen des Menschenlebens vergeblich sein Grab baut, trieb ihn auch zu philosophischen Fragen; er studirte Spinoza und seine Geisteskräfte verfielen dem Skepticismus in die Hände. Hume ward sein Evangelium, und er schrieb noch vor Ablauf seines zweiten Studienjahres ein Heft über „die Nothwendigkeit des Atheismus." Sein übereilter Jugendsinn wollte den Menschen ihren schlaffen Glauben an den

alten Gott im Himmel, der oben glücklich ſei und unten auf Erden alle Gräuel der Zerſtörung zuließe, mit Einem Streiche vernichten; wo Gott nicht auf Erden ſei und in Liebe unter den Menſchen walte, da ſei auch keiner im Himmel! Dies ſeltſame Product verbreitete er ſelbſt mit geſchäftiger Eile, er ſandte es an die gelehrten Perrücken, er ließ es auf der Bank der Biſchöfe umlaufen. Alsbald ſtand er vor den Häuptern des Kollegiums, der Knabe mit der Unſchuld ſeiner Prüfungsluſt vor den grauen Inhabern der ein für allemal wie ein verfallener Burgflecken in Beſchlag genommenen, hohen Kirchenweisheit. Statt zu widerrufen, unternahm er es vielmehr, ſich mit den Ariſtokraten der Gelehrſamkeit in Beweisgründe einzulaſſen, gegen die Satzung mit Dialectik zu Felde zu ziehen, der Vernunft ihr freies Recht der Prüfung zu erkämpfen. Das nun freilich war faſt mehr als Gottesläugnung, und der Knabe Shelley ward als Atheiſt proclamirt und vor der Hand aus der Gemeinſchaft der Univerſität ausgeſchieden.

Dies nahm er für einen Beleg, daß ſeine Meinun-

gen zu gewichtig ſeien, um ſie widerlegen zu können; ~~nein~~, der Trotz verfeſtete ſeine Geſinnung, er erſchien ſich als ein Märtyrer der jungen Weisheit ſeines Jahrhunderts. Allein ſeine Verhältniſſe als Mitglied eines Staates, als Mitglied einer Familie, ſeine Anrechte als Menſch wurden durch die Verdammung des Collegiums einer troſtloſen Verwirrung preisgegeben. Das elterliche Haus weigerte ſich, ihn aufzunehmen, und als der Vater ihn endlich vorließ, war die tiefſte Verachtung das Erbtheil des Sohnes, und er floh ſeine Familie für immer. Noch tiefer erſchütterte ihn der Verluſt der Geliebten. Miß Harriet G. war das Mädchen, das er angebetet, und die Gluth der Liebe hatte jenen Roman „Zaſterozzi" hervorgerufen, an welchem die junge Freundin ſelbſt einige Kapitel ſchrieb. Es ſchienen zwei Weſen von wunderbarer Aehnlichkeit der Geiſter, die ſich hier gefunden hatten. Aber wer Gott nicht kannte, der konnte auch die Liebe nicht kennen, und die Geliebte floh den Furchtbaren, den die Menſchheit von ſich ſtieß. Shelley ſah ſie bald in den Armen eines Anderen.

So ſtand er ziemlich losgebunden von allem Lebensgehalte, und er hätte jetzt erſt die Frage aufwerfen ſollen, ob der Gott, den er nicht im entlegenen Himmel, ſondern unter der Menſchenwelt lebendig wiſſen wollte, hier wirklich ein Daſein habe. Shelley war ſelbſt bis auf die drückendſten Aeußerlichkeiten von dem Verkehre mit Menſchen abgeſchnitten. Seine Familie war reich, ſein Großvater hinterließ ein Vermögen von 20,000 Pfund Sterling jährlicher Einkünfte und 300,000 Pfund liegender Gründe. Der Enkel, der Atheiſt, kämpfte jetzt um die Nothdurft des Lebens; ſeine Freigebigkeit, ſein Eifer, das Elend um ihn her zu tilgen, hatte jetzt ihn ſelbſt zum Ziele der nächſten Mildthätigkeit.

Einmal verfallen in die Schlingnetze des Zweifels, mußte er ſich nun ganz heimiſch machen in der Metaphyſik, um Gott zu ſuchen, den er in den Zuſtänden der Menſchheit nicht fand. Baco, Prieſtley, Price, Smith, wurden ſeine Studien. Der Glaube an die unbegrenzte, aber künftig ſchon auf Erden erreichbare Vervollkommnung des Geſchlechts, wurde ſeine Religion. Seine Phantaſie ſchwelgte in dieſen Gebieten einer

goldnen Zukunft, wo das Verbrechen auf Erden verſchwinden und der Menſch befreit ſein werde von den Gebrechen der bürgerlichen Verhältniſſe, von den Feſſeln der religiöſen Tyrannei. Er kam auf die Entdeckung: das Böſe ſei kein urſprünglicher Theil der Menſchenſeele, nur durch die Abweichung von den Bahnen der Natur ſei das Geſchlecht in das Elend ſeiner Zuſtände gerathen, aber der Geiſt werde Kraft gewinnen, die zertrümmerte Natur, das Kind des Schöpfers, wieder in ſich aufzubauen. Dann werde Gott wieder da ſein unter den Menſchen, und ſein Geiſt auf Erden wandeln. — Daß es kein göttliches Weſen gebe, hatte Shelley nicht behauptet, darauf ſtößt auch nur der Wahnſinn, der keine Beachtung finden darf; aber hier und da im Menſchenleben, wo man auf den vermeintlichen Gott mit Fingern wies, läugnete er allerdings ſein Daſein.

Shelley war ſiebzehn Jahr alt und er ſchrieb ſeine „Königin Mab," Byrons Lieblingsbuch, das dieſer bewunderte, und deſſen Gehalt auf ſeinen „Cain" viel Einwirkung übte. Aus einer Note zu den „beiden Foscari" ergibt ſich, wie der Lord jenes Gedicht hoch-

ſtellte: Capitain Medwin nennt den zweiten Act des Kain als beſonders unter den Einflüſſen der Shelleyſchen Muſe hervorgerufen. Dieſe „Königin Mab" wurde anfänglich nur als Manuſcript für Freunde gedruckt, aber ſpäter von einem betrügeriſchen Buchhändler, wider des Dichters Willen, ins Publicum gebracht, nachdem Shelley in ſeinen Gedankenbahnen bereits neue Wendungen erlebt hatte. Er nahm einige Ausſprüche als rohe Jugendideen zurück, weil er der Meinung war, Schroffheit und Paradoxie ſeien eher Hinderniſſe als Beförderungsmittel für die Fortbildung der leidenden Menſchheit. Das Verbot, das dem Buche widerfuhr, mochte ihn nicht beſtimmt haben. In dieſem Gedichte liegt aber Shelley's ganzes Bekenntniß, es iſt das poetiſche Erzeugniß ſeiner philoſophiſchen Muſe. Janthe, die Heldin der Dichtung, hatte für ſich die Ketten des Erdenlebens durchbrochen, und der Wagen der Feenkönigin führt ſie durch die Reiche der Welt, um Gottes Geheimniſſe zu ſchauen. Hienieden iſt ſie irre geworden an der Regierung eines allweiſen Schöpfers, nun ſoll ſie den Zuſammenhang des großen Lebens im All

der Welt erblicken. Sie fährt durch die weiten Räume des Himmels und ruft nach Gott. Die Feenkönigin enthüllt ihr die Vergangenheit, und sie erschrickt, — die Gegenwart, und sie erbebt vor all' den Schrecken einer sich selbst immerdar verwüstenden Welt. Unter der Gewalt dieser trostlosen Bilder, die an Gottes Macht zweifeln lassen, droht Janthe's Seele zu erliegen, da zerreißt der Schleier auf den Wink der Fee und die Zukunft schimmert durch den Riß mit allem Glanze eines heiligen goldnen Friedens. Da wandelt der Mensch schon auf Erden wie ein lichter, reiner Geist, die Elemente sind seine Sclaven, das Lamm liegt neben dem Tiger, alles ist eine große Liebe, Religionen und Staaten verschwimmen in dem Lichtmeere wie „Trümmer eines schwühlen Traums." — Mich dünkt, diese schwimmenden Illusionen von dem goldnen Zeitalter einer großen Menschenliebe seien mindestens unsträflich.

Dieser Hang nach Liebe, die den Haß der Menschen sühnt und seine Unbill wieder ausgleicht, ergriff auch persönlich den Dichter. Er entführte Miß West-

brook aus der Penſion und floh zum Schmied nach Gretna-Green. Aber Gewaltſamkeiten gründen kein Menſchenglück; das lehrte er als Poet, und mußte es auch als Menſch von neuem empfinden. Er zerfiel abermals mit ſeiner Familie, und ſeine Gattin war nicht das Weſen, das ſein arm gewordnes Leben erfüllte. Er hatte mit ihr gewiſſermaßen nur die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, um einen Gegenſtand der Liebe zu haben. „Was iſt Liebe?“ fragt er in ſeinem Tagebuche. „Der Lebende, weiß er, was Leben iſt? Der Gott Anbetende, kennt er Gott? Ich liebe — weil ich lieben muß — bis mich der Fehlgriff in der Wahl zurückſchreckt. Ich nehme den Schein für das Abbild des Weſens, ſtürze meine ganze Seele hin, und man ſchleudert mich zurück. Meine Sprache wird mißverſtanden, als lebt' ich in einem fremden, wilden Lande. Mit einem Geiſte, der wenig geeignet iſt, ſolche Prüfungen zu ertragen, hab' ich überall geſucht, und nur Zurückſtoßung und Enttäuſchung gefunden. Du fragſt, was Liebe iſt? Wenn wir unſere Gedanken ausſprechen, ſo möchten wir verſtanden werden, wenn wir träu-

men, ſo möchten wir, daß die luftigen Kinder unſers Gehirns neu in der Geliebten geboren würden, wenn wir fühlen, ſo möchten wir, daß die Nerven der Geliebten mit den unſern ſympathetiſch zitterten, die Strahlen ihrer Augen aufflammten und ſich in die unſrigen tauchten, möchten, daß Lippen von regungsloſem Eis zerſchmelzen, weil wir von Auflöſungsluſt ergriffen ſind. Wir werden als Einzelweſen geboren, ſind losgeriſſen vom Schooße des Allgemeinen. Wir ſind unglücklich, weil wir da ſind, der Vereinzelung verfallen. Nun regt ſich der Drang, das Gleiche zu ſuchen, und die Ahnung, in Liebe von der Verdammung erlöſt zu werden, durchzittert unſer Herz. Wir lieben, d. h. wir fühlen uns im Zuſammenhange der Geiſter, wie der Ton den verwandten ſucht. In der Einſamkeit, oder in jenem verlaſſenen Zuſtande, wenn wir von Menſchen umgeben ſind, die nicht mit uns gleichfühlen, lieben wir die treuloſen Blumen, das hinfällige Gras des Feldes, das flüchtige Waſſer, den ewig wandelbaren Himmel. Selbſt in der Regung der Frühlingsblätter, im Wehen der blauen Luft fühlen

wir eine geheime Sympathie mit unſerem liebeſüchtigen Herzen, welche die Seele zu einem Tanze athemloſen Entzückens weckt, und Thränen geheimnißvoller Zärtlichkeit ins Auge drängt, gleich der Begeiſterung patriotiſchen Erfolges, gleich der Stimme der Geliebten, deren Geſang für uns allein ertönt. Sterne ſagt, in einer Wüſte müßte er eine Cypreſſe lieben. — Iſt nun dies Bedürfniß, dieſe Kraft der Seele, dieſe Tugend des Geiſtes, zu lieben, in uns todt, ſo wird der Menſch ſein eignes Grabgewölbe, die Ruine ſeiner ſelber."

Guter Schwärmer! Für ſolche Liebe, die ſich als die erſte Nothwendigkeit zum Leben fühlt, hatten die Menſchen viel zu viel Haß.

Shelley ging nach London zurück. Er war wieder allein, das ſchnell geſchlungene Band war nach drei Jahren wieder gelöſt. Miß Weſtbrook trat von ihm zurück und Shelley ſchüttete in ſeine Dichtung ſeinen Schmerz. Seine nächſte Poeſie war „Alaſtor, oder der Geiſt der Einſamkeit." Ein glühender Zauber der Phantaſie malt die Welt voll Herrlichkeiten, aber durch die prangende Natur wandert Alaſtor ruhelos, um ein

Weſen zu ſuchen, das er lieben könnte, und das er nicht findet.

Seine Geſundheit war erſchöpft, und er machte jetzt (1814) ſeine erſte Reiſe nach dem Continent, den Rhein hinauf nach der Schweiz; am Vierwaldſtätter See weilte er längere Zeit. Die nächſten Jahre verlebte er wieder in London; er ſtudirte Medicin. Seine Familie ließ ihn faſt verhungern, bis ſeine Mündigkeit ihn zu einem Lehnseigenthume berechtigte. Er verkaufte daſſelbe an ſeinen Vater für ein Jahrgehalt von 1000 Pfund. Die Verfolgungen, die er auch von Seiten der Regierung erlitt, dauerten fort. Sein früherer Aufenthalt in Irland hatte ihn auch politiſch verdächtigt. Er hatte ein Pamphlet geſchrieben, das dort viel Aufſehen erregte, obſchon es dem Volke darlegte, daß offene Rebellion zum Unheil führe, und nur gemäßigte Feſtigkeit eine Ausgleichung der Menſchenrechte mit der Satzung des Herkommens möglich mache. Man wollte wiſſen, daß Shelley in einer Volksverſammlung zu viel Beredſamkeit entwickelt habe, als daß man ihn nicht für gefährlich halten müßte. Vielleicht hatte der Angriff auf

ſeine Perſon im Wirthshauſe zu Carnarvonſhire ſeinen Zuſammenhang mit übertriebener Dienſtfertigkeit eines Anhängers der Torypartei.

Shelley war müde geworden und der Geiſt jener Reſignation, die ſtill, wenn auch nicht ganz glücklich macht, war über ihn gekommen, als er endlich ein Verhältniß voll Duldung fand. Er lernte im Jahre 1816 die Tochter William Godwins kennen. Was Mary war, liegt der Welt in den Romanen zur Schau, die ſie ſpäter ſchrieb: Frankenſtein, Valperga, der letzte Menſch, Lodore; ihm ſelbſt, dem Freunde und Gatten, war ſie unſtreitig mehr; indem ſie ihn liebte, gab ſie ihm den Glauben an Gott und Menſchheit wieder. Noch im Mai deſſelben Jahres verließen die Gatten das felſenharte Inſelland der Satzungen, ſie durchflogen Frankreich, und verlebten den Sommer an den Ufern des genfer Sees, wo Shelley ein kleines Landhaus auf der Montblancſeite, nahe der Villa Diodati, welche Byron bewohnte, bezog. Im Hôtel de Sécheron auf dem Wege nach Coppet, hatten ſich die Dichter gefunden; auf den nächtlichen Seefahrten erſchloſſen ſich ihre

Seelen zu einem Austausche für die Ewigkeit. Shelley war weit mehr Denker; der lärmende Byron, der sich mit den Titanen der Gefühlswelt herumschlug, wurde im Umgange mit dem Freunde stiller, tiefer, gefaßter. Man will den höhern Schwung und die Einkehr der Gedanken in sich selbst, welche Manfred und der dritte Gesang des Childe Harold verrathen, auf den Einfluß beziehen, den Shelley übte. Sie waren beide Aristokraten der Gewohnheit, obschon das Herkommen und die Satzung des Lebens sie geächtet hatte. Sie waren beide Aristokraten der Gefühlswelt, obschon beide Freiheit und Gleichheit verkündeten, Byron mit stolzem Gepränge, mit Hohn gegen die Starrheit der Menschen, Shelley mit sanfter Schwärmerei, und doch hartnäckiger mit der Kraft des langsam spürenden Gedankens. Jener predigte von der Liebe mit dem Hasse, den er tödten wollte, er liebäugelte mit den Dämonen des Menschenlebens, die er verfolgen wollte, er gefiel sich in den Schauern der Gemüthswelt, während Shelley sie überwand, indem er sie in den Aether seiner Glaubenslehre von einer goldnen Menschenzukunft auflöste.

Aus dieſem Aetheriſiren entſtand der Pantheismus der Liebe, den er predigte, auf Inſeln der Glückſeligkeit beſchrieb, und im Gemüthe der Menſchen nachwies. Seine Poeſie iſt oft wie eine Transfiguration des Lebens. Sein wunderbar ſchönes Gedicht an eine Freundin im Kloſter, unter dem Titel „Epipſychidion'' in mancher Sammlung ſeiner Werke, obſchon nicht in allen, vorhanden, bezeichnet am beſtimmteſten den Character ſeiner Muſe, wenngleich dieſelben Stimmungen überall in ſeinen Verſen wiederkehren.

Jenes Gedicht zu übertragen, erfordert eine geduldige Kraftanſtrengung ſeltner Art, und eine Muße, die ſich nicht leicht erzwingen läßt. In Ermangelung deſſen gebe ich ein Paar kleinere Gedichte, die freilich Shelley's Weſen nicht ſo völlig zur Erſcheinung bringen. Bei folgendem Liede, das ich aus dem Anhang zu Medwin's Shelley-Papers hervorhebe, ſchien mir ſtrenge Beibehaltung des Maßes eine Pflicht.

An L., als ſie zur Guitarre ſang.

Den bleichen Sternenhimmel
Beſeelt des Mondlichts magiſcher Schein

Im Schlummer der Nacht.
Dem Saitentongewimmel
Hauchst Deine eigne Seele Du ein
Mit Zaubermacht.

* * *

Die Sterne möchten aufrauschen;
Doch hält sie der Herrscher, der Mond, gebannt
Im starren Traum.
So still verzaubert lauschen
Dem Sange die Blumen am Bachesrand,
Und flüstern kaum.

* * *

Mein Herz will überfluthen!
Ach, sing' aus sel'gen Regionen
Einen Ton geschwind,
Wo ewig in Eintrachtsgluthen
Gefühl, Musik und Mondlicht wohnen,
Und Eins nur sind.

Von überreizter Hypochondrie ist folgendes Gedicht, dessen scharfe Töne sich nur annäherungsweise wiedergeben lassen.

An England unter Castlereagh's Leitung.

Stumm und kalt wie schlummernde Gebeine,
Todt und kalt wie Felsgesteine,

Ein unſelig kreiſend Weib —
Starrt mich England an mit ſeinem bleichen Strand,
Einſt das freie, jetzt das Sklavenland!

* * *

Deine Söhne ſind wie Felſenmaſſen,
Schmerz im Angeſicht, dem blaſſen,
Duldend des Tyrannen Fuß,
Freiheit! ob zum Lieblingskind erhofft, erkoren:
Hat dich England dennoch todt geboren.

* * *

Wagt kein Brutus ſeinen Dolch zu führen,
Magſt Du jubelnd triumphiren,
Unterdrücker, Herr und Herrſcher Du!
Leichenhügel, Trümmerhaufen ſacht hinab
Bauen Dir den Weg zum ſichern Grab.

* * *

Hörſt Du wohl die wilden Feſtgeſänge?
Mord! ſchreit alles im Gedränge —
Tod, Verwüſtung, Sünde blüht!
's ein Bacchanal zu Deinem Leichenſchmauſe,
Grabgeſang für Deine Todtenklauſe.

* * *

Furcht und Mißgunſt, Zwietracht, Jammer
Schmücken bräutlich Deine Kammer:
Die Verwüſtung iſt Dein Weib.
Darf ein guter Geiſt das Brautbett Euch bereiten,
Und zu Hymens Altar Euch geleiten?

Endlich noch ein drittes, ebenfalls mit Beibehaltung der nicht zufälligen Reimfolge.

Anruf an das Unglück.

Ja, wir lernten beid' uns kennen,
Schweſter uns und Bruder nennen,
Und in Einſamkeit beiſammen
Nährten wir die ſtillen Flammen,
Die der Haufe mag verdammen!

* * *

Schreckenvolles Loos! — und doch
Preiſen wir uns liebend noch.
Scheint doch ſelbſt das Burgverließ
Liebenden gar traut und ſüß,
Inn're Höll' — ein Paradies!

* * *

Komm, ſei luſtig! ſtreck die Glieder
Auf den Raſen zu mir nieder!
Hörſt Du nicht die Mücken ſummen?
Selbſt der Wurm will nicht verſtummen,
Luſtig ſeinen Schmerz verbrummen.

* * *

Nimm mich drum in Deinen Arm —
Einſam kalt — beiſammen warm!
Wenn der Freude Klangſchalmein
uns kein Schlummerlied verleihn:
Lullt uns doch der Schmerz wohl ein.

So vertraut war Shelley mit dem Dämon des Unglücks, daß er ihn wie eine Geliebte hegte, in seine Arme nahm und ihm liebkoſete.

Ueber ſein äußeres Verhalten iſt nur noch wenig zu ſagen, ſobald ſeine innere Stellung zur Welt mit dem Obigen angedeutet, wo nicht erklärt iſt. Mit ſeiner Gattin, die er ſo ſchön beſang, und mit Byron, kam er zu dem Genuſſe der geiſtigen Schätze eines reichen Lebens. Noch in demſelben Jahre beſuchte er Chamouny, den Mont Anvert, und ſchrieb am Fuße des Montblanc jene Ode, welche die Wunder der Natur feiert. Oft verkehrte er auch in Coppet, wo damals Frau von Staël und Auguſt Wilhelm Schlegel glänzten; noch öfter in Byrons Villa, wo er ſeine Ueberſetzungen des Aeſchyleiſchen Prometheus und des Goetheſchen Fauſt vorlas. Von der letztern wurde der Prolog im Himmel und die Walpurgisnacht ſpäter veröffentlicht. Man rühmt ihre poetiſche Kraft, andern Ueberſetzungsverſuchen von Lord Egerton, Talbot, Syme, Anſter u. A. gegenüber. In jenen Umgebungen und unter jenen Eindrücken, ſchrieb ſeine damals achtzehn-

jährige Gattin Mary ihren Roman „Frankenſtein oder der moderne Prometheus.“ Den Frühling und Sommer 1817 brachte Shelley zum Theil am comer See zu. Seine Ekloge „Roſalinde und Helene“ war das Erzeugniß der dortigen Eingebungen; Shelley's Muſe ſuchte immer mehr das Eldorado des Glücks in den Zaubern der äußern Natur, für die Menſchenwelt lag es nach ſeinem Gefühle im Schooße der Zukunft.

Seiner Rückkehr nach England folgten ſchmerzhafte Ereigniſſe, die ſein ſtill und leiſe eingelulltes Herz von neuem aufſchüttelten. Er war im November 1817 in Bath, als ſeine erſte Frau, die geborne Weſtbrook, in einem Anfalle von Wahnſinn endete. Sie war, ſeitdem ſie ſich von Shelley getrennt, zu ihren Eltern zurückgekehrt, mit dem Wohle ihrer Kinder beſchäftigt. Zu ihrem krankhaften Zuſtande wiſſen wir kein Motiv; man zog ſie eines Morgens todt aus dem Brunnen, in deſſen Tiefe ſie ſich geſtürzt. Der erſchütterte Dichter hatte jetzt nur den einen Wunſch, ſeine Kinder aus dieſer erſten Ehe an ſich zu ziehen; allein auf Betrieb des Lordkanzlers Eldon ward er gerichtlich für moraliſch

unfähig erklärt, Vaterſtelle zu vertreten. Er hatte ja nicht den Glauben an Gott, wie ihn ein Parlaments-act forderte, die Satzungen der Kirche ſchienen ihm gleichgültig, und vor Gericht ſchlug man von ſeiner „Königin Mab", wie ſie in erſter Geſtalt wider ſein Wiſſen uud Wollen dem Publicum überliefert war, einige Stellen auf, die er zurücknehmen ſolle. Er widerrief nicht, und die Juſtiz entzog ihm ſeine Kinder, deren Erziehung man nicht einem Gotteslängner überlaſſen dürfe.

Dies war der letzte Schlag, der ihn traf; er ſchloß nun mit der Menſchheit ab, oder vielmehr er ſuchte und fand ſie nur im nächſten Kreiſe. Mit ſeiner treuen Mary zog er ſich in die Einſamkeit zurück und lebte längere Zeit in Great-Marlow in Buckinghamſhire ein Einſiedlerleben. Den Einwohnern des Städtchens galt er für ein höheres Weſen; die Armen, die Kranken, beteten zu ihm. Dort ſchrieb er ein Paar Pamphlete; das eine, unter dem Titel: „der Eremit von Marlow", bei Gelegenheit des Todes der Prinzeſſin Charlotte, die er als eine Göttin der Freiheit beſang. Auch ſeine

„Empörung des Islam", eine Apotheose der Freiheit, eine Vision des neunzehnten Jahrhunderts, schrieb er in Marlow.

Im Frühlinge 1818 entzog er sich mit Mary von neuem der Heimath, um sie nicht wiederzusehen. Er ging durch Frankreich, Savoyen, über den Mont Cenis, nach Venedig, wo Byron lebte. Er bedurfte der südlichen Luft, um die Auflösung seiner Kräfte mild zu gestalten. Dort schuf er ein reizendes Bild vom venetianischen Leben und schilderte sich und Byron als „Julian und Maddalo." Alle seine lyrischen Dichtungen wurden immer mehr eine Verduftung der Materie; Medwin vergleicht sie mit den idealen, himmelstrunkenen Gestalten Raphaels, während er Byron's Schöpfungen Titianische Liebesgöttinnen nennt.

Shelley war abwechselnd in Neapel, in Rom, wo er das Trauerspiel „die Cenci" *) schrieb. In Pisa verkehrte er viel mit Fürst Alexander Maurokordato,

*) Von Felix Adolphi (Stuttgart, Verlag der Classiker) übersetzt. Aus der vorgestellten Lebensskizze wurden hier mehrere Angaben entnommen.

dem vormaligen Secretär der auswärtigen Angelegenheiten beim Hospodaren der Wallachei. Aus den Eindrücken dieſes Umgangs erwuchs das Gedicht voll glühender Freiheitsliebe: „Hellas oder der Triumph Griechenlands.“ In den Bädern von St. Julian bei Piſa ſchrieb er jene Elegie voll ätheriſcher Lichtgedanken, die unter dem Titel: „Epipſychidion“ bekannt wurde, jene Liebesklage über Emiliens Gefängniß im Kloſter. Auch einige Satyren entſtrömten ſeiner Feder, ſobald er an England zurückdachte; dann aber verhauchten ſeine Lebensſchmerzen bald wieder in Elegie, Traum und Verklärung der Seele. Alle ſeine tiefſten Empfindungen ſtrömten noch in einem lyriſchen Drama zuſammen, das er unter den Ruinen der Bäder des Caracalla ſchrieb. Dies iſt ſein „erlöſter Prometheus.“ Hier hat er den Sieg des Geiſtes über die Natur, die Weltbefreiung durch die treu ausdauernde Menſchenliebe gefeiert. Während deſſen erlag jedoch ſchon langſam ſein nachtwandelnder Geiſt und die Entzückungen der Ewigkeit brachen in ſein ſterbliches Leben, den Leib zerſtörend. Er ſchrieb noch an dem Fragment geblie-

benen „Triumph des Lebens," als der Zufall, in Geſtalt der ſtürmiſchen Wellen im Buſen von Spezia, der Nothwendigkeit ſeiner Auflöſung vorgriff und ihn in die Nacht der Tiefe ſtürzte, aus der ein ewiges Auferſteigen zu lichten Herrlichkeiten erfolgt.

X.

Leopold und Otto.

Ueber

den Anfang im Philoſophiren und über Sophiſtik im Denken und Sein.

Ein Dialog.

hüllt. In Hegel's Logik wird allerdings die untere Stufe ebenfalls in die nachfolgende aufgehoben und dies Aufheben ein Aufbewahren genannt; allein wenn sie in die höhere Form gefaßt ist, so wirft sie der Denkende doch hinter sich verächtlich fort, und schmäht auf sie wie auf Glauben und Gefühl, nicht daran gemahnend, daß der Glaube des Wissens Vater und der Gedanke das Kind des Gefühles ist und bleibt. Keine Erkenntnißstufe geht nach Fichte verloren; alle versöhnen sich harmonisch im speculativ anschauenden Erkennen, und die Selbstoffenbarung Gottes im Bewußtsein ist höchster wie letzter, mithin einziger, Inhalt unsers Philosophirens."

Ohne aus seiner bequemen Haltung sich aufzurichten, sagte Leopold, als sich Otto auf diese Weise Luft verschafft hatte: „Welch ein leichtes Spiel nach Hegel es sei, in der angeführten Weise eine Geschichte des Bewußtseins zu construiren, leuchtet Jedem ein, der diesen kennt und an Fichte's hingeworfener Weitschweifigkeit wenigstens kein Wohlgefallen zu finden vermag.

Hegel's Polemik gegen Fühlen und Glauben darf nicht als feste, bleibende Norm, sie muß als historisches Begebniß und als aus seiner Stellung zur Zeit hervorgegangen, betrachtet werden. Den Gefühlsphilosophen, wie den Glaubenstheologen und Pietisten gegenüber, mußte er das in sich verwachsene Herz, diesen dunkeln Bythos der Gnostiker, aufreißen und lüften, um dem lichten Reiche des Gedankens zu vindiciren, was nur in ihm erledigt wird, und im Wissen alles das zum beruhigenden Abschlusse zu bringen, was der Glaube so unsäglich und untröstlich schwankend läßt. Und wie hast Du Dich, mein Freund, in diese Darstellung Fichte's nur so hineinverlesen können! Nur um dies Eine zu berühren: haben wir denn den ganzen Umfang der Philosophie angegeben, wenn wir sagen, sie sei die Geschichte der Offenbarung Gottes im Bewußtsein? Hat denn der Urgeist blos im Spiegel des endlichen Geistes seinen Reflex? Enthält die Natur keine Offenbarung Gottes, und müssen wir diese so eng der Entwickelung des Ichs anschließen?"

Otto. Nur den ersten Theil von Fichte's System

ſehen wir in vorliegendem Bande niedergelegt. Ihm folgt der zweite, der die Ontologie enthält.

Leopold. Dieſe Entwickelungsgeſchichte des Bewußtſeins zum und im Denken ſoll mithin nichts anderes ſein, als eine Abhandlung der möglichen Verhältniſſe deſſelben zur Wahrheit. Soll nun die Ontologie dieſe möglichen Verhältniſſe in wirkliche verwandeln, ſo müſſen wir dies vor der Hand erwarten. Daß aus der pſychologiſchen Herausbildung der logiſchen Beſtimmungen, wie ſie hier vorliegen, alle ontologiſchen Unterſuchungen ausgeſchloſſen ſind, darauf legt J. H. Fichte großes Gewicht und wiederholt ungewöhnlich oft, daß hierin ſeine Methode von der Hegel'ſchen weſentlich verſchieden ſei. Wenn er in der Vorrede ſagt, alle Anfänge und Erregungen des Denkens wären Religion geweſen, dahin müſſe die Philoſophie wieder zurück: ſo hab' ich darauf nur zu entgegnen, daß dieſelbe noch gar nicht aus der Religion heraus war, noch es iſt für unſere Gegenwart. Mag dieſe Aeußerung zu den nicht allzu ſeltenen in J. H. Fichte's Schriften gehören, deren hingeſtreute Leichtigkeit das Terrain, auf dem er

ſtehen will, unſicher macht, und die im Widerſpruch mit andern Stellen bei langſamerer Durchbildung ſeines Gedankenganges weggefallen wären. Aber um auf die Hauptſache einzugehen, haben wir denn am Bewußtſein des Ichs nun in der That den ſichern Anfang zum Syſtem, und iſt daſſelbe wirklich das Primäre? Dieſen Punkt müſſen wir unterſuchen und uns über ihn zu verſtändigen trachten, denn unſer Autor gibt auch hierauf als ſein Eigenſtes viel."

„Und das mit Recht," ſagte Otto mit Eifer, „das Erwachen des Ichs zum Selbſtbewußtſein iſt das nächſte Intereſſe des Individuums; im Bewußtſein muß ſich alle Gegenſtändlichkeit des Denkens abſpiegeln, denn darüber hinaus gelangt keiner, es iſt ſein Nächſtes, Erſtes, es iſt ſein Höhepunkt und ſein Letztes, und um mit Rahel zu reden, ſo iſt es eben des Schöpfers höchſte Wohlthat, daß er der Creatur, die ihm die liebſte iſt, Perſon zu werden geſtattete und ſomit die Menſchwerdung Gottes, vereinzelt, zerfallen und getrübt allerdings, ſich im bewußten Individuum allezeit wieder vollzieht. Im Selbſtbewußtſein begreift das Ich die

Welt, ſich und Gott, ſeine Seele iſt die magiſche Tafel, auf der ſich ihm Alles reflectirt. Selbſterkennenslehre iſt Anfang, Mitte und Ziel der Philoſophie.“

Leopold ſchwieg einige Augenblicke, um Otto's Feuer, in das derſelbe gerathen, durch ſein Schweigen eben ſich abkühlen zu laſſen. Dann wandte er ſich fragend und mit ſanfter Stimme zum Freunde: „Ein Blick auf die Geſchichte zeigt uns ganze Geſchlechter und Völkerindividualitäten, über deren erloſchener Lichtſtätte ein großer, ſchöner Gedanke ſchwebt, ohne daß er ihnen wie ihr ganzes Weſen ſelber, in der Form des Denkens gegenwärtig geweſen wäre. Ihre Welt war ihnen der kleine vergnügliche Raum ihres Lebens, ihre Götter waren ſchöne Bilder, die ſie ihrer Schönheit wegen liebten, ihre Tugend war nichts als Sitte und Angewöhnung, ſie haben über nichts gedacht, der Begriff ihres Daſeins lag in ihrer Erſcheinung unbewußt verhüllt, aber ſie waren gleichwohl was ſie ſein ſollten, und lebten und blühten im ſchönſten Glanze der irdiſchen Herrlichkeit. Und nun in der chriſtlichen Welt, die die Welt der Offenbarung des abſoluten Geiſtes iſt! Be-

trachte die Millionen, mein Geliebter, die im Schooße Gottes ſich ſelig, ſicher und geborgen fühlen und im Reiche der Wahrheit leben und ſchweben, ohne daß dieſe ein Product ihres Denkens und Philoſophirens wäre. Der ſtille, tiefe Glaube an das Myſterium der göttlichen Liebe führt ſie in alle Wahrheit, denn er ſelber iſt die Wahrheit, ſo lange noch dies Sicheinsfühlen mit der Quelle des Lebens ungeſtört und ungetrübt geblieben. Selbſt die Sünde vernichtet den Begriff der Kindſchaft Gottes, der im Gefühle des Chriſten unverwüſtlich lebt, nicht für immer; die Thränen der Reue waſchen Alles wieder fort aus ſeiner Seele, was ihn der Materie des Daſeins augenblicklich verfallen ließ, und durch die Segnungen, die die Kirche bietet, glaubt er ſich von Neuem gebenedeiet, denn das Geheimniß der gnadenvollen Liebe iſt ſelbſt lieblicher und geiſtig ſchöner als zuvor in ſeine Seele wieder eingezogen. Das iſt der einfache Proceß, wie ſich der Menſch als Chriſt zurechtfindet, und wie er ſich aus dem Heiligthume des Lebens nie ganz verliert. Die Wahrheit webt und waltet in Allem und iſt vorhanden mit ihrem

durchdringenden Athem, ehe die Seele als eine isolirte hervortaucht und den springenden Quell des Selbstbewußtseins in sich findet. Vor allem Denken der Wahrheit war das Sein der Wahrheit da, allmächtig in seiner Kraft und Wirkung, der Individuen nie bedürftig, die sie in sich nicht erzeugen, sondern sie dem Sein nachdenken. Die großen Gedanken des Lebens nachdenken: das heißt denken und philosophiren. Können wir also nun noch sagen, das Denken des Subjects sei etwas Primäres? Müssen wir also nicht, wenn wir anfangen wollen zu philosophiren, das Sein anerkennen, weil sich die Geschichte der Völker so erweist und die Geschichte des allgemeinen Gedankens selber? Ist der Gedanke Gottes nicht längst offenbart und vorhanden im Sein, eh' er in's bewußte Denken des Individuums tritt? Wirst Du mir also nicht zugeben, daß das Sein die erste Kategorie ist, mit der die Wissenschaft der Logik beginnen müsse?"

Otto schwieg einen Augenblick betroffen. „Mir scheint der letzte Schluß viel zu schnell," sagte er dann kleinmüthig und fuhr muthiger fort: „auch begreif' ich

nicht, warum Du die Sache auf ein fremdes Gebiet hinüberſpielſt; ſtatt auf die Geſchichte der Völker und des ganzen Geſchlechts zu blicken, ſollte man auf das Daſein und die Entwickelung des Individuums eingehen, um die Frage zu entſcheiden. Ueberhaupt dünkt mich, es handele ſich hier um den Anfang einer Wiſſenſchaft, nicht um den Anfang der Dinge an ſich."

„Das iſt eben ein Grundirrthum des Philoſophirens," ſagte Leopold, „daß man wähnt, man könne in ſeinem Denken anders anfangen, als ſich die Natur der Sache ſelbſt vom Anfang an ergiebt, und daß der Philoſoph ſich Alles zurecht conſtruiren dürfe, wie er wolle, ſtatt mit der Spürkraft ſeines geweihten Auges die vorhandene Erſcheinung zu durchdringen, um das Weſen des Dinges zu finden, wie es iſt. Will er jedoch aus der Willkür zu einer Nothwendigkeit ſeines Thuns überſchreiten, ſo darf er ſich nicht ein kritiſirender Weltverbeſſerer dünken, er ſoll die Wahrheit finden, ſie aber nicht zurechtzimmern. Betrachten wir jedoch, weil Du darauf hinführteſt, die Entwickelungsgeſchichte des Individuums, ob ſich das Bewußtſein als das

ſchlechthin Erſte erweiſt. Das Erwachen des paſſiven νοῦς zum Ich, zum Selbſtbewußtſein, erzeugt ſich in jedem Einzelnen ganz anders und immer wie ein geheimes Wunder, weil die äußern wie innern Anläſſe, Bedingniſſe und Hemmungen bei einem Jeden ſo verſchiedenartig und räthſelhaft wirken, daß eine allgemeine Norm, wie ſich dieſer Uebergang aus dem Reiche der Natürlichkeit zum bewußten Leben vorbereite und erzeuge, gar nicht aufgeſtellt werden kann. Mit dieſem innern Wunder, das ſich in der Seele des Subjects erſchließt, die Wiſſenſchaft anfangen, heißt in der That wunderbar, wenn nicht wunderlich anfangen."

„Es iſt unſerm Fichte auch gar nicht eingefallen," entgegnete Otto, „mit dem Selbſtbewußtſein ſeine Lehre zu beginnen, vielmehr knüpft er den Anfang, ſtatt wie Hegel an das abſtracte Sein, an das „Bewußtſein in der Unmittelbarkeit ſeiner Gegebenheit."

Leopold. Iſt denn aber wohl, ich bitte Dich, dieſe Unmittelbarkeit des Bewußtſeins etwas Anderes als Nichtbewußtſein? Der Zuſtand der Seele des Kindes in der bloßen Receptivität iſt eben der unbewußte, ſchlaf-

umhüllte, aus dem ſich der traumbefangene entwickelt, wie erſt ſtufenweiſe dann im Gefühle der Doppelnatur im Leiblichen und Geiſtigen die Seele zu ſich ſelber kommt."

„Wenn Du mir aber einräumſt," unterbrach Otto, „daß das Bewußtſein nicht von außen in das Innere kommt, ſo muß daſſelbe ſchon in der blos creatürlichen Seele vorhanden ſein."

„Doch nicht mehr und nicht anders," ſagte Leopold, „wie Blüthe, Frucht, ja der ganze Baum im Kerne iſt, nämlich potentialiter, keineswegs realiter. Ein Bewußtſein, das während des ſchlichten Daſeins der Seele ſchläft, iſt eben noch nicht Bewußtſein; nur der Möglichkeit nach liegt es im creatürlichen Sein, und die ſterbende Seele des neugeborenen Kindes, die an der Offenbarung der Geiſterwelt hienieden keinen Antheil hatte, kehrt bewußtlos, wie ſie kam und wie ſie blieb, zu den Elementen zurück."

„Ein harter — wenn nicht ſchrecklicher Gedanke!" ſagte Otto, ſich abwendend.

„Warum hart, warum ſchrecklich?" rief Leopold be=

wegt. „Die Elemente ſind nicht unſelig zu nennen, ſie ſind, was ſie ſind und ſein ſollen in der Ruhe ihrer gebundenen Maſſen; nur der Menſch, der zum Bewußtſein des Lebens und ſeiner ſelbſt erwachende, kämpft und ringt ſich durch alle unſelige Welten hindurch und hat den Sieg und den Frieden des Bewußtſeins theuer genug zu erkaufen.“

„Ehe wir alſo,“ fuhr Leopold nach einer Pauſe fort, „zum Bewußtſein gelangten, hatten wir in dem Zuſtande unſerer ſchlafbefangenen Seele ein Sein, das ſich gegen jenes als das Primäre ergibt. Uns trug der Gedanke Gottes, aber wir ſelber dachten noch nicht. Vor dem Erwachen der ſchlummernden Seele war ſchon die Welt in eine zwiefache, eine äußere und eine innere, Natur und Geiſt, zerfallen; ehe wir dachten, war ſchon Alles da, das Sein wie der Gedanke. Im Sein ſelbſt iſt auch ſchon Alles, nur verhüllt, vorhanden, was, zum Bewußtſein erwacht, im Begriffe ſich herausſtellt und in der Idee ſich als die Einheit des Seins und Denkens erweiſt. Die Idee iſt der Gedanke Gottes; wie Gott die Welt gedacht, ſo iſt ſie. Deshalb liegen

das Sein und das Denken, als allgemeine Potenzen, in der Idee von Ewigkeit her vereinigt und verſöhnt. Ihm aber, dem Gedanken Gottes, nachdenken, heißt, wie ich ſchon ſagte, allein nur: philoſophiren."

„Ich gebe mich gern in ſoweit gefangen," ſagte Otto, „daß ich den Gedanken eine objective Exiſtenz zugeſtehe und an ihr Vorhandenſein glaube, ehe der Menſch in's Leben oder in's Bewußtſein des Lebens tritt. Iſt denn aber nicht des Menſchen ſchönſte Function und ſein höchſter Beruf gerade darin zu ſuchen, der rohen Materie ſein Denken, den Adel ſeines Weſens, aufzudrücken? Er bändigt die wilden dämoniſchen Gewalten der Natur; wo er hintritt, ſproßt ein freudiges, fröhliches Daſein auf, Wüſten wandelt er um in Paradieſe, ſelbſt die ungeſtümſten Elemente, das Meer mit ſeiner Wuth, den Blitz mit ſeinen Flammen, zwingt er zum Gehorſam, dem rohen Steine prägt er Seele und Leben ein und entlockt dem Metalle und der Darmſaite Töne voll gottbeſeligter Kraft. So herrſcht er im weiten All der Welt und die Natur ſchmiegt ſich unter ſeinen Händen zu einem ſchönen harmoniſchen Spiele

ſeines Denkens. Es ſcheint mir weit heimiſcher und menſchlicher, wenn wir ſo den Menſchen und die Natur in dieſem Verhältniſſe zu einander denken: die Materie als wüſte Maſſe gegeben, und das Ebenbild des Schöpfers ihr gegenüber, mit dem ewigen Streben, ſich und die Spuren ſeiner Abkunft zur Ehre Gottes ſelber der Natur aufzudrücken. Faſſen wir ſo den Zweck des Menſchendaſeins auf, vom Bewußtſein des Individuums ausgehend und auf daſſelbe zurückkehrend, ohne uns deſſelben zu überheben, ſo dünkt mich, müßte ſich auch das Leben der Wiſſenſchaft freundlicher und genießlicher geſtalten, und der titaniſche Drang, der die philoſophiſchen Geiſter unſeres metaphyſiſchen Vaterlandes oft ſo unſäglich in die Irre und Wirre trieb, würde ſein Ziel ſich nicht ferner ſo übermenſchlich ſtecken und an ſeinem Streben ſelbſt ermatten."

„Du ſprichſt," entgegnete Leopold, „den Bedürfniſſen Deines künſtleriſchen Eifers gemäß, und möchteſt dem Denker ſeinen Grund und Boden verdächtigen. Ihr Kunſtbegeiſterten habt es nun einmal ſo in Eurer Weiſe, zu glauben, wenn Ihr in Eurer Thätigkeit das

Gute, das Schöne und das Edle darſtellt und perſonifi-
cirt und ein bewegtes Bild vom Leben ſelber dem Men-
ſchen vorhaltet, die Bedürfniſſe der Menſchheit ſeien
durch Eure Werke geſtillt und erledigt. Und doch wer-
det Ihr den Fauſtiſchen Drang, der der deutſchen Gei-
ſteswelt innewohnt, um alle Räthſel des Daſeins und
alle Tiefen der Gottheit zu ermeſſen und zu begreifen,
nicht vertilgen, Eure Bilder und Gedichte mögen noch
ſo liebliche Verſöhnung vorſpiegeln und uns die Erſchei-
nungswelt ſo licht und lieb wie die volle und fertige
Offenbarung des guten Geiſtes vorzaubern. Auch iſt
es ja nicht dem Philoſophen verſtattet, die Erſcheinung
als das Nichtige zu haſſen und zu verachten, da ſie ja
ein Moment des Weſens ſelber iſt, das alſo ihrer be-
darf. Weil aber die Erſcheinung keimt, blüht und ver-
geht, und aus dem Vergangenen ſich immer wieder
Neues zu demſelben Vergänglichkeitsproceſſe entwickelt,
ſo muß hinter dieſer erſcheinenden Welt doch eine Welt
der Weſen, ein Reich ewiger Potenzen vorhanden ſein,
dem nachzuſpüren weder übermenſchlich, noch unmenſch-
lich genannt werden darf. Dieſe Weſenheiten, dieſe

ewigen Potenzen in der Welt der Natur und des Geiſtes, dieſe lehrt die Logik, die Wiſſenſchaft des reinen Gedankens, wie er von Ewigkeit her war, ſchon ehe die erſcheinende Welt aus dem Chaos ſtieg, nun aber in Allem webt und waltet. Hier gilt es nicht blos, was Euch Künſtlern ſchwer wird, von der eignen Perſönlichkeit, ſondern von aller concreten Wirklichkeit zu abſtrahiren."

„Das iſt eben das Nicht-menſchliche, das Geſpenſtiſche der abſoluten Philoſophie," ſagte Otto erhitzt, „dieſen Schattengewalten nachzugehen."

„Geſpenſtiſch?" lächelte Leopold. „Biſt Du ein Kind, daß Du an Geſpenſter glaubſt und ihnen nicht feſt in's Auge ſchauen magſt, um zu prüfen, was an ihnen ſei?"

„Wenn dieſe Averſion vor der abſtracten, vorſchöpferiſchen Gedankenwelt kindiſch iſt," erwiederte Otto, ſich ſelbſt tröſtend, ſo trifft auch den gelehrten Bachmann dieſer Vorwurf, der über das Schemenhafte der Hegel'ſchen Logik ſich derb und warm ausſprach."

„Und nicht-menſchlich?" fuhr Leopold in ſeiner Wi-

derlegung fort. „Wenn Du das Myſterium der Religion lebhaft in Deiner Seele ſich regen fühlſt, wenn Du die Wundenmaale des Gekreuzigten küſſeſt und, von ſeiner Liebe und Demuth überwältigt, ganz aufgelöſt an ſeinem Herzen liegſt und die Seligkeit einer heiligen Verſöhnung Deine Bruſt durchzittert, wenn Du in Liebe und Hingebung ganz eins wirſt mit ihm: überhebſt Du Dich nicht in dieſem Momente als Creatur Deiner Creatürlichkeit? Hat die Religion ihre ſüßen Schauer, ſo hat die Philoſophie ihre großen Schauer, und es gehört eben ſo gut die Andacht einer geweihten Seele dazu, die abſolute Idee zu begreifen, als von der Liebe des Sohnes einen Wiederklang in ſich zu ſpüren. Nicht blos der Künſtler, auch der Philoſoph bedarf der Begeiſterung und der Andacht. Ohne ſie läßt ſich in der kreiſenden Bewegung der innern und äußern Kräfte und Subſtanzen, in dieſem Wirrwar der Welt, der ſich doch ewig harmoniſch hält und trägt, in dieſem Suchen, Finden und Sichfliehen der Elemente, dieſem Hervortauchen und Zurückgehen in die allgemeine Subſtanz, das Weſen der Dinge, das ſich ſeine Erſcheinung

ſelbſt gibt und zurücknimmt, nimmer erſchauen. Der Blick des Philoſophen auf die ewige Löſung ewiger Diſſonanzen, auf dieſen für immer ſich überwindenden und doch in der Ueberwindung beharrenden Gegenſatz, auf dieſe Liebe, die ſich hingibt und doch ſie ſelber bleibt, auf dieſen abſoluten Proceß des Daſeins, der in ſeinem Negativitätsverlaufe ſich abſolut poſitiv erweiſt — der Blick auf ihn muß ein Blick der Verklärung und voller Andacht ſein, will er ſeines Gegenſtandes Meiſter werden und die Gliederung der Welt der Gedanken und der Welt der Wirklichkeit richtig erfaſſen und begreifen. Einer Erhebung über die endliche Materie wird aber Jeder theilhaftig, der das Schöne, das Erhabene und Gute, oder das Wahre erſchaut, er mag Künſtler, Religiöſer oder Denker ſein wollen, und ſelbſt der reine Menſch als ſolcher unter Menſchen erhebt ſich in der Liebe zu einer Region, die ihn den Aether, der über der Subſtanz ſchwebt und fliegt, genießen läßt, wofern ſeine Liebe nämlich eine edle iſt, die ſich dem Gebiete der Körperhaftigkeit entwindet. Dieſen Aether der Subſtanz, der ohne dieſe nichts iſt, weil er, ihr ewig ent-

ſteigend, doch in ihr ſein Alles hat, dieſen herauszufühlen, iſt der wahre, der einzige Transſcendentismus inmitten der Wirklichkeit ſelber. Was iſt alſo einfach natürlicher als die Function des Philoſophirenden? Was iſt menſchlich wahrer, als ſich im Begriffe das Verſtändniß der Dinge zu ſuchen? Und im Begriffe, über den man ſo viel noch immer fabelt, erſtrebe ich eben nichts als die Seele des Dinges, nicht blos ſeine Kraft und Energie, wenn es ſich thätig und bewegt erweiſt, noch auch die ſchlummernde Subſtanz, die noch ihre nebenbezüglichen Anhängſel hätte, noch auch die bloße Verduftung, die aus einzelnen Poren dringt, ſondern das Ding ſelbſt als ein Vielfaches und doch als Eins gefaßt."

„Nach Deiner Anſicht," ſagte Otto, „wäre demnach des jüngern Fichte und Bachmann's Bemühen, den Begriff wieder zu begradiren, ein vergebliches. Fichte beginnt ſeine Lehre mit dem concreten Ich, weil das abſtracte Sein, womit Hegel's Logik beginnt, ſchon ein gänzliches Entſchlagen alles Inhalts und aller Wirklichkeit erfordert. Das Ich tritt in die volle Welt,

hört, ſieht, fühlt, macht ſich daraus Vorſtellungen, und vom Einzelnen zum Allgemeinen aufſteigend, formt es ſich Begriffe, und gelangt ſo ſtufenweiſe bis zum Urbegriffe, dem völlig Abſtracten, ganz Allgemeinen, das keinem Beſondern mehr entſpricht."

„Dieſer Fortgang vom Concreten zum Abſtracten," fügte Leopold hinzu, „iſt um ſo verfehlter, weil man, nun erſt beim leeren, abſtracten Sein angelangt, doch wieder zum Concreten kommen muß, um die von ihrer Wirklichkeit erfüllte Idee zu erfaſſen. Was Fichte von der Idee und vom ſpeculativen Erkennen ſagt, beweiſt einmal wieder recht, daß es ihm keineswegs an einer tiefern philoſophiſchen Stimmung, eher an der philoſophiſchen Verſtändnißkraft fehle. Bachmann geſteht ſogar in ſeiner Schrift über Hegel's Syſtem, im Ganzen ſtimme er Hegel in Anſehung der Hoheit und ſchöpferiſchen Kraft der logiſchen Idee bei; auch er hält ſie weder für überweltlich, noch für eine blos ſubjective Form, noch für ein Jenſeits der Erſcheinungswelt; „in der ganzen Natur, wie im Geiſte," ſagt er, „erblicke ich ihre Abbilder." Nur das Verhältniß zwiſchen der Idee und

der Erſcheinung nach der Angabe Hegel's ſcheint ihm nicht entſprechend. Was ich darüber zu ſagen weiß, habe ich Dir bereits mitgetheilt. Wie man aber der Lehre von der Idee beipflichten und dem Begriffe wieder blos eine formelle Function vindiciren könne, iſt mir nicht gleich verſtändlich."

„Wie Du es mir zur Anſchauung bringſt," ſagte Otto, liegt mir die Ueberzeugung nicht zu fern, daß auch der Begriff eine objectiv vorhandene Potenz ſei, weil jedes Ding unbewußt einen Gedanken vorſtellt, mit dem es ganz identiſch iſt. Und ſo wird mir's am Ende auch begreiflich ſein, daß die Logik eine objective Wiſſenſchaft ſein kann, indem ſie in ſeiner eignen Gliederung das Syſtem der von Ewigkeit her vorhandenen Gedankenmächte hinſtellt, die nicht, wie die Platoniſchen vorweltlichen Ideen und Urtypen, den Dingen zeitlich und räumlich vorſchweben, ſondern in ihnen die immanente Seele und geiſtig genommen ſie ſelber ſind."

„Und was nun das Geſpenſtiſche betrifft," fuhr Leopold eifrig fort, „das uns bei der ſpeculativen Logik anwandeln müſſe, wenn man ſtatt des Seienden z. B.

das Sein ſelber, ſtatt der werdenden Dinge das Werden ſelbſt und all dieſe ewigen Urpotenzen betrachte; ſo kann ich nur ſagen, für mich ſind ſie in ihrer kühlen Ruhe die traulichen Schattenweſen der ſtillen Nacht, welche die noch ſchlummernde Welt umarmt und in ſich birgt. Auch die Nacht kann Furchtſamen düſter und ſchreckhaft ſein; mir und Vielen iſt ſie als die dunkelbraune Amme des Daſeins erſchienen."

„Auch der Tod," fügte Otto bewegt hinzu, „gilt uns in ſchwachen Stunden für eine ſchwarze Nacht des Grauens. Ich mag aber keine leere Nacht eines überſinnlichen Jenſeits anerkennen; Alles iſt Tag des Geiſtes, und nach unſerm Tode beginnt erſt die volle Sonnenwende für die unſterbliche Seele, indem unſer Ich, das hier in der Zeitlichkeit des irdiſchen Körperlebens ſeine ewige Subſtanz ſich oft zu verkümmern und zu trüben drohte, ſein reines Sein im Schooße Gottes wiederfindet, und, in ihn zerfließend, ſein wahres Selbſt in alle Ewigkeit genießt."

„Wir ſind alſo darüber einverſtanden, geliebter Freund," begann Leopold nach einer Pauſe wieder, „daß

der Begriff im philoſophiſchen Verſtändniß nichts abſtract Allgemeines, dem die concrete Einzelheit nicht entſpräche, ſein könne, noch auch etwas Subjectivformelles. Es kann lange dauern, ehe ich, als dieſe einzelne Perſon, den Begriff einer Sache erfaſſe, er kann mir für immer verhüllt bleiben; allein gleichwohl iſt er an ſich vorhanden, als das Ding ſelbſt in ſeiner Weſenheit. Nennen wir nun, wenn es Dir recht iſt, die ganze Welt der Gegenſtändlichkeiten das erfüllte Sein, ſo wirſt Du mir vielleicht auch einräumen, daß der Begriff dieſes Seins demſelben nicht ſchlechthin feindlich gegenüberſtehe, da er ja das Sein in ſeiner Weſenhaftigkeit erfaßt und die Seele des Seins ſelber iſt?"

Otto mußte allerdings beipflichten.

„Das Sein aber als einen Moment des Begriffs," fuhr Leopold fort, „und den Uebergang des logiſchen Gedankens von jenem zu dieſem aufgezeigt zu haben: das iſt Hegel's glänzendes Verdienſt. Und hieran knüpft ſich noch unendlich viel. Denn ohne dieſe Stufenfolge

und die Darſtellung, wie der Begriff aus dem Sein hervortaucht, iſt auch in der Idee an keine Identität des Sub- und Objects zu glauben. Auch der Zuſammenhang zwiſchen Nothwendigkeit und Freiheit ſchließt ſich eng daran. Dem Sein entſpricht die gebundene Nothwendigkeit, dem Begriffe die lichte Freiheit. Das Bewußtſein der Nothwendigkeit iſt die Befreiung von ihr, ſie beherrſchend und doch ſie zum Urgrund behaltend. Die Freiheit iſt die Flamme gleichſam, die Nothwendigkeit der Stoff, aus dem ſie ſich nährt. So iſt dieſe Befreiung von der Materie das Bewußtſein des Ichs in der Einzelcreatur; ſie iſt der Geiſt überhaupt und allgemein gefaßt, und der Geiſt in Betreff des Gefühls iſt Liebe, in Betreff des Genuſſes Seligkeit. Iſt nun aber das Sein ein Vormoment des Begriffs, und haben wir uns in der Logik alles concreten und beſondern Lebens in der vorhandnen Wirklichkeit zu entſchlagen, um aus dem Sein zuvörderſt den Begriff hervortreten zu ſehen, ſo können wir hier in der Welt der Abſtraction mit nichts weiter beginnen als der ſchlicht einfachſten Potenz, dem reinen abſtracten Sein, das

eben in dieſer Entleerung alles Inhalts mit dem Nichts identiſch erſcheint."

„Könnten wir denn nun wohl aus unſerer Unterhaltung," ſagte Otto nach einer Pauſe, „eine Kritik über Fichte und Bachmann zuſammenſtellen?"

„Wohl ſchwerlich!" meinte Leopold bedachtſam; „nicht einmal die logiſchen Theile möchten erledigt ſein, und den gelehrten Bachmann, deſſen Blick auf den Gang der deutſchen Philoſophie bis auf Hegel den echt ſpeculativen Standpunkt verräth, auf dem Felde der Naturphiloſophie und der Philoſophie des Geiſtes ſofort entgegenzutreten, möchte ich mir ſo Muth wie Kraft abſprechen. Wir haben hier nur einige, freilich Haupt- und Wendepunkte der Lehre herausgehoben, die wir überſehen zu können glauben."

„Auch in Betreff der Logik," fügte Otto hinzu, „ergibt ſich noch mancher ſpecielle Einwurf Bachmann's, der der Widerlegung bedarf. Er führt tadelnd an, daß Hegel trotz der Tendenz ſeiner Logik, die ewigen Momente des objectiven Gedankens gegliedert darzuſtellen,

auch ganz endliche Kategorien, z. B. Maß, Mechanismus „hineinschmuggele."

„Wir müssen uns vorläufig dieser Specialitäten überheben," erwiederte Leopold; „nur steht die Sache zweifelsohne anders, als man denkt. Auch der Mechanismus ist eine wesentliche Stufe, zu welcher der Begriff in seiner Metempsychose durch die Welt herabsinkt. Dies ewige Gesetz, in welches die Himmelskörper bei ihrem Umschwung gebannt sind, ist eben der Begriff als mechanische Gedankenmacht."

„Hier haben wir die Schrift eines jungen berliner Theologen," unterbrach ihn Otto, auf ein Heft von Karl Johann Hoffmann: „Hegel in seiner Wahrheit" deutend, „der vor Kurzem in einem belletristischen Blatte so hartnäckig um seine Unsterblichkeit gekämpft hat. Er macht der Hegel'schen Lehre in seinem Büchlein den Vorwurf, es stehe in ihr geschrieben, Gott bedürfe der Welt, und doch sei nirgend bewiesen, warum Gott, der Allmächtige, Allgenugsame, nicht für sich, mithin ohne die Welt sein könne."

„So müssen wir denn," entgegnete Leopold lächelnd,

„dem christlichen Gottesgelehrten die Mittheilung machen, daß Gott die absolute Liebe ist, daß er nur um seiner unergründlichen Liebe willen nicht Er sein und bleiben konnte, sondern die Welt aus sich entlassen mußte, um sich im Andern, und wär's sein eignes Product, zu finden und zu haben. Ist die Schöpfung der Welt ein Act der absoluten Freiheit Gottes, so ist sie doch zugleich eine nothwendige Urqualität seines Wesens. Und sehen wir denn nicht eben in der Liebe diese beiden Mächte vereinigt? Ist es denn nicht freiwilliger Entschluß, wenn ich aus mir selber trete, um zu lieben? Und gleichwohl liegt auch die Gewalt der Nothwendigkeit in der Liebe, denn ich kann doch nicht umhin, mein ganzes Selbst zum Opfer zu bringen."

„Man muß," fügte Otto hinzu, „diesem christlichen Theologen die Worte des Heiden zurufen:

Ich kann die Räthsel alle dir der Schöpfung sagen:
Denn aller Räthsel Lösung ist die Liebe!"

Gott ohne Welt wäre ja ein Gott ohne Liebe."

„Gott ist dem Verfasser jener angeblich streng unbefangenen Schrift," sagte Leopold, „der alte Unbe-

kannte und Unerklärbare; ſomit ſteht es mit ihm ſo ſchlimm, wie mit den Heiden in Athen, die dem unbekannten Gotte einen Altar bauten."

„Kann man denn," ergänzte Otto, „ſtreng unbefangen ſein, wenn man von ſeiner Unwiſſenheit ſo befangen iſt? Und dieſer theologiſche Denker, der von Gott nicht die Macht und die Nothwendigkeit ſeiner Liebe kennt, will doch ſtatt mit dem abſtract leeren Sein mit dem Begriffe Gott, der tiefſten aller Tiefen, die Logik angefangen wiſſen!"

„Das Gerede über den Anfang des Philoſophirens," fügte Leopold unwillig hinzu, „wird heutiges Tages faſt zum Skandal der Wiſſenſchaft. Jeder Anfänger wähnt das Bedürfniß, wie er ſich, um zum Anfang zu kommen, zur Philoſophie zu ſtellen habe, der Wiſſenſchaft ſelbſt unterſchieben zu dürfen. Niemals hat man ſich in irgend einer andern Disciplin ſo weit erdreiſtet, ſeinem bedürftigen Ich zu Gefallen die Methode ſammt dem Object zu conſtruiren."

„Und was ſollen wir nun zu Hrn. Fortlage und ſeiner Darſtellung der „Lücken im Hegel'ſchen Syſteme"

ſagen!" fuhr Otto nach einer Weile fort. „Kann dies Buch nicht in unſerer ſtockenden Unterhaltung ein Lückenbüßer für die Langeweile ſein? Dieſer ſpaßhafte Heidelberger meint, Hegel's Lehre ſei „eine künſtlich contrapunctirte Fuge auf das Thema des tranſcendentalen Idealismus: daß alles Irdiſche Traum und Täuſchung, Schall und Rauch, Schatten und Dunſt ſei."

„Vorwort und Einleitung," ſagte Leopold, „ähneln in dieſem Buche den Annoncen des berliner Intelligenzblattes, nach denen verheißen wird, ſchadhafte und lückenhafte ſeidne Herrenhüte ganz friſch und nach der neueſten Façon wiederhergeſtellt zu erhalten. So verſpricht der Verfaſſer tüchtige Vorſchläge zur Verbeſſerung „der ſchadhaften und lückenhaften Stellen im Hegel'ſchen Syſtem" zu machen."

„Nach ſeiner Meinung," fuhr Otto fort, „hat dieſe Lehre auf der einen Seite vielen Nutzen geſtiftet, auf der andern trage ſie einen „gefährlichen Giftbecher" in ſich, der eine auszehrende und vertrocknende Wirkung ausübe. Es würden hier nämlich lauter Hypotheſen

auf Hypotheſen gebaut, und um dabei doch etwas Solides zu haben, ſo braue man eine Art Scheidewaſſer zuſammen, wodurch ſich alle Dinge am Ende in den Aether der reinen Idee auflöſen müßten. Dies ſei die famoſe immanente Dialectik mit ihrem „Ring- und Carouſſelſpiel.“ Uebrigens ſei nebenbei Alles ein Gewirr von Widerſprüchen. Schon der Anfang der Logik ſei ein capitaler Unſinn. Man ſolle hier zum Begriff des reinen und leeren Seins kommen, indem man von allem Inhalt der Dinge, ihrer Geſtalt, Quantität, Qualität u. ſ. w. abſtrahire. Thun wir das, ſo ſtoßen wir auf das Nichts, und es bleibt kein Merkmal, wodurch Sein und Nichts unterſchieden wären. Der geſunde Menſchenverſtand ſage aber, beide ſeien ſchlechtweg Contraſte, und daß ſich beide im Begriffe des Werdens harmoniſch ſetzten, ſei eben ſo ſehr eine fabelhafte Dichtung; wo Sein ſei, könne kein Nichts ſein. Und dieſer feſtverrammelte Kantianer macht nun folgende Vorſchläge zur Ausfüllung der Lücken: Erſtlich könne dem Mangel, daß im Syſtem kein jenſeitiges Erkennen poſtulirt würde, dadurch abgeholfen werden,

daß man, nach Baco, Wahrheiten ex analogia hominis und andere ex analogia universi annähme, wie ja auch die alte Dogmatik ſo beſcheiden war, eine göttliche, eine engliſche und eine menſchliche Gottesgelahrtheit anzuerkennen. Zweitens möchte er aus dem Syſtem „einiges wilde Fleiſch“ ausſchneiden; z. B. fehle es uns (ihm ganz beſonders!) viel zu ſehr an Licht, um über die Lehre vom Lichte alle die Beſtimmungen feſtzuſtellen. Drittens ermangele die Hegel'ſche Lehre der Anwendbarkeit höherer Vernunftbegriffe in niedrigen Gebieten und niedrigerer Begriffe in höhern Gebieten. Nach den Grundſätzen der Kant'ſchen Philoſophie laſſe ſich übrigens mit der ganzen Lehre „eine zweckmäßige Umänderung vornehmen, wobei ein großer Theil des Inhalts doch ungeſchmälert bleiben könnte.“ Das hieße allerdings dem neuen Hute mit einer alten Krempe eine moderne Façon geben. Dies iſt der wahre Theriak widerſinnigſter Zuſammenſetzung.“

„Als in Rom auf dem Forum eine Lücke und eine Erdſpalte entſtand,“ ſagte Leopold, „da brachte Rom ſein Liebſtes, Roß und Waffen ſammt Reiter zum Opfer

dar. Dieſer Mann hier ſieht auch Lücken und Fugen und bringt ſeinen Schutt an, um ſie zu füllen.“

Die Freunde ſchienen ſich in ihren kritiſchen Ergüſſen vorläufig erſchöpft zu haben; ſie rückten zu traulicher Nähe ſchweigend an einander. Gleichwohl deutete die lebendige Unruhe in Otto's Blicken auf den noch nicht ausgeglichenen Zwieſpalt in ſeinem Innern. Sowie er in der Bekämpfung und Verfolgung des Gegners ſich als der ſtreitluſtigſte und heftigſte erwies, ſo fand doch das Entgegengeſetzte in ihm einen leichtempfänglichen Zündſtoff. Seine Natur gehörte nicht zu denen, die zur Ausſchlichtung der großen Wirren des Gedankenlebens berufen ſcheinen; mitten in den Contraſten befangen und zwiſchen ihnen ſchwankend, ſuchte und fand ſein leichtbeſchwingter Dichtergeiſt in productiven Geſtalten dann die einzige und volle Genugthuung und eine Befriedigung, die ihm ſonſt verſagt blieb. So den Extremen im Leben und in der Wiſſenſchaft immerfort preisgegeben, und bei dieſer raſtloſen Beweglichkeit nur darin mit ſich ſelber conſequent, daß er Alles, was er äußerlich und innerlich erlebt, zum

Gedichte zuſammenſtellte, wo ſich ihm unbewußt, wie eine Geburt geheimer Mächte, die Verſöhnung einſchlich, konnten ſeine Maximen an ſich nicht als bewährte gelten. Obſchon er ſich in dem Wortgefecht gegen die beiden letztgenannten Autoren und Gegner einer tiefen Weisheit, als der exaltirteſte gezeigt hatte, nagte ihm doch ein Scrupel an der Seele, der ihn eigentlich mit ſeinen hart beſtrittenen Widerſachern mehr, als es ſchien, vergeſellſchaftete. Leopold's ſtilles Auge folgte den unruhigen Blicken des Freundes, der endlich das Schweigen brach.

„Ganz abſtrahirt von den beiden Schriften," ſagte Otto drängend, „über deren Werth oder Unwerth wir uns zuletzt vereinigt haben: antworte mir nach Gewiſſenskraft auf dieſe meine Frage, die ich längſt aufwerfen wollte: Iſt Hegel's Logik in der Stufenfolge des Aufhebens und Weiterführens der niedern zu den höhern Kategorien nicht aber wirklich der künſtliche Höhlenbau einer raffinirten Sophiſtik? Schlägt ſeine Dialectik, wie ſich ein Geiſtvoller ausdrückte, nicht immerfort die Volte, wenn ſie überall, auch im Feſteſten, Wider-

ſprüche aufzudecken ſtrebt und alles Poſitive nur für eine aufgehobene Negation gelten läßt?"

„O Lieber!" entgegnete Leopold, ihn ernſt bedeutend, „daß wir doch nur erſt zuſchauten, was Sophiſtik iſt, ob ſie eine abſichtliche Täuſchung mit Worten und Schlüſſen, oder ob ſie nicht vielmehr in den Dingen ſelber vorhanden iſt! Blick' in die Welt hinein und ſag' mir: iſt es nicht die Sophiſtik des Endlichen ſelbſt, vor mich in die Erſcheinung hinzutreten, zu ſein, und doch nur ein Scheinleben zu heucheln, indem es mir unter der Hand wieder verſchwindet? Ach, wer den Wandel des Endlichen nicht in einem bittern Verluſte an ſeinem tiefſten Herzen erfuhr, der kann nichts wiſſen von der treuloſen Sophiſtik der Dinge der Welt. Wenn ich aber ſage, im Werden ſeien Sein und Nichts identificirt, iſt es denn Täuſchung meiner Rede? Haſt Du denn nicht im werdenden Dinge ein Sein, das ſich ſtets in das Nichts verwandelt, das Beharren dieſes Proceſſes aus dem Sein in Nichts und aus dem Nichts in ein Seiendes, das Umſchlagen dieſer Begriffe — iſt es denn nicht wirklich da? Wollteſt Du aber die Dia-

lectik, die der Herr der Schöpfung in's Daſein rief, Sophiſtik nennen? Dieſe Widerſprüche kannſt Du im ganzen All verfolgen. Was wir Seele nennen, ſo darfſt Du doch nicht ſagen, ſie ſäße ſtill zurückgedrängt in irgend einem verſchüchterten Winkel des Leibes, da wir ſie vielmehr als das Fluidum, die allgegenwärtige Kraft erkennen, die überall iſt, ohne daß Du ſie an der einzelnen Stelle feſthielteſt, eben weil ſie der immanente Aether des Ganzen iſt. So iſt auch der Begriff nicht im ſtillen Lauerwinkel und blos im Innern des Dinges. Iſt er die Seele des Dinges, ſo iſt er das Ding ſelbſt als Ganzes, überall alllebendig und doch Eins, das All des Dinges als Eins gefaßt. Ueber ſeine Intenſität, die doch zugleich bis in die äußerſten Poren hinausreicht, denk' ich ebenſo wie über die Seele, wie über Gott und ſeine Allgegenwart. Er iſt allgegenwärtig, heißt es; und darfſt Du nun folgern, er ſei hier und dort, wie Tieck in ſeinem Fritzwilhelm einen ſolchen materiellen Pantheiſten dargeſtellt hat? Gott iſt überall, und doch nicht hier und dort; iſt das nicht abermals ein Widerſpruch, der in den Dingen ſelber liegt? Willſt

Du's Sophiſtik nennen, ſo nenn' es eine heilige, göttliche Sophiſtik, ohne welche die Welt nicht beſtehen mag. So iſt aber Alles im Fluſſe, in ewig zitternder Bewegung, ſelbſt das Grab ſcheint und heuchelt nur eine Ruhe; und auch im Reiche der Gedanken und Gefühle, was wir Schönes, Gutes und Böſes, Tugend und Laſter nennen, Alles ſchwankt in ſeinen Beſtimmungen und hat nicht einmal für ein Menſchenalter ſtereotype Geltung. Von Gott ſagen wir auch noch, er ſei der Allgenugſame, in ſich Selige; und doch hat er ſich eine Welt geſchaffen: ein Widerſpruch, den Dir die Liebe Gottes löſt. Und auch die Liebe in menſchlicher Beziehung, die ſich hingibt, um im Andern ſich ſelbſt zu genießen, iſt ſie denn nicht ſelbſt die lieblichſte Sophiſtin des ganzen Lebens? Dieſem wunderbar ernſten, geheimnißvoll heiligen Spiele aber, welches das Daſein und alles Vorhandene mit ſich ſelber treibt, dieſem großen Spiele mit Andacht zuzuſchauen und ihm ſeine Maximen wie ſeine Triebfedern abzulauſchen, das heißt philoſophiren."

Otto ſchwieg nun für immer über dieſen Punkt und ſchien Leopold's Worte in ſich verarbeiten zu müſſen. Es war aber ſpät geworden; die Freunde küßten ſich und ſchieden für heute von einander.

XI.

Deutsche Lyriker.

An ſeinen Liedern ſollt ihr ein Volk erkennen von ſeinem Aufgange bis zu ſeinem Niedergange. Die Lyrik iſt nicht blos die Sprache der Kindheit einer Nation. Wohl ſteht ſie an der Wiege derſelben mit lachender Freude und mit allen Schauern der Angſt, die das noch ungewiſſe Leben des Neugebornen umſchwebt; in den Volksliedern, die nicht der Einzelne macht, die unbewußt in der Maſſe entſtehen, ſpricht ſich in Luſt und Leid von alle dem die Ahnung aus, was ein Volk ſpäter in der Blüthe ſeines Daſeins zur lichten Erſcheinung bringt. Aber die Lyrik begleitet auch die andern Stufen ſeines Lebens, ſie feiert ſeine Knabenſpiele, ſeine Jünglingsſehnſucht, ſeine Mannesthaten. Sie ſpielt die Flöte in ſeinem Liebesharm, die Schalmei in ſeinen idylliſchen Freuden, ſie iſt das Waldhorn ſeiner Schwer-

muth und die Pickelpfeife ſeiner Sinnlichkeit. Die Lyrik geht überall mit, zum Schmauſe und in die Schlacht, ſie macht mit den Völkern Hochzeit, jubelt mit allen ihren Freuden und ſteht, ein getreuer Eckart, trauernd um ihre Gruft. Nicht blos ihre Kinderträume, auch ihre greiſe Weisheit wird in der Lyrik der Völker lebendig, und wenn ſie ſterben, fehlt es nie an Todesſängern; wenn ſie auferſtehen, iſt die Lyrik wie der frühe Hahn; mitten im Todeskrampfe röchelt ſie noch ihr letztes Lied, und ihr letzter Blick, der gen Himmel ſchwindet, fährt wie ein Pfeil an die Pforte der Ewigkeit und öffnet deren Flügel, um das verlorene Erdenleben im Glanze der Unſterblichkeit zu ſpiegeln. In der Romanpoeſie habt ihr die Nation in ihren geſelligen Zuſtänden, in der dramatiſchen Literatur zeigt es ſich, wie weit ein Volk als Perſon hinausgetreten iſt in die Weltgeſchichte, wie weit ſeine Thatkraft reicht, um ſeine innere Eigenthümlichkeit im Zuſammenhange mit der großen Welt des Völkerlebens zu entfalten. In der Lyrik kommt aber auch das Unentſchiedene zur Sprache, die geheime Luſt und Hoffnung und der verſchloſſene

Schmerz, die ſtille Liebe, die nichts von der Welt will, und der Tumult der Leidenſchaft, die ſich ihre Welt zertrümmert. Die kleinen Freuden werden in der Lyrik laut, und auch das Dunkle, das Ahnungsvolle, das in jedem Daſein webt und immer noch auf andere Geburten deutet, als die ſchon fertige Welt aufzeigt. Das hat die lyriſche Poeſie mit der Muſik gemein und mit der Religion; die Lyrik iſt die zur Sprache gebrachte Muſik und zugleich die Religion eines Volkes, weil ſie auch das zum Bewußtſein ruft, wofür der Romanpoet noch kein Terrain findet, dem dramatiſchen Dichter noch die fertigen Geburten fehlen. Wie ſich das Chriſtenthum lange Zeit in Höhlen barg, weil der Irrthum noch mit ſtolzer Pfauenpracht durch die Welt zog, ſo niſten auch die Hoffnungen, der verſteckte Glaube und die verheimlichte Liebe in der lyriſchen Poeſie einer Zeit. Und wie ſie die Vergangenheit eines Volkes feiert und im Schooße ſeiner Gegenwart ſich gemächlich weidet, ſo reicht ſie auch mit ihren Flügeln in die Zukunft hinein und bereitet uns die Entzückungen der Zuverſicht.

Hieraus ergibt ſich eine doppelte Richtung der dent-

ſchen Lyrik. Uhland's Muſe ſchüttelt dem deutſchen Volke die Hand, ſie weiſt auf die Vergangenheit und hält die Gegenwart daran feſt; die deutſche Biederkeit und die deutſche Liebe nach Art unſerer Väter bleibt friſch und blühend in ihm, wir halten uns für unendlich gut und brav, wir glauben an den Kern des deutſchen Weſens, wenn Uhland in die Saiten greift. Er hat ſich mit der Goethe'ſchen Form die Cultur der Zeit gewonnen, und das treue Schwabenherz ſchlägt für ganz Deutſchland, obſchon ſich eine Schule um ihn geſtaltete, welche den Kreis der Intereſſen in abgegränzter Enge feſthält. Unberufene Schwätzer haben es ſo weit gebracht, daß wir bei Patriotismus immer gleich gleich an Bornirtheit denken, weil jene unklaren Köpfe den Geiſt der Zeit, der ſich jeder Schranke überheben will, an die Scholle des gegebenen Daſeins feſſeln möchten, und den Drang der Völker, ſich zur Menſchheit heranzubilden, verkümmern. Freilich liegt alles Wachsthum des Geiſtes im Vaterlandsgefühle gebunden, aber wenn die Blüthe ſich in der Freiheit der Sonne erſchließt, ſo will ſie ihre Wurzel auch nicht verläugnen,

und die Wurzel macht noch nicht den ganzen Baum. Vaterlandsgefühl iſt die Wurzel, aus ihm zehrt der Geiſt, aber er entfaltet ſeine Blüthen an der Sonne, die aller Welt leuchtet. In Deutſchland würde der Patriotismus, wenn er ſich abſchließen wollte, gar leicht ein Provinzialgefühl, das ſich in die vier Pfähle eingepferchT. Schwaben hat ſo viel Recht zum Selbſtgefühl, daß es ſeine eigene Literatur haben darf; aber die Bedeutſamkeit derſelben ſteigt nicht in dem Maße, als ſie ſich abgränzt. — Ganz frei von der Möglichkeit, ſich provinziell zu beſchränken, iſt ein anderer Sänger des deutſchen Selbſtgefühls:

Julius Moſen.

Friſch, fröhlich und frei, eine ſtich- und ſchlagfeſte Naivetät, im Feuer der Begeiſterung für Deutſchland geſtählt, ſo iſt die Muſe dieſes Dichters. Seine Lieder ſpringen ſo gewappnet hervor, wie Minerva aus Jupiters Haupte. In ſeinen Balladen und Vaterlandsgeſängen iſt eine epigrammatiſche Schärfe und eine

Wehmuth, die nicht weint, aber die Hand gewaltsam gegen das pochende Herz drückt. Das, dünkt mich, bezeichnet Mosen's Poesie. Seine Liebe zu Deutschland ist kein blinder Amor, sie hat Argusaugen. Ich nenne nur seine beiden Lieder auf die Völkerschlacht bei Leipzig, sein bitter elegisches Epigramm: Gott und Vaterland, seine unsterbliche Vaterlandsballade: Andreas Hofer. Seine Muse ist der „eiserne Heinrich," den sie besingt; er trägt drei eiserne Ringe um's Herz, damit es ihm nicht in Stücke zerbricht; so wandert er durch die Welt und sucht sein Vaterland, das er nicht findet. Das ist die tragische Liebe für Deutschland, die sich in dem „Trompeter an der Katzbach" ganz modern gestaltet. Der Trompeter ist auf den Tod verwundet, aber er kann nicht sterben: da hört er Siegesgeschrei, er rafft sich auf und sitzt zu Pferd und bläs't Victoria, bis ihm das Herz zerspringt. Das ist echte Poesie, die den Völkerschmerz versteht, und die auch für Polen glüht. (In den Liedern: Polonia, die letzten Zehn vom vierten Regiment u. a.) Auch eigenes Weh besingt Mosen sehr rührend, ohne Weichlichkeit, mit männlicher Kraft

und einer liebenswürdigen Kindlichkeit. Man leſe das Gedicht: „Der Mond und Sie," wie zart und doch gedrungen und kraftvoll! In einigen ſeiner lyriſchen Gedichte nimmt er einen Anlauf zum Liederſpiel. Wäre das deutſche Theater nicht von Pfuſchern, Hofintriguanten und Lohnüberſetzern coteriemäßig beherrſcht, ſo würde Moſen einer unſerer beſten dramatiſchen Dichter geworden ſein. In ſeinem „Heinrich der Finkler" ſieht man den großen Anlauf dazu.

Anaſtaſius Grün.

Eine ganz andere Richtung der deutſchen Lyrik bezeichnet dieſer Name. Uhland und Moſen ſind ſtark durch den Glauben an das Vaterland. Anaſtaſius Grün iſt ſtark und groß in dem Glauben an die Menſchheit. Oeſterreich, dem dieſer Dichter angehört, hat gleich ſehr wie Schwaben die Berechtigung zu einer eigenthümlichen Lyrik; Frankl iſt der öſterreichiſche Uhland; allein wenn der ſchwäbiſche Patriotismus noch immer ein deutſcher ſein darf, ſo iſt es der öſterreichiſche kaum noch. Was von Oeſterreich in Bezug auf deutſche

Sache provinziell iſt, hat ſich zu einer eigenen feſt umſchloſſenen Heimath ausgedehnt, von den öſterreichiſchen Sängern haben nur die Ungarn den Drang, das kaiſerliche Erzherzogthum zu überſpringen und ſich in deutſchen Intereſſen ihre Nahrung zu ſuchen, wie Lenau, der tiefffühlende Naturſchwärmer, der nach Schwaben wanderte und ſeine Sehnſucht nach der Freiheit des Geiſtes in der Freiheit der Natur ſucht. Darum die Melancholie ſeiner Muſe, deren Tiefſinn ſich in der Mythe vom Fauſt zurecht zu finden meinte. Im Savonarola betritt ſeine Muſe zu ſehr das Gebiet der Dialektik und kirchlichen Doctrin, um gleich glücklich zu ſein. Alle die vielen öſterreichiſchen Sänger aber flattern wie luſtiges Geflügel um das Kaiſerhaus und um die kleinen erlaubten Freuden des Genuſſes, die der Augenblick und die Welt der abgeſchloſſenen Heimath bieten. Es iſt ein Gewirr von Liederdichtern in Wien. Aber aus dieſem Gewirr luſtiger Sänger ragt Einer heraus mit einem mächtigen Ernſte, mit einem Prophetenzorne, mit einer Miene, in deren Bitterkeit der ganze Fauſt des modernen Jahrhunderts ſich andeutet.

In dem Meere der öſterreichiſchen Freudenwelt ſteht Angſtaſius Grün wie eine einſame Felſeninſel. Wie Adler, die ganz oben horſten, ſitzen die Gedanken der Freiheit um ſeine Stirn, wie eine Möwe hängt die Schwermuth an ſeinem Geſtein und umdüſtert ſeine Abendſtunden, des Nachts hält er mit den Wolken, die auf der Geſchichte der Menſchheit laſten, ſein Zwiegeſpräch, und nur wenn die Morgenſonne keuſch und rein über die Erde ſteigt, blickt er mit der heiligen Freude eines Propheten der Zukunft der kommenden Geſchlechter ins glühende Angeſicht. So ſchrieb er in ſeinem „Schutt" die Liebe des gefangenen Dichters, den die Menſchheit in Ketten warf; ſo blickt er durch die „Fenſterſcheibe", ein kleines Luftloch, das der Wahn der Menſchen ſo eng einrahmte, in die Welt hinaus und in den heiligen Himmel; ſo fliegt ſeine Phantaſie, ein Vogel, der ſich über das eingebannte Vaterland hinwegſchwingt, im „Cincinatus" über das Meer zur Freiheit America's; ſo malt er die „fünf Oſtertage" der Weltgeſchichte und rückt den letzten Tag weit hinaus in die Zukunft, wo die allgemeine Menſchenliebe thront,

der Aberglaube mit seiner Kette zerbricht, und ein ewiger Friede sich auf Rosen bettet. Das ist Anastasius Grün's Poesie, sie überspringt das Vaterland und fliegt der Menschheit in die Arme, sie läßt jenes fallen, um diese zu halten. Es liegt in allem, was dieser Dichter schreibt, die Weihe der tiefsten Einsamkeit. Sein Styl ist gewaltsam kühn und doch oft gepreßt und verdrossen, weil er die Klarheit scheut. Seine Diction ist mächtig, aber schwer, seine brütenden Gedanken haben selten eine leichte Geburt.

In Julius Mosen und Anastasius Grün liegen zwei entgegengesetzte Richtungen der deutschen Lyrik zu Tage. In beiden ist gleich viel Epigrammatisches, aber Mosen feiert, obwohl mit Schmerzen, das deutsche Vaterland, Grün überspringt es und rettet sich vor ihm an das Sonnenherz der Menschheit, an die ferne Zukunft, an die Ewigkeit der Weltgeschichte. Ich nenne jetzt einen andern Namen, an den sich eine Zeit lang ebenfalls eine patriotische Richtung knüpfte. Als die Muse dieses Dichters sich 1813 und 1815 mitten in den Kampf des bewegten Lebens stellte, da sang er ge-

harniſchte Lieder, aber er nahm dazu die weibliche Form der Sonette und gefiel ſich in dieſem Widerſtreite des Inhalts mit der Form. Ich meine

Friedrich Rückert.

Auch patriotiſche Spottlieder machte er gegen den damaligen Feind des Vaterlandes, und hatte Recht, ſich Freimund zu nennen, aber ſein Zorn war der Scherz des kindlichen Uebermuthes; man könnte ſeine kriegeriſchen Spottlieder wirklich von einer Schaar Kinder bei Volksfeſten abſingen laſſen, wenn der Umlauf der Zeiten noch ein Siegesfeſt der Deutſchen über Napoleon's Herrſchaft zuließe. Rückert theilte den damaligen Patriotismus, denn der Dichter ſoll ja mit einſtimmen in das bewegte Gefühl ſeines Volkes, aber ſein Feindeshaß iſt nur die Schilfbinſe, die ein kindlicher Genius ſeinem Geſpielen auf die Bruſt ſetzt. Auch lärmt der echte Patriotismus nicht gegen die Feinde, wie eine abgeſchmackte Doctrin es will. Die Griechen jubelten über den Sieg bei Marathon, aber ein nachgekommenes Geſchlecht ging mit Alexander hinüber, helleniſirte die

Perſerwelt und vermählte beide Völkereigenthümlichkeiten. Rückert hatte mehr zu thun, als ſich vom Haß zu nähren, vielmehr legte er ſeinen erborgten Namen erſt ab, als er tiefere Schätze für ſeine Muſe fand und ſich am Urquell der Menſchheit berauſchte. Der Haß iſt ſchön, wenn er um der Liebe willen da iſt, ſei es, daß er, wie in Moſen und Anaſtaſius Grün, ſich verſchwiegen äußert, oder, wie in Börne, helle Funken ſprüht. Aber die Liebe iſt doch mächtiger, die Milde bleibt die kräftigſte Gewalt, weil ihr Athemzug am längſten aushält. Und es war immer die Eigenheit der Liebe, für das Getrennte eine Sympathie zu ſuchen, und das als Einzelnheit Verlorene tiefer anzuknüpfen an einen groſſen Verſöhnungspunkt. Rückert's Herz wanderte aus und fand ſeine Deutſchheit erſt wieder im Orient, wie ein Greis, der ſich vom Lärme der mißtönenden Welt zurückzieht, und erſt an der Wiege eines Kindes ſich auf die Reinheit und Heiligkeit des Lebens wiederbeſinnt. Darum ſo viel Uebetlegenheit des Alters und ſo viel Erſtlingsfriſche der Jugend in Rückert's Poeſieen. Denn es iſt nie dageweſen, daß ſo viel Blüthenfrühling

der Liebe, ſo viel Kindheit der Gefühle, ſo viel Unſchuld des Geiſtes mitten in der Weisheit eines altgewordenen Jahrhunderts aufwuchs. Hier ſind Morgen- und Abendſtern derſelbe leuchtende Glanz, der Menſchengeiſt wiegt ſich hier im Kelche der Lotusblüthen und ſchaukelt ſich auf den Waſſern der Liebe Gottes, und träumt noch einmal ſeinen Frühtraum des Lebens. Man gebe zu, daß dies deutſch iſt, keine andere Muſe als die deutſche hat das ſingen können. Rückert's Liebeslieder, die wie der Ganges fluthen, ſind ſo deutſch wie nur irgend ein Lied von Uhland, das einen Schwabenhelden feiert. — Als der Gegenpol von Rückert iſt jedoch eigentlich nur Heine zu nennen. Auch ein Dichter der Liebe in ſeinen glänzenden Tagen, aber einer Liebe, die aus Unmuth witzig wurde, bis ſie in ſchlechten Stunden auf launiſche Unarten verfiel, und neben dem Perlenſchaum der modernen Cultur auch deren Hefenſatz in die Höhe trieb. Als Heine unter den Schmerzen eines verlornen Jahrhunderts die göttliche Zartheit ſeiner Poeſie nicht mehr aushalten konnte, ſtürzte ſich ſeine Muſe, wie Fauſt, in das Gewühl des

Blocksbergs, und walzte mit Geſtalten von verdächtiger Miene. So ſank dieſer Stern der Lyrik am deutſchen Himmel, oder vielmehr, er fiel und ſchneuzte ſich, wie man zu ſagen pflegt. In Rückert blieb das Buch der Liebe mit den ſieben Siegeln allezeit aufgeſchlagen, und das ſiebente, das geheimſte Siegel ließ er ungelöſt. Darum flattert ſeine Muſe, eine Pſyche mit ungeſtreiften Schwingen, immerfort vom Morgenſtrahle zum Abendſchein, und wird nicht müde in ihrem weiten Fluge. Heine löſte das ſiebente Siegel, er entriegelte den Schooß des letzten Geheimniſſes und brachte ſich um die Unſchuld des Geiſtes. Rückert hat das Unſagbare der ſüßen Brautnachtvermählung nicht entweiht, darum iſt der Zauber ſeiner Liebeslieder ſo unverwüſtlich, die Poeſie hat mit ihm wieder eine Keuſchheit gewonnen, die das Jahrhundert nicht mehr mochte, die aber mit Rückert wieder als Aurora über den Horizont des deutſchen Poetenhimmels aufſtieg. Es iſt in Rückert keine Prüderie, wie in Jean Paul, er wagt zu ſcherzen, aber wie ein muthwillig Kind, das in Roſenduft erröthet und um ſeine Scham die Blätter der

Liebe ſchlingt. So ſind ſein unverwelklicher „Liebesfrühling," ſeine Lieder in „Edelſtein und Perle" gedichtet. In den Octaven, Ritornellen, Sicilianen und Gaſelen tändelt das Kind der Liebe, das die Weisheit der Jahrhunderte überkam, mit den Spielen fremder Zonen, und zeigt, wie Mignon, welche zwiſchen Eiern tanzt, ein ſtaunenswürdiges Talent in der Bewegung der freien ſchlanken Glieder. In ſolchen Rückert'ſchen Reimſpielen iſt allerdings ſehr häufig der Gedanke blos um der Sprache willen geſchäftig, wie in dem famoſen Weihegedicht des muſikaliſchen Albums eine grenzenloſe Leiſtung gegeben iſt, der Inhalt löſt ſich ganz auf in Gewandung; aber in ähnlicher Weiſe war eine ſolche Sprachvirtuoſität noch in keiner modernen Literatur denkbar. Rückert's geſammelte Gedichte werden bald vollſtändig dem Publikum vorliegen, während ſeine Production in der Aneignung des Orientaliſchen lehrend und ſingend unerſchöpflich bleibt. Im erſten Bande der Gedichtſammlung beſingt der Dichter vorzugsweiſe die Liebe, die ihm treu blieb und ihm das Glück der häuslichen Idylle gründete; im zweiten iſt er geſprächig,

die leichteren Netze früherer Neigungen zu feiern. Ueberall bleibt das Elegiſche bei ihm überwiegend, er mag Liebe ſingen oder Weisheit lehren. — Möchte Rückert wie ein guter Genius noch lange am Horizonte des deutſchen Himmels weilen!

Adalbert von Chamiſſo.

Wenn man von Rückert zu Chamiſſo geht, fühlt man den Unterſchied ihrer Poeſieen ſehr beſtimmt. In Rückert iſt alles elegiſch, in Chamiſſo's Lyrik ſtellt ſich alles auf dramatiſchen Effekt. Sein Ernſt iſt gewappnet, Rückert's Ernſt iſt mild und weich. Chamiſſo's Komik beruhet nicht, wie bei Heine, im Gedanken, ſondern in der Situation, deshalb iſt ſie bei ihm mehr burlesk als humoriſtiſch; Ernſt und Scherz, beide ſuchen in Chamiſſo's Lyrik nach Situationen, nach objectivem Gehalte. Seine ſubjectiven Klänge gehören dem anfänglichen Dilettantismus an, oder ſtehen nicht auf gleicher Stufe mit der Poeſie ſeiner äußerlich und draſtiſch hingeſtellten Bilder. Deshalb liebt er auch das Arrangement künſtlicher Maße, aber nicht wie Rückert, um

in die Form den flüſſigen Gehalt auszuſtrömen, ſondern aus Luſt, die fremde Form zu überwinden. Seine Terzinen haben eine Meiſterſchaft, die ihres Gleichen ſucht, aber viele ſind der Sprache wie abgetrotzt. Wenn Chamiſſo tragiſch wird, ſo wird er oft grauſam, ſein Scherz, ſelbſt in dem herrlichen Trinklied von der Mäßigkeit, klingt immer nur wie ein Triumph über die Gemeinheit der Welt. — Um ſeine Muſe näher zu charakteriſiren, müſſen wir die Perſon des Dichters verſtehen. Chamiſſo hat alles der Welt abgerungen, ſich alles mühſam erobert, ſelbſt das Vaterland. 1781 in der Champagne geboren, wanderte er als neunjähriger Knabe mit ſeiner Familie aus. In Noth und Drangſal herumgetrieben durch Holland und Deutſchland, fand er in Berlin eine Stätte. Er ward Page am Hofe, dann Soldat, blieb aber ohne Halt und Lebensausſicht. Man berief ihn zu einer Profeſſur nach Frankreich; er ging, fand aber nicht das Gebotene. Er begleitete Frau von Staël nach Genf und Coppet, kehrte aber bald nach Berlin zurück, um ſich dem Studium der Naturwiſſenſchaften zu widmen. Arm, hülflos, als Dichter da-

mals nur Dilettant, der ſich die fremde Sprache erſt aneignet und für die Formen der neuen romantiſchen Schule nach Inhalt ſucht, ſo ſtand er im Leben da. Verzweifelnd an dem Heile ſeines Daſeins, verwünſchte er ſich an den Nordpol, dem Otto von Kotzebue damals entgegenſegelte. Der Zufall wollte, daß des Dichters Wunſch von Freundes Hand mit Glück betrieben wurde, und Chamiſſo ging als Naturforſcher an Bord des Rurik, um an der Romanzoff'ſchen Expedition Theil zu nehmen. Eine Reihe von Mühſalen begann jetzt erſt im verſtärkten Maße für ihn; zu dem Drange der Elemente und der Entbehrung aller geiſtigen und körperlichen Labſale kam die ſchlechte Behandlung, die dem Privatgelehrten von der ruſſiſchen Mannſchaft widerfuhr. So machte er die Reiſe um die Welt, in der Schwebe zwiſchen Luft und Waſſer, zwiſchen Widerwärtigkeiten der Natur und der ihn umgebenden Menſchen. Otto Aſtawitſch von Kotzebue war nur Seemann; Land und Bewohner intereſſirten ihn wenig, und die Reiſen in das Innere der Inſeln und Halbinſeln waren als Unterbrechung nur kurze botaniſche

Spaziergänge für den Naturforscher. Ueberall aber, wo sich Menschliches oder Lebendiges überhaupt zeigte, stürzte Chamisso mit dem Heißhunger der Wissenslust hin, um die Welt wenigstens bruchstückweise aufzufassen. Der Naturzustand der Wilden entzückte ihn, ihn, den die Cultur Europa's so lange heimathlos gelassen und an die Irrfahrt preisgegeben. Die farbigen Naturkinder wurden seine Brüder, ein Eingeborner der Insel Radack, jener braune Kadu, den der zweite Band seiner gesammelten Werke auf dem Titelblatte darstellt, gewann seine ganze volle Liebe, So kam es, daß Chamisso mit den Radacken, den Aleuten, den Eskimos, den Einwohnern von Owaihi sich vertraut machte, und sein Dichterherz für die Zustände und Gefühle der wilden Naturkinder entflammte. Die Ursprünglichkeit der Gesinnung in Haß und Liebe, in Rache und hingegebener Treuherzigkeit, das ist der Nerv seiner Poesie, die diese heißen Ströme der Menschenbrust mit aller Gewaltsamkeit der Natursprache entladet. Es ist überflüssig, auf Einzelnes noch hinzudeuten, ich erinnere nur an die brennenden Farben, mit welchen er auch die Ei-

genheiten europäiſcher Naturvölker, wie die wilde Corſennatur, malt. Für jede wilde Nation ward ſeine Phantaſie empfänglich, und nach Deutſchland zurückgekehrt, fand er leicht die Stoffe, die er nur in Terzinen und künſtliche Rhythmen brachte, um ſie und ſich ſelbſt zu bändigen. Das iſt der Reiz an ſeinen Verſen, dieſe ſtrömende Leidenſchaft, welche ſich ſelbſt den Zügel hält. Seine geſammelten Schriften machen vier Bände aus, die beiden erſten geben ſeine Reiſe um die Welt, die beiden andern ſeine Gedichte nebſt dem Peter Schlemihl, dem Volksbuche voll ſimpler Phantaſtik.

Rheiniſche, berliner, wiener und ſchleſiſche Dichter.

Chamiſſo's Poeſie iſt ein Anwalt für die entfeſſelte Freiheit der wilden Naturkinder, wie ein Tribun, der die Rechte des armen Volkes vertritt. Dies führt uns auf Freiligrath. Seine Muſe floh den Schooß der europäiſchen Cultur, ſie wandelte träumeriſch entzückt

unter den Wundern der atlantiſchen Welt und feiert die Einfalt und die Kraft der farbigen Männer, deren Götter ſich immer tiefer in die Urwälder des neuen Erdtheils flüchten. Die echte Poeſie findet immer das Unglück auf und hält die ſchirmenden Flügel darüber. Dieſer echte Zug iſt in Freiligraths Dichtungen, die wir bisher nur zerſtreut kennen lernten. Sein „Löwenritt", „der Reiter" und „der ausgewanderte Dichter" bezeichnen am beſten ſeine Richtung. Ueberdruß an Europa's coquetter Civiliſation, Schwärmerei für die glühende Naturwelt der Tropenländer und für die unbewußten Tugenden der Wilden, das ſind die Farben ſeiner lyriſchen Gemälde, unter die ſich nur dann und wann etwas Affection des Ausdrucks miſcht.

Man kann in deutſcher Literatur ſehr wohl ein rheiniſches Element erkennen, ſo gut wenigſtens als man von einer ſchwäbiſchen Schule und andern ſpricht. Allerdings reicht ſolche Abſcheidung nicht aus, denn die Geiſter greifen in ihren Strömungen verſchiedentlich in einander. Will man aber einen rheiniſchen Zug erkennen, ſo möchte er ſich als ein Drang, die Natur zu

verklären, bezeichnen lassen. Das war Grundzug in Goethe's Poesie; er läßt sich auch in Heine's erster Lyrik herausfühlen, bevor sein Witz die pointirte Prosa in den Rhythmus brachte. Freiligrath hat in seinem Wesen ebenfalls jenes rheinische Element. Nicht minder Ludwig Wihl, dessen Gedichte bereits gesammelt erschienen. Das Sagen- und Geisterhafte an den Ufern des Vaters Rhein, seine Naturbilder, die er gern symbolisirt, haben rheinischen Zug des Geistes. Dazu kommt Wihl's Auffassung des Völkerlebens und seine trauernden Rabbilieder, die ganz getränkt sind vom Schmerze des Judenthums. Weniger glückt es ihm, wenn er nach Heine witzig sein will; einige Lieder mit Selbstpersiflage sind widerlich.

In Bettinens Briefen ist viel lyrische Poesie in ungebundenster Form. Zugleich ist ihr Gefühl ganz und gar in den Illusionen der Naturverklärung aufgelöst und bezeichnet ihren Rheinlandscharakter. Wenn Goethe, nach Bettinens Behauptung, aus ihren Entzückungen einige Rhythmen entlehnte und den fesselosen Strom ihrer Ergüsse in einige Verse brachte, um,

was ihm ungereimt erſchien, zu reimen: ſo konnte es kaum fehlen, daß einige ihrer Bewunderer den Dilettantenverſuch machten, den Bettine'ſchen Ueberſchwang der Gefühle ähnlich zu benutzen. In dieſem Sinne erſchien das Buch „Semiramis", angeblich von einer Frau von Plönies, und „Lieder der Liebe", von dem Verfaſſer der Gedichte eines Materialiſten. Es ſind aber nur ärmliche Abzugscanäle, in die man hier den Ueberſchaum eines Meeres einſtrömen ließ. Wie ſchlotternd und ſalopp die „Lieder der Liebe" gehalten ſind, höre man aus folgenden:

„Ich lieb' und lieb' und liebe
Und denk' und liebe nur Dich;
Alle Sinne werden mir trübe,
Und dumm davon ſicherlich.
Drum biſt Du mir gut vor Allen,
Wie Du mir geſchworen haſt —?
Kind, thu' mir's zu Gefallen
Und mach' Dich mir verhaßt."

Wahrſcheinlich ſoll das Heine'ſche Manier ſein. In den Liedern des Materialiſten war noch dann und wann ein derber Volkston erfreulich; hier aber iſt Blocksbergsalbernheit ohne Witz.

Hier bin ich nun unverſehens auf die Heinomanie gekommen, über die ich gern einige Grobheiten ausſtoßen möchte, wenn ich nicht fühlte, daß ſich wirklich gute Kräfte in dieſe Mode des Heiniſirens hineinverloren haben. Ferrand und Hagendorf haben in dieſer Richtung ſo gute Gedichte gemacht, daß man faſt vergeſſen könnte, dieſe Manier ſei blos Manier. Alle dieſe Dichter der berliner Schule, die der norddeutſche Frühlingsalmanach vorführte, würden in der That nur gute Gedichte machen, wenn ihr Formtalent ſich auf ein beſſeres Terrain verpflanzen ließe. Es iſt kein öffentliches Leben, kein Volksintereſſe da, um Halt und Stoff zu geben. Der niederdeutſche Dichter hat ſich, wie Chamiſſo, alles erſt zu erobern, ſich ſelbſt den Inhalt erſt zu ſchaffen, ſeine hungrige Form zu füllen. In dem Vereine der jüngern berliner Dichter ſind beſonders noch die Gebrüder Marggraff und Schweitzer hervorzuheben. Jene beiden lieferten gemeinſam einen Band Gedichte; unter ihren Beiträgen zum Almanach zeichnen ſich mehrere Balladen aus, ſchön in Form und Gehalt, in Gedanken und Styl; beſonders nenne ich

den „tollen Tambour" von Hermann Marggraff. Minding ſchrieb auch ein ſchönes didaktiſches Gedicht: „Das Leben der Pflanze", voll zarter Naturliebe. Dieſe Genannten haben ein reicheres Gedankenleben, als ſich in der Heine'ſchen Liedermanier erledigen läßt. Ein ganz neuer Name iſt Adalbert Friedner, der ein Liederheftchen brachte, um den Leuten zu zeigen, wie gewandt er in Heine'ſchen Weiſen ſein Mädchen anſingt. In dem Widmungsſonett erwacht dem Leſer die Hoffnung, hier ſtelle ſich ein Talent auf eigenthümliche Art zur Zeit, und wolle ſich, ſei's im Einklang oder im Widerſpruche mit ihr entwickeln. Der Dichter ſingt von ſeiner Liebe:

„Was ſonſt könnt' unſerm Sange Fülle leihen?
Wir haben weder Knechtſchaft zu verdammen,
Noch Freiheit, uns zum Liede zu entflammen,
Wir Zwittervolk von Sklaven und von Freien.
Uns bleiben nur des eignen Herzens Tiefen
Als unſ'res Lieds geheimnißvolle Quelle" u. ſ. w.

Allein die dichteriſche Herzenstiefe reicht hier nicht weiter als bis zu dem Heine'ſchen Schmerzensliede: Es iſt eine alte Geſchichte, doch bleibt ſie ewig neu!

Dies variirt Friedner in gewandter zierlicher Form. Von seinen Liedern an Molly sind das 10te und 13te sogar schön zu nennen. Wenn man aber bedenkt, wie reich der Inhalt unserer Zeit, und wie eng die Interessen dieses jugendlichen Dichters, dann wird man wieder irre an seinem Berufe.

Sonst sagte man: so zahlreich wie der Sand am Meere; jetzt kann man sagen: so zahlreich wie die Poeten in der Mark. Zu jenem Vereine jüngerer berliner Dichter gehört jedoch nicht alles, was dort herumvegetirt mit Reim und Vers. Da ist unter andern ein Karl Jacht, von dem in Berlin ein Band Gedichte erschien. Dieser Sänger gehört nicht zu jener Poetengesellschaft, er besingt nur hohe Personen und Hofschauspieler, aber sehr schlecht, macht auch Räthsel und Charaden, und überschreitet nie die Linie der Mittelmäßigkeit. Es läßt sich nichts weiter von ihm sagen, auch ist ihm nicht weiter beizukommen, denn er hat sich hinter die Kanonen zurückgezogen und hält eine Liste von Subscribenten, meist berliner Hofräthe, Wagenlackirer und andere Subalternen, wie ein langes Magenpflaster

vor ſeine Gedichte hin. Auch einige hohe Perſonen ſubſcribirten aus Wehmuth. — Ein andrer Dichter, hierher gehörig, iſt Friedrich Niemann, der in Commiſſion Gedichte herausgab. Dieſen Poeten kann man als den „ſeligen Jüngling" bezeichnen. Es handelt ſich bei ihm faſt nie um geringeres als um Seliges. In alcäiſchen Strophen ſingt er ſeine erſte Liebe an:

„O ſelig, dreimal ſelig, o Jüngling Du,
Dem in Erfüllung ging, was ſein ſeligſter —"

Auch ein Gedicht an Waiblinger fängt mit: „Seliger Jüngling!" an. Die heutigen Poeten en masse verderben einem noch alles in der Welt, die Liebe, die Andacht, den Wein, die Seligkeit und — Hölty, den keuſchen Prieſter der deutſchen innigen Seligkeit. Ich bitte Dich, Friedrich Niemann, ſtöre den edlen Hölty nicht auf und trübe ihm nicht den ſanften Wellenſtrom ſeiner alcäiſchen Strophen. Ein anderes Lied beginnt Niemann: „In der Erde tiefen Gründen." — Pardon! das muß heißen: In des Waldes tiefen Gründen — das alte Rinaldolied vom alten Vulpius war ſeiner Zeit ſehr gut. Aber dieſer Sänger Niemann kann

auch neu ſein, z. B. in Worten; in dem Gedichte „Liebestrauer" ſingt er:

„Er ſtarret, trüber, ſinnend,
Und todesliederlich:
Du armer, kranker Jüngling,
Was heilt, was tröſtet Dich!"

Man iſt in Berlin, wenn man von der Liedertafel kommt, ſo witzig, zu ſagen: heute waren wir liederlich, d. h. wir liedertafelten. Niemann iſt weit kühner, er ſagt todesliederlich, und glaubt keck wie Heine zu ſein. Schlotterichte Königin iſt gut, ſagt Polonius; todesliederlich dünkt mich noch weit ſchlotterichter. Niemann iſt ſchrecklich, wenn er dichtet. Ein Lied beginnt: „Ich bin im Begriff, mich zu verlieben" — ganz analog der ſeltnen Wendung: „ich bin im Begriff eine Reiſe zu machen." Ein anderes Lied ſingt: „Mein Mädchen iſt ein wahrer Engel." O pfui, deutſche Poeſie vom Jahre 1837! Um aber die deutſchen Lyriker nicht zu decimiren, und bei Niemann ſtehen zu bleiben: da läuft mir auch ein anderer Poet unter die Beine: Hazinth von Schulheim; auch der ſingt:

„Ich liebte, ja, ich liebte einen Engel" —

Warum ſoll Clauren unſterblich ſein, ihr meine deutſchen Lyriker von heute? Und auf Engel, welchen Reim macht Schulheim? — Zum Glück iſt das Lied ungereimt. Aber matt, ſchrecklich matt iſt die Schwinge dieſes Hiazinth, wie er ſich ſchreibt. In dem allerdings blutleeren Gedichte: „Der blaſſe Junge," hat ſich ſeine Muſe ſelbſt gezeichnet, ohne zu merken, wie ſie ſich blamirte. Fahre hin, blaſſer Junge; ich komme auf Chriſtian Wurm, deſſen Gedichte in Nürnberg erſchienen, und deſſen Muſe etwas Bairiſches verräth. Dieſer Wurm beſingt Freiheit und Gleichheit:

„Nicht männiglich iſt hoch und reich,
Wie's jeden mag gelüſten,
Doch machtet ihr den Boden gleich,
Ihr würdet ihn verwüſten.
Und denke nur, Du lieber Chriſt,
An Fritz und Alexandern,
Auch Du biſt Alles, was Du biſt
Auf Koſten eines Andern."

Es iſt immer merkwürdig, wie einen jeden ſein Schickſal überkommt, ohne daß er deſſen Hohn merkt. Gerade ſo ging es den Alten mit ihren Orakelſprüchen, die ihre eigne Ironie in ſich hatten. Aber Wurm iſt

auch fromm, er genießt ſein Stück Brot Poeſie nicht ohne Dank gegen Gott.

„Wir danken Gott für ſeine Gaben,
Die wir von ihm empfangen haben;
Das iſt's, was jeder pfeift und ſingt,
Darum's ſo ſchön und luſtig klingt."

Man kann das von Wurm's Poeſie nicht allezeit ſagen. Aber wenn er ſeinen Stoff hat, bringt er ihn nicht ſchlecht in Reime; einige Sagen und Legenden ſind gut erzählt. Ich komme dabei auf meinen alten Satz, daß dieſe deutſchen Poeten en masse nur um deswillen ſo ſchlecht ſind, weil es ihnen an Nationalſtoffen fehlt, oder weil ihnen dieſe nicht ſo leicht, wie dem franzöſiſchen Dichter, entgegenſpringen; der Deutſche muß ſein Vaterland und deſſen Intereſſen immer erſt ſuchen. Warum ſieht ſich Wurm nicht mehr in Altnürnberg um? Es ſteht da an alten Kirchen- und Giebelfenſtern, ſelbſt am kleinen Gänſemännchen auf dem Marktplatz mehr geſchrieben als in ſeiner Bruſt.

Da ſtößt mir auch noch ein Karl Uſchner auf. Er ſingt vom frühen Tode:

„Wenn vom heißen Genuß lachender Jugend mich
Weg der Engel des Todes ruft,
Schwingt entfesselt mein Geist sich durch das Schattenthal
Zu den Wonnen Elysiums!“

Guter, edler Hölty! Ruhe Deinem müden Gebein! Höre sie nicht, wenn sie Dich äffen und die zarte Heiligkeit Deines Geistes nachlallen! Uschner besingt auch seine erste Liebe:

„Wo weilst Du, deren lächelndes Zauberbild,
Den süßen Schauer mir durch die Seele geußt?
Entschlürft vielleicht ein edler Jüngling
Seligkeit jetzo den Rosenlippen?“

Entschlürfen — geußen — jetzo; das sind lauter altmodische Sächelchen. Ich bitte Dich, Uschner, störe nicht die Schlummernden!

Ein gutes, preußisch rechtschaffenes Gemüth begegnet uns in dem Dichter Wilhelm Schnitter, sehr wohl zur Beamtentreue befähigt. Er hat auch nur in Krankheitsstunden sich von Berufspflichten abgewendet und der Poesie obgelegen. Es ist derselbe Dichter, der den Ring des Polykrates einmal dramatisirte. Ein kindliches Gemüth! Jetzt gibt er seine diversen Lieder;

aber er bittet in der Vorrede um Entſchuldigung und ſagt: nicht wieder thun! Hr. Schnitter war im Herbſte 1834 von einer verunglückten Brunnencur aus Karlsbad in die Heimath zurückgekehrt. Noch zu matt, um an die Acten zu gehen, nahm er Uhland zur Hand und meinte, auch derlei machen zu können. „Schnell wurden nun," ſagt der Sänger, „im Herbſt und Winter 400 Stoffe zu Balladen und lyriſchen Gedichten erfunden und ausgeführt." Weshalb erzählt uns das alles der gemüthliche Poet? Wir ſehen es den Gedichten ohnedies an, daß ein gebildeter Dilettantismus ſie hervorrief, daß aber ein gebildeter Mann ſelbſt in der Zeit einer gebildeten Sprachentwickelung noch kein Dichter iſt. Warum ſich auf den Literaturmarkt drängen und die Unzahl der charakterloſen Schemen noch vermehren!

Unhemmbar iſt immerfort der Drang der deutſchen Jugend zur lyriſchen Poeſie, um in dieſe Form der Unmittelbarkeit den erſten Strom des aufgeregten Geiſtes zu ergießen. Jugend des Geiſtes iſt allerdings die erſte Bedingung zur Poeſie. Nur muß die Jugend ſich prophetiſch regen, einen Blick in die Zukunft und

die Ahnung eines neuen Frühlings gewähren; eine fahrläſſige Wanderſchaft auf ausgetretenen Bahnen, eine leichte bequeme Nutznießung der durch Erbſchaft überkommenen Güter, das widerſtreitet der echten Jugend. Von der berliner Jugend, die ſchon anfängt alte Häupter zu zählen, habe ich ſchon geſprochen, man kann ſie erſt näher charakteriſiren, wenn ſich die Einzelnen beſtimmter herausſtellen. Auf die wiener Jugend iſt nicht viel Hoffnung zu ſetzen, die bequeme Vergnüglichkeit des Lebens, „die ſchöne Gewohnheit des Daſeins" umſtrickt ſchon im Keime ihre Regſamkeit des Geiſtes. Darum ſteht eben Anaſtaſius Grün wie ein Fels mit zürnendem Antlitz unter ihnen, ein hohes Eiland im plätſchernden Waſſer der eitlen Sinnenluſt. Braun von Braunthal iſt unter der Kritik. In Rudolph Hirſch begegnet uns ein neuer Name aus jener Welt der lyriſchen Behaglichkeit; er gab ein Frühlingsalbum. Wenn die Wiener ſich ernſt ſtimmen, ſo werden ſie nicht ſelten ſüßlich; auch Rudolph Hirſch athmet zu viel weichliche Melancholie, die in Thränen lächelt und über ihr Lächeln weint. Dazu kommt bei ihm die behut-

ſame Furcht vor einer Stimmung, die ſo frei iſt, frei zu ſein. Er ſingt:

„Die lang entbehrte Freiheit wird Dich tödten,
Wenn Du zu ſchnell ſie wollteſt in Dich ſaugen:
Drum öffneſt, wie ein Blinder, den ſie heilen,
Nur langſam, Frühling, du die Blüthenaugen.“

Aus ſolcher Stimmung läßt ſich wohl eine matt-herzige politiſche Doctrin, aber keine Poeſie gewinnen. Die Poeſie kann nur weiſe ſein wollen, wenn ſie alt iſt und wenn die heiße Luſt des Lebens verraucht. Und die zahme Geſinnung politiſcher Anbequemung auch der Natur unterzuſchieben, iſt eben kein glücklicher Einfall. Wie anders nimmt Lenau die Lieblingskinder ſeiner Gefühle in den Arm, ſchlingt den Mantel der Wehmuth um ihre Glieder und trägt ſie hinaus in die Natur, um in ihr ſich ſelbſt und die Freuden ſeines Geiſtes wiederzufinden! Lenau freilich iſt ein heißblutiger Ungar. — Ein ſchon bewährter Name unter dem wiener Lebenshimmel iſt Johann N. Vogl. Er brachte zuletzt „lyriſche Blätter.“ Es ſind diesmal meiſtens ſubjective Anregungen ſeiner Muſe; mich dünkt, ſeine Balladenpoeſie iſt bedeutſamer. Frankl,

Seidl und Vogl ſind treffliche Poeten, aber ſie müſſen in die Vorzeiten zurückſteigen, um intereſſante Stoffe zu haben; Vogl iſt in der Balladenpoeſie ſogar erfinderiſch. Oeſterreich duldet keine moderne Subjectivitäten, mithin iſt die ſubjective Lyrik der öſterreichiſchen Dichter nicht ſelten flach. Dieſen Herren, die ſo gute Balladen dichten, paſſirt es leicht, daß ſie trivial werden, wenn ſie von ihren eignen Gefühlen reden. Dann ſind ihre Gedanken wie flatternde Maikäfer, die irgend was am Faden feſthält.

Im ſchönen waldigen Thüringen gab es früher mehr lyriſche Singvögel als jetzt. Ludwig Bechſtein renommirt und raiſonnirt zu viel, um ein guter Singvogel zu ſein, die thüringiſchen Sagenſtoffe zerſchwatzt er zu breit in matter Proſa, die Verſe, die er ſchreibt, z. B. in ſeinem „Luther", ſind mitunter aufgeſteifte Phraſen, theatraliſche Popanze.

Böhmen hat viel dichteriſche Menſchen, aber ſie treiben lieber Muſik, weil in der Muſik auch verſchwiegen die Klage laut wird.

Das grüne Schleſien mit den ſaftigen Wieſen und

der langen Kette von Berg und Wald, hatte immer ſeine vielen Sänger. Hier müſſen wir wohl Kahlert nennen, wenn auch ſeine Muſe nicht allzu reich iſt und ſeit einiger Zeit ganz verſtummte. Von Hoffmann aus Fallersleben macht man viel Leben; ich habe ſeinen Gedichten noch nicht den Charakter einer beſtimmten dichteriſchen Perſönlichkeit abgewinnen können, obwohl mir das Streben nach der biedern Einfachheit des alten Liederſtyls bedeutſam erſchien. In Heinrich Wenzel regt ſich eine Dichtereigenthümlichkeit, iſt ſie gleich noch nicht fertig und zum Bewußtſein ihrer ſelbſt herausgetreten. Sein Drama „König Wilhelm" verräth die glücklichſte dramatiſche Schule von der Welt, die Schule Shakſpeare's. Auch ſeine Sonette haben epigrammatiſche Schlagkraft und jene Gedrängtheit des Gedankens, die in den Southampton-Sonetten die Shakſpeare'ſche Lyrik bezeichnet. In Wenzel's Gedichten iſt auch eine ſchöne Reihe von Liebesliedern und Reiſeliedern, voll Zartheit und Fülle des Gefühls, wenn auch nur als Zurüſtung zu größerem Anlaufe gültig, wenn ſich in dieſem Dichter eine glückliche Erſchei-

nung gestalten sollte. Wenzel's Balladen sind oft flach angelegt. In H. Kletke ist viel glückliche, bereits fertige Gestaltung. Seine Balladen und Romanzen haben, zum Unterschied gegen Wenzel's Gedichte dieser Art, viel Erfindung, innerliche Production, und feste Eigenthümlichkeit in der Form. Auch das Subjectiv-lyrische athmet Kraft und Würde bei aller Lieblichkeit des Ausspruchs. Wie schön besingt Kletke seine erste Liebe in jenem Monolog:

„O fürchte nicht, daß ich Dich je vergesse,
In eines wildbewegten Lebens Rausch!" —

Die Schmetterlinge seiner kleinen Liebeslieder theilt er nach dem Grundtone ihres Farbenspiels in Tagfalter und Nachtfalter. —

Noch ein Schlesier mit dem frischen Wiesenwuchs kräftiger Heiterkeit: August Kopisch, ein lang bewährter Freund bei Becherlust und Jubel, der Sänger des Hohenliedes: „Als Noah aus dem Kasten war, da trat zu ihm der Herre dar!" Kopisch war Jahre lang in Italien, er hat ein großes Talent, dem Volksleben nachzuspüren, sein Bemühen um Sammlung und Ueber-

tragung der italieniſchen Volkslieder iſt ſehr ſchätzbar. Von dieſen Studien gingen auch einige Bearbeitungen italieniſcher Sagenſtoffe in die Sammlung ſeiner Gedichte über. Nicht weniger Neigung aber verräth Kopiſch zu den Volksſagen der Slawen und Nordländer; ſeine Gedichtſammlung iſt reich an Schätzen ſolcher Art. Der Verkehr mit dem Nerv der Volkscharaktere giebt dieſem Dichter jene kräftige Heiterkeit, die friſch erhält. Für die komiſchen Naturgeiſter, jene neckiſchen Kobolde der ſchleſiſchen Gebirgswelt, hat ſeine Muſe viel Sinn und Gefühl, und es dürfte nicht leicht ein Dichter nachzuweiſen ſein, der glücklicher in der komiſchen Ballade wäre.

Um die Reihe der vortrefflichen ſchleſiſchen Dichter noch recht glänzend zu ſchließen, nennen wir Joſeph von Eichendorff, den „liebenswürdigen Frühlingsvagabund," wie ihn eine Dame ſehr treffend und mit glücklicher Vorliebe nannte. Mich wundert, daß die Frauen dieſem Dichter nicht mehr Kränze weihten. Seine Naturromantik iſt nicht ſo ſchwelgeriſch träumend wie Lenau's Stimmung, er iſt ſo fromm heiter

wie Paul Flemming, die Schlichtheit ſeiner Sprache erinnert an die handfeſte Treue der alten Geſangbuchslieder, Frühling und Liebe blicken aus ihnen hervor, wie mit kindlichen Engelsköpfen, die nach alter Weiſe Goldſchaum ums Haupt tragen. Sein Ernſt iſt nie melancholiſch, ſein Scherz nie ironiſch, nur ſchalkhaft, das Auge ſeiner Muſe hat eine treuherzige Brautwerbermiene: mich dünkt, das alles müßte ihn zum Liebling der Frauen machen. Man hat Eichendorff einen Nachklang der romantiſchen Schule genannt. Mit Unrecht. Seine Naturſchwärmerei iſt nicht krankhaft überreizt, ſeine Liebeslieder nicht ſo üppig, ſeine Phantaſie nicht ſo ſüßlich verſchwimmend, wie wir es an den Tönen der muſikaliſchen Lyrik Tieck's und der beiden Schlegel und Novalis gewohnt ſind. Eichendorff verſenkte ſich nicht in die katholiſche Welt zurück, er ging aus ihr hervor, ſeine geiſtlichen Lieder ringen nach der kernhaften Feſtigkeit Luther's, er hat mehr Kindheit und mehr Mannheit als jene überſchwenglichen Jünglingsſchwärmer. Deshalb auch die körnig deutſchen Kriegslieder von den Jahren 1810, 1813 und 1815.

Tyrol haben Bettina, Moſen und Eichendorff gefeiert. Und hätten ſie weiter nichts geſchrieben, Bettina die jubelnden Freiheitsbriefe aus München im Jahre 1809, Moſen ſeine Ballade Andreas Hofer, und Eichendorff ſeine „tyroler Nachtwache," ſo würde man ſie in allen Zeiten nennen als die Sänger der modernen Thermopylen. Eichendorffs Wanderlieder ſind mir das Bedeutendſte, was er ſang, der Drang über Berg und Thal iſt ſein eigentliches Element, das grüne Schleſien gab ihm Geſundheit des Geiſtes, der katholiſche Glaube Inbrunſt, ſein Herz gab ihm die Einfalt, die in ſeiner kräftigen Naturſchwärmerei erklingt. Die Welt der Civiliſation macht in ſeinen Gedichten nur ein poſſenhaftes Intermezzo, aber ſein Humor, der aus dem Unwillen gegen die ſogenannte Cultur entſpringt, iſt immer gemüthlich und zahm.

Es bleibt noch ein Wort zu ſagen über die Gräfin Ida Hahn-Hahn. Ein Frauenherz iſt nie ohne Idealismus, hier aber iſt er mit einer ſeltenen Kraft gepaart, die ſich in rhetoriſcher Fülle gefällt. Die erſte Sammlung ihrer Gedichte gab uns die lebendigen Ge-

fühle, den Drang nach Leben; eine verſagte Neigung flüchtete ſich in die Begeiſterung für die Kunſt und ging in Sympathieen für das Unglück der Welt über. Die klagenden Liebestöne und ein Paar ſchöne Polenlieder ſichern den Werth ihrer Lyrik. Die neue Sammlung und die erzählenden Gedichte zeigen uns die Beſchäftigungen dieſes Frauengemüthes, das ſich Stoffe für die Phantaſie ſucht, um in ihnen ſich ſelbſt zu fliehen und doch im Grunde beruhigter wiederzufinden. Das iſt ſo in der Regel die Geſchichte einer Leidenſchaft, die ihres Zieles verluſtig ging. Den zweiten Band eröffnen Reiſelieder. Man läuft in die Welt mit ſeinem Schmerz, und hört ihn als Echo in Wald und Berg. Der Weg führt durch Salzburg, Tyrol, die Schweiz. Da tönen alte Sagen aus Buſch und Felſen, das eigene Leid tritt hinein in das Leben der Natur, in die Kreiſe der Vorwelt — und wird ſelbſt zu einer alten Sage, die nun tröſtlicher klingt. Beſonders ſchön iſt das Lied „Auf dem Königsſee" und das Mährchen von der „Roſane," jenem Bergſtrom zwiſchen Landeck und Flirſch in Tyrol, der ſich wie aus Verzweiflung in's

wilde Thal hinabstürzt. Es ist die Braut des treulosen Berggeistes, der sich andern Schönen der Waldeinsamkeit zuneigte. Da reißt sie sich von ihm los und stürzt sich in die Tiefe.

Außer den Reiseskizzen bietet der zweite Band einen reichen Liederkranz: „Der Kampf auf der Wartburg," eine Reproduction jenes poetischen Wettstreites vom Jahr 1207, und eine Charakteristik sämmtlicher Minnesänger, die ihn führten. In diesen Gedichten ist mehr poetische Arbeit als wirkliche Poesie; aber die heiße Gewaltsamkeit der Sprache kühlt sich an der Gestaltung und Nachbildung fremder Stoffe. Die venetianischen Nächte bringen die Geschichte Marino Falieri's und zwei andere aus den romantischen Intriguen der Lagunenstadt, in welcher sich freilich Byron mit mehr Eigenthümlichkeit wohlgefiel. Wie die Phantasie einer Frau nicht leicht ohne Anschmiegen an männliche Ideale ihre Schwingen entfaltet, so möchten sich auch für die Sprache der dichterischen Gräfin Prototypen finden, Schiller und Byron.

Die Masse der nach Provinzen abgetheilten deut-

ſchen Sänger führt uns in ein Gewirr von Beſtrebungen, die zum Theil noch auf ausgetretenen Bahnen ſich abmühen. Die kritiſche Charakteriſirung wird hier ſchwer, weil ihre Objecte leicht, federleicht werden. Ein Paar glückliche Lieder machen noch keinen Dichter; den Dichter macht das Erkenntniß der drängenden Bedürfniſſe der Zeit, die Eintracht mit dem Sinne des Jahrhunderts, deren Aufgabe die echte Muſe löſt.

Wir faſſen dieſe noch ſchließlich zuſammen unter zwei Namen, die neben einander feſtzuhalten ſind, und bezeichnen noch einmal den Werth der deutſchen Lyrik für die Entwickelung des deutſchen Gedankenlebens.

Anaſtaſius Grün — Karl Beck.

Aus dem deutſchen Norden bringen uns die heimiſchen Dichter die künſtleriſch geſtaltete Novelle mit der Dialektik im Stoff und im Gedankengehalt, und mit ihr die feingeſchliffene Proſa und die kecke Entſcheidung kritiſcher Weltanſchauung. Die Poeſie des deutſchen Nordens iſt in dieſer Beziehung ein Atticismus.

Im Süden des geliebten Vaterlandes wogt und bebt, wie um Joniens Küſtenſtrand, die rhythmiſche Fluth der Gefühlswelt. Der deutſche Süden iſt vorherrſchend lyriſch. Und in den Wellenſchlag der ſüddeutſchen Naturfülle taucht das gedankenſchwere Vaterland ſo gern die müde Bruſt und ſteigt aus dem erquicklichen Bade neu gekräftigt und geſühnt wieder auf; in ſeinem Lächeln auf der Stirn ſpiegelt ſich die Gewißheit von dem unverſiegbaren Quell der deutſchen Dichterkraft.

„Und ſingend einſt und jubelnd
Durch's alte Erdenhaus,
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Menſch hinaus.“

So ſang Anaſtaſius Grün ſchon frühzeitig mitten unter dem kritiſchen Händeringen einer denkenden Verzweiflung. Er hatte nur eben ſo ſehr Recht wie dieſe. Iſt doch das deutſche Geiſtesleben — dieſes ewige Herzklopfen Europa's — groß und weit genug, um das Widerſtrebendſte mitzufühlen, die Pfeilſchnelle des Gedankens im Gehirne mitzuempfinden und über die Lähmung der gehemmten Füße mitzutrauern! Und wo eine junge Zeit, wie Jupiter's Geliebte, auf ihren

eignen Wunſch den Gott in ſeiner nackten Wahrheit erſchaute, da ſtirbt ſie doch nicht wie jene vor dem jähen Anblicke, ſie hüllt ſich nur tiefer in ihre Gewande und klagt wie vom Grame der Weisheit getroffen, und ſelbſt unter Schleiern wird ihre Klage zum Gedicht, das heißt zu einem Abbilde der Wahrheiten unſers Jahrhunderts. So ſtirbt ſie nicht und lebt fort in vielfachen Geſtaltungen und erfüllt die Welt mit dem Athemzuge des jugendlichen Geiſtes.

Ich geſelle hier zu Anaſtaſius Grün einen Dichter, der in den Weiſen ſeines Geſanges nichts Verwandtes mit ihm hat, ſich aber in derſelben Atmoſphäre der Zeitideen getragen fühlt, ein geniales Kind aus dem Lande der Magyaren, Karl Beck. (Auf ſeine „Nächte" wird nächſtens in Leipzig bei Engelmann ein neuer Cyclus von Gedichten folgen. In Bezug auf Anaſtaſius Grün ſpreche ich hier von ſeinem Bande „Gedichte," wo Altes und Neues zuſammengefaßt iſt.) Dem partiellen Vaterlande jener wie dieſer entfremdet, tragen beide ihr ganzes Deutſchland im Herzen und hangen mit Bienenlippen an dem Geiſte des Jahrhunderts, der die Völker

zur Menſchheit heranbildet. In deutſchen Eichen klingt ihr Lied, eine Philomele, die um verlorne Lebensgüter klagt, durch Schattengänge wandelt ihre Sehnſucht, es ſind Deutſchlands Schattengänge, aber das Herzklopfen ihrer Wünſche gilt der ganzen Menſchenwelt. Sie ſingen nicht viel von eignem Leid und Luſt, die Menſchheit iſt ihre Perſon. Das iſt das Kennzeichen bedeutungsvoller Dichter in jetziger Zeit. Wohl macht ſich die Liebe geſchäftig um ſie, wohl hat der Gram um verſagtes Glück ihre Stirn gefurcht, aber wenn die Muſe ſie in ſchönſter Stunde küßt, dann gilt ihr Lachen und ihr Weinen dem Jahrhundert, in deſſen Gedankenfülle ſie verſunken ſind mit all ihrem Lieben und Haſſen, Glauben und Verzweifeln. Denn zu dieſer Religion hat ſich nun der Tiefſinn des Jahrhunderts herangebildet, daß wir den duldenden Chriſtus, den wir Gott nennen, in der duldenden Menſchheit ſehen, die immerdar an's Kreuz geſchlagen, ewig wieder auferſteht und den Wandel neu beginnt. Auf dieſem Höhepunkte erblicken wir jene beiden Sänger, und ſie ſind der Erleuchtung voll, trotz dem ihre liebſten Wünſche im Schooße der

Schmerzen brüten. Wenn ſie jubeln, ſo gilt ihr Entzücken der erlöſenden Liebe, die die Welt von dem befreit, was wir Tyrann, Aberglauben, Satzung nennen; wenn ſie wehklagen, ſo ſtrecken ſie ihre Arme wie die Trauerweide über den dunkeln See, in welchem das helle Bild der Völkerfreiheit wieder verſank. Die Sonne leuchtet ihnen dann wohl noch, der Mond wandelt ſeine Bahn, das Leben lockt in Buſch und Hain mit tauſend Vogelſtimmen, allein was kümmert ſie die weite Welt, wenn die Geliebte ſtill verſenkt iſt in den feuchten Schooß!

Gemeinſchaftlich haben beide Dichter, daß ſie die Weisheit und die Lehren ihrer Zeit in Bilder hüllen. So ſprechen ſie häufig in Parabeln, die zu deuten geben, und ſind, während ſonſt die Einbildungskraft den Gedanken erleuchtet, oft von Phantaſien verdunkelt. Dies trifft Anaſtaſius Grün, doch noch mehr den Bilderſchwärmer Karl Beck. In jenem wird ein Sarkasmus laut, der die Lippen zuſammendrückt, um mit ſeiner beißenden Schärfe nicht offen zu verwunden. In Beck verſpinnt ſich alles, auch der keckſte Gedanke, den ihm

der Geiſt des Jahrhunderts giebt, in träumeriſche Muſik. Deshalb erleben die Ideen der Zeit in ſeinen „Nächten" ein wunderbares Mährchendaſein, ſie ſprechen mit einander wie halbſchlafende Kinder, um deren Stirn weisheitsvolle Engel ihren Fittich ſchwingen. Ein Naturkind aus dem Ungarnlande, mit der heißen Luſt, des Lebens beſte Schätze zu erobern, ſo kam er nach Deutſchland und lehnte ſein horchendes Ohr an das große Weltherz der Börne'ſchen Gedanken. Und was er hier erlauſchte, verwebt er in ſeinen Nächten, wo die Geiſter umgehen, zu einer Welt voll morgenländiſcher Träume. Der Mann, deſſen Tod er ſo ſchön beſang, wird ſein Held, der dem Schöpfer in die Lenkerhand greift, eine neue Weltordnung für die Geſchlechter der Menſchen erſinnt und eine neue Bibel ſchreibt. Ein Chaos iſt noch immer auf Erden, auf eine Schöpfung wartet die Schöpfung, ſo lange ſie nicht fertig iſt, immer noch, Paradies und Sündfluth haben im Schooße des Erdenlebens noch immer ihren Segen und ihren Fluch. Am Thurme zu Babel arbeiten die Geſchlechter nach wie vor, die zehn Gebote ſind noch immer zu deuten, nach

einem Simſon, der die Philiſter des Herkommens erſchlägt, nach einem feinen David, der mit gewandter Hand den Rieſen der Tyrannei erlegt, ſchreien noch immer die Jahrhunderte. So lange noch in Trümmer ſinkt, was die Menſchen als ihr Liebſtes auferbauen, ſo lange wird ein Jeremias ſeine Stimme erheben, und was das neue Teſtament von den ſieben Bitten, vom Himmelsſchlüſſel und den Wundern der erlöſenden Liebe verkündet, das ſteht noch Alles wie ein Räthſel da, an dem die Jahrhunderte, jedes nach ſeiner Art, zu deuten haben. So hat ſich Karl Beck eine neue Bibel, die er Börne ſchreiben läßt, zuſammengeträumt, und durch die morgenländiſchen Wolken ſeines Traumes blitzen die Wahrheiten des wachen Bewußtſeins, wie es ſich inmitten des deutſchen Lebens geſtaltet hat. Das iſt der Zuſammenhang des zweiten und dritten Mährchens in ſeinen Nächten; von den ſieben Bitten ſind aber noch drei verſchwiegen; Börne's Tod tritt wie ein weltgeſchichtlicher Cenſurſtrich mitten in die Offenbarungen der träumeriſchen Prophetie. Die andern Mährchen nehmen ihre Motive aus weltlichen Zuſtänden und um-

ſpinnen Ereigniſſe der jetzigen Wirklichkeit mit Traum und Klang. Das gebeugte Judenthum, das vernichtete Polen ſind vorherrſchende Trümmerhaufen, auf denen des Sängers Stimme ertönt. Sollen wir einzelne Gedichte hervorheben, ſo müſſen wir in dem „Abenteuer eines Leipziger Studenten" beſonders zwei als beſondere Kleinode nennen: „Schiller's Haus in Gohlis" und „die verwaiſte Burſchenkneipe." Als abgeſchloſſene und vorzüglich vollendete Einzelnheiten in der neuen Bibel ließen ſich „das Chaos," „das Paradies," „55ſte Nacht" und manche andere herausſtellen, obwohl die ganze Reihe von nächtlichen Entzückungen der dunkel ſchwärmenden Phantaſie als eine einzige Elegie erſcheint, die nur ein Athemzug und derſelbe Strom des Gefühls erzeugte.

Anaſtaſius Grün's Gedichtſammlung beſteht aus Erzeugniſſen verſchiedenartigen Gehaltes; es iſt hier zuſammengefaßt, was der Jüngling und der Mann in einer Reihe von Jahren gedacht und gefühlt. Auch hier iſt die freiheitsdürſtende Muſe träumeriſch, aber dieſen gramſchweren, wortharten Sänger befängt der Traum

nicht ſelten mit Schreckbildern. Beck's Phantaſie verſpinnt ſich oft wider Willen in eine allzu üppige Bilderwelt; Anaſtaſius Grün hüllt ſich abſichtlich in Parabelſchmuck, weil er, der Mann, der die Welt erprüfte, wohl weiß, wie ſchwer, wie blutig das Schwert der nackten Rede trifft. Der Spartanismus ſeiner Gefühle liegt am deutlichſten in ſeiner Sprache ausgeprägt, die oft rauh, eckig und widerhaarig verſchlungen iſt. Er iſt der Sohn einer Gebirgswelt, wo die Freiheit von den Adlern die Sprache lernt, oder vom Sturzbache, der in die Tiefe herunterfährt. So ſteigt er von ſeinem Hart herab in's Thal und redet die Sprache der ungezähmten Geiſter ſeiner Bergnatur. Seine Winterlieder ſind ſchöner und faſt zarter als ſeine Frühlingsklänge; ſelbſt unter Italiens Himmel verſchmäht er das weiche Gekoſe und die täuſchende Luſt des behäbigen Augenblicks, er läßt ſich gefangen nehmen von der ſchmeichleriſchen Luft des Süden, er ſieht nur das Elend des Geſchlechtes und die wirre Knechtſchaft der Menge. Selten ſang ein Dichter ſo gedankenſchwere Liebeslieder, wie Anaſtaſius Grün in ſeinen „Mannesthränen," „Beſtimmung,"

„die Brücke;" die Schwere des Gedankens verdrängt beinahe die Wärme seines Gefühls. Wenn er den Rhein besingt, so hört er das Klirren der Ketten, in welchen deutsche Jugend kurzen Wahn mit langer Qual abbüßt. Am bittersten ist er, wenn er den Alpenbewohner seiner Heimath, wo sich die Freiheit und die Unschuld still verschüchtern, als das Lamm in den Fängen des Raubthiers schildert. Er hat das Recht dazu, denn der keusche Stolz seiner Gewissenhaftigkeit in dem Gedichte: „Die Muse vor Gericht," hat den Stempel der echten Freiheit des Geistes. Am schönsten malt er das Meer und den Schlachtenlärm (in dem Gedichte „Hellas"). Es ist die Poesie des Zornes, die in seinen Gesängen ertönt, und wenn er die untergegangene Größe Venedigs schildert, so durchzittert seine Seele der großartige Schmerz um die verlorene Freiheit und um die Hinfälligkeit der heiligsten Lebensgüter. In seinen „Erinnerungen an Adria" find' ich seine schönsten Gedichte; vor allen: „die Sünderin." Die Venetianer-Trias ist wunderbar schön, voll bitterer Lustigkeit. Seine Fröhlichkeit hat immer etwas Melancholisches, wie in

dem Gedichte: „der treue Gefährte," in welchem er Herrn Hypochonder ſchildert, oder ſie hat eine ſarkaſtiſche Färbung, die tragiſch wirkt. Selbſt ſein mildeſtes Lied, ſein „Archipelagus der Liebe," erhebt ſich zu einer weltweiten Größe, die den ganzen Schmerz des Lebens in ſich ſchließt. Und dieſe Poeſie des Zornes iſt thränenlos, was ſelten iſt in deutſcher Lyrik. Es iſt eben hier der Mann, der weinen müßte; der Mann aber, wenn er ſtatt des Schwertes nur die Thräne hat, verhüllt ſein Angeſicht oder zerdrückt das weiche Naß unter den Runzeln der Stirn. Hinter den Runzeln der Stirn aber brüten die Gedanken, und für die Gedanken iſt das Wort und die Sprache an Schwertern reich genug. Es liegt ein großer, ein verhängnißvoller Fortſchritt darin, daß die deutſche Lyrik gedankenreicher und thränenarmer geworden iſt. Selbſt Karl Beck, dies elegiſche Kind einer ſchwelgenden Natur, weint wenig, und dem Dichter des Hartgebirges wird die Thräne ſchnell zum Bergkryſtall. Jener nennt ſeine Gedichte gepanzerte Lieder, obſchon er ſein feſtes Herz auf den weichſten Sammet der Sprache bettet. Anaſtaſius Grün hat in

der Form weit mehr Härte, in Karl Beck iſt ſo viel Hang zur Weichheit, daß der weibliche Reim bei ihm vorherrſchend iſt. So iſt die Geſangesweiſe Beider wie Berg und Thal verſchieden. In Anaſtaſius Grün iſt mehr Bewußtſein, er weiß mehr um die zweiſchneidige Schärfe ſeiner Weltanſchauung, deshalb iſt er achtſamer auf den Gehalt ſeiner Poeſie, denn Behutſamkeit iſt nun einmal ein trauriger Zögling der Erfahrung; auf die Form aber iſt er weit weniger achtſam. In Karl Beck bäumen ſich die Gedanken wie Wellen auf, die die Welt bedrohen, aber das Gefühl zieht ſie wieder in ihr weiches Bett, und die ſtrenge Kraft verhaucht und verduftet in Bild und Muſik. Aus den aufgeregten Wogen blickt es dann hervor wie reinſter Perlenſchaum, und ſein ſinnendes Auge ſieht ſo fahrlos drein, als wenn es von der gewitterſchweren Weisheit des Lebens nur träumte.

So denkt und träumt und dichtet Euch nur die Lebensnächte hindurch einem neuen Lebensmorgen entgegen!

XII.

Charaktere aus Rahel's Umgang.

Ueber ein Buch zu ſprechen, das bereits in den Cirkeln der leſenden Welt in Lob und Tadel ſeine vielzüngige Beurtheilung erlebte, könnte ein doppeltes Intereſſe vorausſetzen, indem nicht nur der Inhalt deſſelben und ſein Werth, ſondern auch ſeine Geſchichte im Publicum, Gegenſtand der Beachtung wird. Die „Galerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang und Briefwechſel" hat wirklich ihre Geſchichte gehabt. Hätte man die Geſpräche, die durch Rahel's und ihrer Freunde und Freundinnen Briefe durch ganz Deutſchland hin, beſonders aber in den wiener und berliner Salons veranlaßt wurden, aus einem Oeil-de-boeuf auffangen können, man hätte ein Ragout von Anſichten, ein Zungengericht, keineswegs ſo fein als die Paſtete von Nachtigallenzungen, die ſich ein weltberühmter römiſcher

Schlemmer bereiten ließ, aber doch piquant und merkwürdig genug, um darin den geistigen Zustand des gegenwärtigen Deutschlands herauszuschmecken. Es treten uns unter Rahel's Freunden manche Gestalten aus veralteten Lebenssphären entgegen, deren Gesinnung und Denkungsweise so wenig mit der jüngern Welt der Gegenwart zusammenklingt, daß ein eigentlicher Unwille, zu dem die Besorgniß vor Gefahr nöthigte, in den höhern Cirkeln der Gesellschaft sich gar nicht erzeugen konnte. An dem genialen Heldensohne eines Königshauses die leisen, menschlich schönen Herzensfalten aufgelegt zu sehen, kann so wenig gefahrbringend scheinen, als die Beleuchtung eines Gentz, der mitten in stürmischer Hinneigung zu den Revolutionsideen seiner Zeit sich plötzlich besinnt, an Burke sich orientirt und fortan den solidesten Zuständen europäischer Staatenbildung seine ganzen Geisteskräfte leiht. Nur in leisen, kleinen Regungen zuckte die alte Jugendneigung noch bis in die Spättage seines Lebens in ihm nach, und wie sich dies mit seiner diplomatischen, dem österreichischen Cabinette gewidmeten Thätigkeit zusam-

menreimte, kann nur von pſychologiſchem Intereſſe ſein, um in dieſen Widerſprüchen den vollen Umfang ſeiner merkwürdigen Perſönlichkeit zu faſſen. Weiter hinausgreifende, gegen den Beſtand der Dinge gekehrte Betrachtungen laſſen ſich bei Gentz ſo wenig wie bei irgend einer in der Galerie portraitirten Figur anknüpfen. Es ſind hier doch in der That nur obſolete Menſchenbilder, die ein altes, uns nicht mehr zugehöriges Leben in ſeinen Freuden und Leiden abſchildern; was ſo in ſich fertig abgelaufen erſcheint, (der Franzoſe würde rococo ſagen), ſollte füglich noch weit vollſtändiger, als es geſchehen, zur Mittheilung gebracht werden dürfen. So wie jene ariſtokratiſchen oder blos ariſtokratiſirten Herren und Damen fühlten, dachten und lebten, lebt heut zu Tage doch keiner mehr; jene reizenden Widerſprüche demokratiſcher Geiſtesoffenheit bei aller Hingebung an die Gemächlichkeiten bevorzugter und abgegränzter Geſellſchaftskreiſe erzeugen ſich doch nicht wieder; die Welt nach ihnen hat andere Leiden und Freuden, an jenen mehr, an dieſen weniger, mehr Verzweiflung und weniger Talent, ſich in Entſchädigungen genugzuthun.

Auch entstand der Unwille, der sich gegen Varnhagen's Bildnisse verlautete, keineswegs aus Besorgniß um etwas Zuständliches und um vorhandene Verhältnisse, das Mißfallen wurde nur durch private Furcht erzeugt, es möchte das Gewebe von Widersprüchen, das sich bei Friedrich Schlegel, Adam Müller, Oelsner und Gentz an den Tag gestellt, auch an lebenden Köpfen aufgedeckt, und die Heuchelei noch weiter, bis in die Kreise der nächsten Gegenwart hinein entlarvt werden. Es läuft durch die Entwickelungsgeschichte einer großen Reihe deutscher Charaktere ein unverkennbarer Zug der Lüge, sei sie nun selbstverschuldet oder Resultat der bedrängten Verhältnisse oder Ergebniß der rathlosen Reflexion. Die zartsinnige Discretion des Herausgebers ließ aber nur Gestorbene in die Reihe seiner Bildnisse treten, und übte auch an diesen eine besorgnißvolle Rücksicht, die es z. B. verbot, an Adam Müller das ganze Unglück eines perfiden Renegatenthums in ein anschauliches Licht zu stellen. In Oelsner waren Weltmann und Weltweiser, Aristokrat und Demokrat, in bei weitem gesünderer Mischung,

ſeine Ariſtokratie war durch Talent und Freiheit der Stellung errungen; aber zu einer völlig klaren Geſtalt verhilft uns das über ihn Mitgetheilte nicht. Eine völlig ausgeprägte Darſtellung jener ſchwankenden Charaktere würde den wunderlich verworrenen, halb vorwärts gekehrten, halb wieder zurückgelenkten Geſchichtsverlauf der deutſchen Zuſtände auf überraſchende Weiſe aufhellen. Ueber Adam Müller hat Varnhagen ſelbſt noch Aufklärungen für ſpätere Zeit verſprochen; ohne dieſe Verheißung würden wir nicht die Miene annehmen, hier, wo ſchon ſo vieles Dankenswerthe gegeben wurde, noch mehr zu verlangen oder zu erhoffen. Wahrſcheinlich bleiben den eigenen Denkwürdigkeiten des Mannes, der zur Memoirenliteratur bereits ſo Weſentliches geliefert und ſie in Deutſchland erſt recht eigentlich begründet, Ergänzungen ſolcher Art vorbehalten. Auch Wieſel, der ſeltſame, tiefſinnige Radicale, das ſansculotte Anhängſel des abſolutiſtiſchen Adam Müller, gehört in die Reihe jener ſchwankenden Charaktere, bei denen zu erörtern bleibt, wie weit das Lügneriſche und zweideutig Spielende ihres Weſens

ihnen von außen aufgenöthigt, oder als individuelle Wahrheit erſchien*). Das vollendetſte Bild confuſer Willkür bietet vielleicht Friedrich Schlegel, und was Varnhagen über dieſen gährenden Kopf bemerkt, iſt eben ſo beachtenswerth, als die mitgetheilten Briefe an Rahel, in denen ſich die widerſprechendſten Richtungen auf das ſchroffeſte zum Ausſpruch bringen. In der innerſten Lebensgeſchichte Fr. Schlegel's ergibt ſich kein dialektiſcher Prozeß, wie etwa ſich in Goethe's Leben eine freie Stufenfolge von Nothwendigkeiten und nach einander abgelaufenen Stimmungen erweiſt; in Schlegel blieb alles, was er gedacht und gefühlt, neben einander beſtehen, die Sympathie mit der Revolution und die Hinneigung zum feſten Beſtande, die fromme Andacht und die craſſeſte Sinnlichkeit, die peinigende Luſt zum Forſchen und die lahme Müdigkeit, ſich in dem Schooße der Sicherheit zu wiegen. In Gentz gilt der ſtarke Wille für Gediegenheit und Geſundheit; die feſte Zu-

*) Ueber Wieſel ſ. Zeitung für die elegante Welt, Jahrgang 1836, Nr. 11—14.

verſicht, proteſtantiſch ſein und bleiben zu können, und doch dem öſterreichiſchen Cabinet Hand und Kopf zu leihen, imponirt; wir nehmen dieſe Beharrlichktit gern und gläubig für eine großartige Durchführung ſeltſamer Lebensverſchlingungen, und ſind faſt wohlthätig überraſcht von den Contraſten in den Zuſtänden des Mannes, der vielleicht in den Frühſtunden in claſſiſcher Proſa ein Manifeſt gegen die Bewegungsideen der Julirevolution anfertigte und ſich Nachmittags zum ſpeciellen Genügen kleiner Herzenslaunen an Heine's Liedern ergötzte. Wir blicken gern in ſolche Zuſtände, denn ſie prägen im Bildniſſe einer einzelnen Perſönlichkeit die deutſche Geſammtheit ab. Es gibt in Deutſchland wenig vollkommen klar entfaltete Charaktere, weniger Einſeitigkeit als in andern Nationen, aber weit mehr Doppelgänger und ſolche Naturen, denen die Zweideutigkeit ihr eigenſtes, für ſie ſelbſt durchaus nothwendiges Weſen iſt. In Gentz war dieſe Doppelattraction wahrhaft vorhanden, und man kann nicht ſagen, daß er es nach irgend einer Seite mit ſich oder den Ideen der Zeit falſch gemeint habe. Der Mangel an Klarheit

im großen Ganzen ſpiegelt ſich in dem geiſtigen Verhalten Einzelner wieder ab, und in ſolchen Wirren einen durchaus ſcharfſinnigen Geiſt ſich herumſchlagen zu ſehen, iſt außerordentlich lehrreicher Genuß, ein um ſo größerer, als das über ſeine Lebensſphäre Beigebrachte und die Briefe von ihm ſelbſt, reichhaltig und vollſtändig genug ſind, um ſich in die Zuſtände dieſer merkwürdigen Perſönlichkeit heimiſch hineinzuleben. Welch eine ſeltene Miſchung von tumultuariſcher Geiſteskraft und kindiſcher Furcht in dieſem üppigen Lebensgenießer, welche Eroberungsluſt und verzagende Scheu in dieſem in Sinnlichkeit und Geiſt ſchwimmenden Gentz, der ſich alle Reize des Lebens erobert, in ihren Strudel untertaucht, und das ganze Daſein nur wie ein Wellenbad unaufhörlicher Genüſſe auffaßt! Für ſolche Naturen war der Glaube an ewig dauernde Säulen des hergebrachten politiſchen Lebens eine nothwendige Bedingung; nur ſpartaniſche Naturen ertragen den Zwieſpalt, der ſich erzeugt, wenn der Glaube an jenen für ewig gehaltenen Hintergrund des geſammten Daſeins wankend wird. Daher denn auch zeitweiſe das Gefühl der Ver-

weſung, das dieſen üppigen Lebenskörper beſchleicht. Die politiſchen Kataſtrophen vom Jahr 1830 übermannen ihn, und er findet nur im Umgange mit einer reizenden Tänzerin in Wien Erſatz für die plötzlich entzogene Nahrung ſeines Geiſtes. Was hier über die liebenswürdige Fanny Elsler brieflich ausgetauſcht wird, iſt überaus ſchön, und vervollſtändigt nicht blos das Lebensbild, das ſich von Gentz aus ſeinen eigenen Briefen herausſtellt, es gibt auch erneute Blicke in das Weſen jener in der That wunderbaren Frau, die als Herzenskündigerin die Befähigung hatte, die Bekenntniſſe der verſchiedenſten, der verſchloſſenſten und geheimſten Naturen in die große Weisheit ihres Herzens aufzunehmen, und auch die fremdeſten Schmerzen und Freuden wie eigene Wiegenkinder an ihrem Buſen zu beſchwichtigen. Es iſt ein ſeltenes Schauſpiel, die hundert Fühlhörner ihres Geiſtes nach ſo vielen Seiten und überall bis in die verborgenſten Seelenwinkel hinabreichen zu ſehen, um zu ſchlichten oder zu fördern, zu erheben oder zu beruhigen, und Alles, was ſich ihr und Andern als Lebensereigniß ergab, unter den Geſichts-

punkt ihrer religiösen Weltklugheit zu stellen. Das war das Geheimniß, das ihr die gewaltige Macht über die Gemüther verlieh. In Allen, die sich ihr geistig genähert, mitlebend, einem Jeden ganz gewidmet, um ihm sein eigenstes Wesen zu deuten, ragte ihr Naturell über alle jene Salonmenschen, Dichter und Künstler doch weithin fort, so daß sie jedem, so lebendig er auch ihr Wirken verspürte, ein ungelöstes Räthsel blieb voll geheimer Wunderkraft. In ihrer Religiosität lag die Majestät dieser Rahel. Eine moderne Pythia, stieg ihr die Weisheit zu Kopfe wie aus verborgenen Tiefen der Natur, wo wir den Sitz der Gottheit wähnen. Solche Momente tiefster Entzückung erschienen allerdings bei ihr niemals frei von den Trübungen mißgestalteter Verhältnisse und krankhafter Eindrücke, die zum Theil in körperlichen Leiden bedingt waren, allein die Wirkung solcher Momente brach sich Bahn, und alle die Weisheit der Welt, die sich um sie schaarte, fühlte sich gedrungen, hier mit gebeugtem Haupte zu huldigen. Das war die biblische Magie, die Rahel ausübte; nicht abgeschlossen altbiblisch und jüdisch, nicht

im buchſtäblichen Sinne neuteſtamentlich war ihr Weſen, aber urreligiös und ganz dem großen Gotte hingegeben, der ſich vielfach über die Welt verzweigt und die Spuren ſeines Weſens allem Daſein einprägt. Ueberall ſchmerzlich ergriffen vom Anblicke der mißgeſtalteten Welt der Erſcheinungen, aber nie irre an dem verborgenen Gott, der ſich in der Tiefe der ſtillen Andacht erſchließt, war es ihr eigentliches Bemühen, in Jedem, der aus den Wogen des eitlen Weltlebens zu ihr auftauchte, den eigentlichen Kernpunkt wieder aufzufinden. Sie nannte das, wenn mir recht iſt, „im Menſchen das Kind entdecken;" wenigſtens wäre es die eigenſte Bezeichnung für die Art und Weiſe, wie ſie in Jedem den getrübten Kernpunkt ſeines urſprünglich guten Weſens lichtete und von unreinen Stoffen löſte. Prinz Louis nannte ſie ſeine moraliſche Hebamme; noch bezeichnender dürfte man ſie die Veſtalin aller jener Lebenselemente nennen, die ſich um ihren Altar drängten. Man leſe, wie ſie in Marwitz's Gemüthsſtimmungen mit rettender Hand eingreift, und als Gegenſtücke die dankbaren Ergüſſe deſſelben an Rahel. Man leſe die

ſchwärmeriſchen Huldigungen jenes tumultuariſchen Gentz, und man begreift den Zauber dieſer veſtaliſchen Weiblichkeit. Die Briefe beider Männer ſind ohnedies von dem vorzüglichſten Gehalte in der ganzen Sammlung; in Bezug auf den Prinzen Louis von Preußen und andere Schreibende ſind Varnhagen's Lebensſkizzen gegen die Briefe ſelbſt an Werth das Ueberwiegende.

Man kann dieſe Galerie von Perſonen nicht füglich betrachten, ohne auf den Mittelpunkt dieſer Kreiſe, auf Rahel ſelbſt und ihr eigenſtes Weſen wieder zurückzugehen. Ich glaube nicht, daß man fehlgreift, wenn man ihre tiefſinnige Religioſität als den Brennpunkt ihres Naturells bezeichnet. Was ſich als Liebreiz des Geiſtes, als Stärke menſchlicher Empfindung, als Größe der Seele, in ihr offenbarte, mochte als das zunächſt und augenſcheinlich Wirkende gelten, hatte aber ſeine Stütze in jenem Boden, den ſie inmitten einer vielfach durch Leidenſchaft und Coquetterie zerriſſenen Salonwelt feſthielt. Sie war eine Art Prophetin, die auf die geheime Urſprache der Seele, auf die göttliche

Kindſchaft im Menſchen zu lauſchen verſtand; das unterſchied ſie von Allen, die ſie umgaben, das machte ihr alle jene an ſich reichbegabten Weltgeiſter dienſtpflichtig. Daß ſie Jüdin geweſen, war für ſie keine hemmende Schranke, um das Tiefſte der Intelligenz zu erfaſſen; vielmehr trieb ſie das recht eigentlich zurück zu dem der Welt verborgenen Gott, und was Anderen als Angelerntes und Ueberkommenes zu Theil wird, das Chriſtliche, dies eroberte ſie ſich ſelbſt erſt mit allen Mühen und trotz allem Widerſpruche der vorurtheilsvollen, in Satzungen verknöcherten Menſchenwelt. In dieſem Betracht glich ſie faſt jenem Juden Abraham in Boccaccio's Decameron, der nach Rom geht, die Ausſchweifungen der Geiſtlichen ſieht und — Chriſt wird, indem er meint, daß eine Religion göttlich ſein müſſe, die trotz der Verirrungen ihrer Bekenner, auf Erden Stand hält. Rahel war eine tiefe Religioſe; deshalb waren ihr Alle tributär. Im Mittelalter hätte ſie für eine Heilige gegolten, hätte Wunder gethan. Die Galerie giebt eine Reihe ſolcher tributpflichtigen Naturen, deren Gefühle der Hingebung ſich entweder im Kleide inniger

Liebe, tiefer Hochachtung oder ſchwärmeriſcher Huldigung zum Ausſpruch brachten. Worin der große Werth dieſer Zuſammenſtellungen ganz eigenthümlich beruht, läßt ſich nach mehreren Seiten hin bezeichnen. Die dumme Scheu vor Oeffentlichkeit aller Verhandlungen des Lebens wird dadurch gebrochen. Der ängſtlich beklommene Deutſche, der immer mit geſenkten Augenwimpern und beide Hände in den Rocktaſchen durch die Welt läuft, kann immer noch nicht die Geſundheit jener Griechen begreifen, bei denen ſich alles Innerſte frei herausgeſtaltete ins offene Leben, ſo daß der Beſitz der Auserleſenen nicht wie ein Diebſtahl aus dem Geiſterreiche verborgen blieb. So lange mit den Gedanken Verſteckens geſpielt wird, ſo lange wird es nicht heil in der immerfort wunden Welt. — Ein anderes Intereſſe ſolcher brieflichen Mittheilungen erwächſt daraus, daß uns dieſelben die Reize der unter den Deutſchen immer nur dürftig verbliebenen Geſelligkeit gewähren, wenigſtens annäherungsweiſe die eigenthümlichen Vorzüge des perſönlichen Umganges erſetzen. Endlich iſt es auch von beſonderer Bedeutſamkeit, hier Geſtalten redend oder

ſchreibend vorgeführt zu ſehen, die mit den liebenswürdigen Eigenheiten der alten Chevalerie geſchmückt, eine nach uns kommende Zeit ſchwerlich wieder erzeugen wird. Hat doch ſchon gegenwärtig die gemüthlich chevaleresk Sitte, lange herzergießende Briefe zu ſchreiben, aufgehört. Dafür, ſollte man meinen, wird auch mehr gleich in die Welt hinausgeſprochen, — ſoweit dies eben die arge Welt ſelbſt zuläßt. Allein es wird heut zu Tage wirklich mehr verſchwiegen, auch in Briefen, trotz des verbeſſerten Poſtenlaufs. Viele Gedanken bleiben dem Schreibenden gleich im Tintenfaſſe ſtecken; blieben ſie nicht ſtecken, ſo brächten ſie ihn ſelbſt in die Tinte. Gut für ihn, wenn ſie ſtecken bleiben, aber ſchlecht für die Gedanken, die im Geheimen giftig verſumpfen, ſobald ſie der Luftzug der Mittheilung nicht frei entläßt und zertheilt. Die Charaktere der heutigen Welt ſind weniger monologiſch; ſelbſt ein Tagebuch zu führen iſt ſchon ſehr altmodiſch. Aber auch die Bonhommie der alten Grazie früherer Zuſtände verſchwindet gemach unter den Lebenden, ebenſo wie unter den Franzoſen der Geiſt der altfranzöſiſchen Courtoiſie langſam

abſtirbt. So eine Figur, wie ſie Varnhagen in dem Fürſten von Ligne vorführt, kann nicht wieder geboren werden. Das Talent, das Leben wie eine graziöſe Spielerei zu faſſen und im Gefühle der ernſten Annäherung des Todes zu ſagen: „Das geht mir doch über den Scherz!“ dieſe Gabe des ewigen Lächelns mit Geiſt und Anmuth kann ſich unter dem harten Ernſt der kommenden Zeiten nicht mehr erzeugen.

Von einer noch andern Seite erſcheint uns das Intereſſe an den brieflichen Mittheilungen der Galerie, wenn wir in ihr auch manche jener ſtillen Naturen hervortreten ſehen, die in Bezug auf Literatur und geiſtiges Hervorbringen nur Leſer und Beſchauer ſind. Eine ſolche Figur haben wir in Wilhelm von Burgsdorf. Ein märkiſcher Edelmann, weiter nichts. Aber die redliche Bemühung, jene Geiſter, denen Offenbarungen des Lebens geworden, zu verſtehen, iſt eine ſehr ſeltene und zugleich für die hervorbringenden Naturen höchſt wichtige. Schon der eine Ausſpruch, den Wilhelm von Burgsdorf in Bezug auf eine Aeußerung Rahel's that: „Vor dieſen Worten ſteht meine ganze

Seele still" — bezeichnet dieſe lauſchenden, verſtehenden Menſchen, deren Empfängnißluſt mehr werth iſt, als aller Lärm der Tagesliteratur. Eine liebenswürdige Figur ſolcher Art iſt auch David Veit, ein Arzt, der von Jena aus in den Neunzigern des vorigen Jahrhunderts mit Rahel correſpondirte, und ihr viel über Goethe mitzutheilen hatte. Rahel war damals noch das friſchbewegte Mädchen, und der Briefwechſel zwiſchen beiden gibt das Gemälde zweier jungen Perſonen, deren Zuneigung in der Befangenheit des gemeinſamen geiſtigen Strebens beruht. In den Briefen des in der Naturwiſſenſchaft bekannten Engländers Thomas Young macht ſich eine derbe Dreiſtigkeit geltend, mit der er redend und ſchreibend der Rahel Levin nahe rückt. Ein Anflug von Pedanterie überkommt ihn, wenn er zu ihr ſagt: Zwiſchen uns exiſtirt ſoviel von der Liebe, als ohne Sinnlichkeit exiſtiren kann. Ihm gegenüber kann man ſich Rahel ſehr wohl denken mit den Worten: Quälen Sie mich nicht! Bei Peter von Gualtieri, der als Geſandter in Madrid ſtarb, überwiegt Varnhagen's Skizze den Werth der beiden Briefe, die

nur durch die Bemühung des Schreibenden, Rahel zu schildern, von Interesse sind. In Hans Genelli's Briefen sucht man vergebens den Eulenhöf zu entdecken, als welchen ihn Tieck in seiner Novelle geschildert haben soll. Man sieht diese Figur zu Rahel's Ueberlegenheit in einem nur tributären Verhältnisse. Graf Tilly wurde von Rahel selbst zu den vier eitelsten Menschen gezählt, die sie je kennen gelernt, was unter den vielen Salonmenschen ähnlichen Gepräges gewiß viel sagen will. „Er war — sagte sie — ein Exempel ehemaliger verkehrter Franzosenwelt und Erziehung; er genoß alle ihre Vorzüge und erlag ihren tiefen Fehlern." Der tragische Ausgang seiner Donjuanerie macht ihn merkwürdig. Der freiwillige Tod einer Frau, die ihn geliebt und die er verlassen, warf sein Gemüth plötzlich in die Schlingen der Schwermuth, aus denen ihn endlich nur Selbstmord erlöste.

Auch einige Frauenbilder bringt die Galerie. Henriette Mendelssohn, die jüngste Tochter des berliner Philosophen, erscheint nur in sehr flüchtigen Umrissen. Auch was von Karoline von Humboldt, der geist-

vollen Frau des Miniſters, geboten wird, genügt nicht zur Portraitirung; der Strom eines echt weiblichen Herzens, der in den wenigen Briefen dieſer Frau durchbricht, bedurfte eines weiteren Spielraums, um in ihm alle Bedürfniſſe einer reichen und geſunden Weiblichkeit abgeſpiegelt zu finden. In der Gräfin Pachta lernen wir ein reines, natürliches böhmiſches Gemüth kennen; der Schmerz, leben zu müſſen, wie ſie nicht will und möchte, beſtimmt ihr Bedürfniß zu geiſtigem Erſatz. Wahrſcheinlich für Rahel eine Bekanntſchaft aus dem Bade; ſpäter kam die Gräfin Pachta auch nach Berlin, machte ſich in Rahel's Kreiſen heimiſch, und war vielleicht, wie es ſcheint, die Vertraute in einem Verhältniſſe, das damals Rahel's Leben aus der Stille ihres einſamen Verkehrs zu reißen drohte. In der Gräfin Karoline von Schlabernborf, einer Nichte des pariſer „Einſiedlers," erſcheint uns eine große Seele voll Selbſtprüfung, voll Raiſonnement über ſich ſelbſt, und voll trotzigem Uebermuthe, das Leben nur als Gewinn für Lieblingsgrillen werth zu achten. Obſchon Weib, iſt ſie doch eine jener Fichte'ſchen Naturen damaliger

Zeit, die die Welt an ihr Ich wie an einen Haken hängen und sich mit Keckheit das Leben gewaltsam erobern und zurechtstutzen. Zur Entfaltung dieser merkwürdigen Persönlichkeit gehörte ebenfalls ein größerer Umfang der Mittheilungen, weniger Scheu vor Veröffentlichung einer ungenirten Naturſprache. Hier mochte freilich wieder vieles durch die Rücksicht auf Lebende geboten und versagt sein.

Ich schließe mit der Wiederholung, daß es fast thöricht erscheint, hier, wo so vieles aus den Schätzen des geheimeren Menschenlebens als dankenswerthe Gabe dargereicht wurde, die Miene eines weiteren Verlangens zu zeigen. Neugier und Erkenntnißlust haben aber das Gemeinsame, daß sie nach der Hand greifen, sobald man ihnen den Finger bietet.

XIII.

Charaktere nach Handschriften.

Autographen zu sammeln war unter den emsigen Deutschen schon längst Liebhaberei Einzelner; seit Hofrath Dorow in Berlin aus seinen reichhaltigen Sammlungen eine Reihe von Heften lithographirter Handschriften herausgiebt, ist das Wohlgefallen an den Schriftzügen bedeutender Persönlichkeiten ein allverbreitetes geworden. Man glaubt den Geist eines großen Mannes leibhaft einzufangen, wenn man sich einer Zeile von seiner Hand bemächtigt, und macht sich ein interessantes Geschäft daraus, aus den Federzügen die Eigenschaften seines geistigen Wesens herauszudeuten oder diese in jenen bestätigt zu finden; was man Schwarz auf Weiß hat, gilt immer für etwas Untrügliches. Der Herausgeber der lithographirten Handschriften er-

innert im ersten Hefte an Lavaters Aeußerung über die Gewichtigkeit des Studiums, eine Persönlichkeit nach ihren Gesichtszügen zu charakterisiren. Man hat allerdings aufgehört, den Zusammenhang körperlicher und geistiger Functionen an der menschlichen Persönlichkeit zu läugnen, allein Lavater nahm die leibliche Figuration nicht für eine bloße Bestätigung und nachträgliche, dem Spiele des physischen Zufalls nicht ganz entzogene Verwirklichung des Geistes, er suchte von außen nach innen, vom Spiele der Natur auf den Ernst des Geistes, vom Zufall der Formation auf die Nothwendigkeit des Gehaltes zu schließen. Hierin liegt das Gebrechliche seiner Lehre, die oft genug zu abstrusen Lächerlichkeiten führte. Es kann blos Sache des Humoristen sein, aus dem Baue der Nase die Spürkraft der geistigen Functionen wittern zu wollen. Eben so weiß man, wie Gall's Schädellehre am Schädel des Meisters selbst zu Schanden wurde. Sobald Gall todt war, mußte es für seine Schüler das wichtigste Geschäft sein, die Hirnschale desselben zum Gegenstande gründlichster Forschung zu machen. Man that es in

feierlicher Sitzung, man nahm die Linien, Wölbungen und Winkelzüge des Schädels zu Protokoll, und ganz consequent nach den Lehrsätzen des Meisters gefolgert, ergab sich, daß Gall ein sehr dummer Mensch gewesen sein müsse. Wer das nicht glauben konnte, durfte nicht mehr auf die Lehre schwören; wer an der Lehre festhielt, war zu jener beleidigenden Schlußfolge genöthigt; genug, die Weisheit der Schädellehre zerplatzte an des Meisters eigenem Schädel. Und es hängt dieses tiefer zusammen mit einer Art mephistopheliſcher Willkür, die sich in der Formgestalt der Aeußerlichkeit bekundet, mit einer ironischen Einflüsterung, die sich im ganzen Weltall bei der Geburt der Einzelheit in der Erscheinung geltend macht. — Man sagt, unter der Hirnschale gestalten sich und wachsen die Gedanken. Ist nun der Kinderkopf anfänglich weich wie Wachs, so formt er sich allmählig und nimmt nach Maßgabe der Gehirnausdehnung, wo sich die geistigen Kräfte regen, die bestimmbare Bildung an. Das mag gut und richtig sein. Aber gesetzt, das Kind wächst unter der Hand eines Grobschmieds auf. Dann steht der Kopf des Kin-

des unter dem Drucke der Grobschmiedshand, und die Schädelwölbung gestaltet sich weit weniger nach Maßgabe der Gehirnausdehnung, weit mehr nach Maßgabe der Handbewegung vom Vater Grobschmied. Wirft nun das Geschick den Knaben gegen Erziehung und erste Naturbedingung dennoch in geistige Regionen, wo der junge Sinn zur Freiheit der Intelligenz erwacht, so hat die Schildkrötenschale seiner Gedanken doch einmal die Spuren des Drucks von väterlicher Seite mitgebracht, und was der Vater Grobschmied an der Schädelbildung verschuldet, fällt nicht der nachgebornen Intelligenz und Freiheit des geistigen Willens zur Last. Etwas vom Grobschmied haftet dem Jungen Zeitlebens an, das ist gewiß, aber dergleichen schlottert ihm nur als ironisches Beiwerk um die bei alledem frei gewordene Gestalt seiner innern schöngewachsenen geistigen Natur. Wie Einer später in ästhetischen Cirkeln die Theetasse faßt, den Zuckerzwieback zermalmt, oder verschmäht und lieber nach dem Römer greift, das erinnert an den Vater Grobschmied oder respective Leinweber, Schneider, Dütchendreher, oder an das Wort

Gottes vom Lande, das ihm ſein Daſein gab. Allein nach ſolchem, bei Butterſchnitten und laulichem Theewaſſer ausgeſtellten Paßſignalement läßt ſich nicht der Bahn nachgehen, die der innerlich erwachte, in großen Sphären eingewohnte Geiſt beſchreibt. Beides ſteht vielmehr in einer ironiſchen Controverſe.

Und ſo iſt es auch mit der Handſchrift eines großartigen Erdenbürgers. Gleich die erſte im zweiten der Facſimile-Hefte, die Hofrath Dorow herausgab, bekräftigt mir die Richtigkeit meines Einſpruchs, bei dem ich gar nicht die mögliche Harmonie zwiſchen dem Zuge der Schrift und dem Zuge des Geiſtes in Abrede ſtellen, wohl aber auf die Berückſichtigung der Nebenumſtände, die jene geſtalteten, Gewicht legen will. Es iſt Klopſtock's Handſchrift, ein Brief an Gleim, aus dem ſechsundzwanzigſten Jahre ſeines Lebens. Dieſer Geiſt, Klopſtock, war in Schulpforte gewickelt, einer damals ausnehmend pedantiſchen Dreſſuranſtalt. Er lief einmal als Junge fort, kam aber wieder und hielt die Strafanſtalt der Schulbildung aus. Fortlaufen iſt ſchön; es iſt ein Durchbruch des Genius. Wär' er

nicht wieder untergekrochen und hätte ſich als vacirendes Genie durchgebracht, ſo wäre er zu einer Handſchrift gekommen, die mehr der ſchwunghaften Kraft ſeines Geiſtes entſpräche. So aber duckte er unter und hielt aus, und ſeine Schriftzüge haben nun jenen pedantiſch gedrückten und gequetſchten Charakter der eingepferchten todten Weisheit. Es iſt eine abgearbeitete und verdroſſene Handſchrift, wie man gelehrte Hefte in Hörſälen geſchrieben findet, wo die Hand trotz der ſtumpfen Müdigkeit nicht müde werden will, den Geiſt des Lehrers Schwarz auf Weiß aufzufangen. So ſchrieb ein in gelehrten Exercitien wie in einen Baumaſt eingeklemmter und ennüyirter Alraun, nicht das Genie der Sprache, das ſeiner Zeit den ganzen Bau der deutſchen Diction revolutionirte. Es ſteckte zwar in Klopſtock viel Pedanterie, die ſich in abgelebten Tagen in ſeiner Gelehrtenrepublik und in den grammatiſchen Geſprächen Raum brach; aber wenn die Schriftzüge den eigentlichen Zug des Geiſtes abzeichnen ſollen, ſo müßten ſie ein Abgepräge ſein von dem Blüthenfrühlinge des innern Menſchen, und in vorliegendem Falle den

Odenschwung des Sängers aus jener Zeit wiederspiegeln, als er den Genius seiner Nation und seine Meta besang und im trunkenen Pathos mit langgestrecktem Versfinger auf die Revolution des französischen Volkes hinwies!

Es ist sehr interessant, daß Herr Dorow mit der Reihenfolge, in welcher er die Handschriften vorführt, mitunter etwas bezweckt. Gleich auf Klopstocks Brief folgen die Schriftzüge Kaiser Alexanders, auf die gedrückte deutsche Stubenpflanze eine prächtige Palme mit weitgezogenen Blättern. So schreibt allerdings ein Selbstherrscher aller Reußen, aber allenfalls auch ein Autokrat en miniature, der sich wenigstens in der Briefführung mit Seinesgleichen nichts vergeben will, während ihm sein kleines ausgesogenes Ländchen eine gleichsehr weitgreifende Scepterführung verbietet. Ich sah einmal einen eigenhändigen Brief des letzten verstorbenen Fürsten von — —. Der Mann commandirte über einige Quadratmeilen Landes, auch über ein paar Tausend beengte Seelen; aber er hatte eine majestätische Federführung, es war eine gewisse selbstherr-

scherische Wegwerfung in seinen Zügen, so daß ich erst damals begriff, wie großartig der Herrscher einer miserablen Scholle Landes erscheinen kann, bloß aus Mißverständniß seiner Lage. Es war ein sehr interessanter Brief. Der Herrscher empfahl dem Ober-Hof-, Kammer- und Jagdjunker, als er ins Bad reiste, seine funfzig Jagdhunde und seinen Staarmatz. Sein Staarmatz war die einzige Creatur, die in seinem Lande frei reden durfte, und den empfahl er seinem Ober-Hof-, Kammer- und Jagdjunker; es war in diesen selbsteigenen Schriftzügen des Herrschers eine erstaunliche Liberalität und ein glänzender Aufschwung landesherrlicher Oberhoheit unverkennbar. Die Majestät seiner Handschrift zeichnete aber nicht seine Persönlichkeit, nur seinen Stand ab. Auch in Kaiser Alexanders Schriftzügen finde ich nur das Standesmäßige, das autokratische Herkommen; so kann jeder Herrscher aller Reußen, däucht mir, schreiben. Aber als Schrift eines russischen Kaisers ist die Schriftart höchst merkwürdig, jeder Strich, besonders die Querstriche durch das t, ein kaiserlicher Scepterschwung.

Sehr merkwürdig ſind Hamann's Züge. Dieſer Magus des Nordens, wie man den ſpeculativen Myſtiker nannte, hat nur um ſeiner ſelbſt willen und aus ſich herausgeſchrieben, darum ſieht ſeine Handſchrift wie ſein Denken und Fühlen aus, in ſich verwachſen, tiefſinnig ineinandergebückt, eine compreſſe Geheimſchrift der in frommen Phantaſien ſchwelgenden Seele. Doch ſcheint mir auch etwas Kritzelei vom mißvergnügten Packhofsaufſeher mit durchzulaufen.

Halb mit deutſchen, halb mit lateiniſchen Lettern abgefaßt, grobkantig, ſchwerfällig und doch ſalopp, gehörig beſchmutzt und beklecksſt, ſo was man eine gelehrte Klaue nennt, ſtellt ſich Peſtalozzi's Handſchrift dar. Ich erinnere mich, daß Zſchokke einmal von dieſem würdigen Pädagogen ſagte, er habe ihn nie anders als mit Schmuz an den Fingern und Federn im Haar geſehen, Peſtalozzi habe nie Zeit gehabt, langſam und deutlich zu reden, er habe faſt immer geſtottert oder die Worte gekullert. So iſt es auch mit des ehrenwerthen Mannes Handſchrift. Um das Wohl der Jugenderziehung beſorgt, hatte er keine Zeit, ſeine Handſchrift zu erziehen.

Dazu kommt, daß die beiden lithographirten Schreiben auch noch Spuren des müden Alters an sich tragen; das erste ist aus Pestalozzi's einundsiebzigstem Lebensjahre.

Auf diese unwillige, mühsam abgezwungene Handschrift folgen Wilhelm v. Humboldt's Züge, eine zum Gegensatz von jener völlig ausgeschriebene Hand, wie sie nur Jemand eigen ist, der gern und mit Liebhaberei die Feder führt. Der Geist der Schönheit, der Alles beseelte, was Humboldt gedacht und gefühlt, der in seinem Style wie in seinem Ideengange waltete, liegt nicht geradezu in seinen Handzügen ausgeprägt, ästhetisch schön sind nur die Anfänge der Wörter, zumal die großen Anfangsbuchstaben, hinten schweifen die Wörter in jene Eiligkeit aus, zu welcher die Geschäftsführung nöthigt. Ueberhaupt ist auf die pflichtgemäße Amtsthätigkeit bei Betrachtung einer Handschrift sehr zu merken. Alle Wortenden in Humboldt's Zügen tragen das Gepräge einer im Dienst der Gewohnheit abgenutzten Juristen- und Actenschrift. Auch Alexander v. Humboldt's Federzüge werden uns vorgeführt. Es sind exotische Schlingkrautpflänzchen, transatlan-

tiſche Moosarten mit kleinen ineinandergewachſenen Fäden. So konnte der große Naturforſcher nur ſchreiben, nachdem ſein mit Lupen und Ferngläſern vertrautes Auge ſich aller Schriftzeichnung entwöhnt hatte. Es kann nichts Widerſprechenderes geben, als Alexander v. Humboldt's freier, durchdringender Blick in die Naturreiche — und dieſe moosartig gewachſenen Züge ſeiner Hand. Wir ſind dem Herausgeber Dank ſchuldig für die gedruckte Mittheilung dieſes Briefes, deſſen ſchöner Gehalt uns ſonſt entgangen wäre. Die Art und Weiſe der Schrift kommt alſo hier auf Rechnung der anderweitig im Dienſt der Wiſſenſchaft verbrauchten Augenkraft. So verräth die Handſchrift des Miniſters v. Stein den Dienſt der praktiſchen Juſtiz, obwohl die kräftige Derbheit des Charakters nicht dabei verloren ging, während in Wilhelm von Humboldt's Geſchäftszügen eine milde Weichheit erkennbar blieb.

Die Pflichtgeſinnung und die Würde des preußiſchen Staatsbeamten, die in Stein's Zügen hervorleuchtet, finden wir auch in der Schrift des verſtorbenen Miniſters Grafen v. Dohna-Schlobitten, nur mit dem

Unterſchiede, daß ſich in den ſteilen Buchſtaben dieſes Mannes ein noch ſtrengeres Preußenthum offenbart. Johannes Voigt hat ſein Leben beſchrieben und ihn als den Stifter der preußiſchen Landwehr hingeſtellt, was man jetzt bezweifelt. Graf Dohna's Familie und eigene Perſönlichkeit iſt durch und durch altpreußiſch, ſeine Schriftzüge ſehen aus, als wären ſie im Anſchauen der gothiſchen Kirchenfenſter von Marienburg gezogen. Der Brief iſt aus dem Jahre 1820, und gibt von dem ſchon damals beginnenden Treiben der königsberger Mucker Bericht. Wir theilen ihn ſeiner merkwürdigen Ahnungen wegen, die er enthält, unſern Leſern mit. Mit dem Buchſtaben J. iſt das Haupt der Secte, eine dortige Gräfin, bezeichnet, in deren Hand die Prediger Ebel und Dieſtel nur Werkzeuge waren. „Das Vertrauen edler, frommer, theurer Menſchen iſt etwas ſo ſehr Beruhigendes und Erhebendes. Es gibt göttliche unerforſchliche Geheimniſſe auch im äußern Leben eines jeden Menſchen, welche wir nichts deſto weniger glaubend, liebend, hoffend aufnehmen müſſen. Es gibt der Dämpfer ſo gar mancherlei für die freieſte, ſchönſte Be-

wegung und Ausbildung des innern Lebens, ach! und oft legen ſich Menſchen, deren äußere Lage ſonſt wohl erträglicher wäre, durch eigene Verſchuldung ſolche Dämpfer an!! — Sie haben gewiß ſehr recht, wenn Sie der Meinung ſind, daß es die chriſtliche Liebe erfordert, daß wir anerkennen das viele wahrhaft Fromme und Vortreffliche, welches den Verirrungen unſerer Freunde zum Grunde liegt, dagegen aber bin ich nicht Ihrer Meinung, wenn Sie dafürhalten, daß der Verſtand jener guten Menſchen wüchſe, und daß ſie Gründe für Alles hätten — mir ſcheint es, als ob Inſonderheit in dem Treiben von J. aller und jeder wahre Verſtand fehlt, daß die Behauptungen von J. durchaus jeder Tiefe und Gediegenheit ermangelten, und nur auf hohlen, ſpitzen, ſcharfen, gleißenden Sophismen und auf Kloppfechterſtückchen, und auf den allerwillkürlichſten und craſſeſten Vorausſetzungen beruhen. Allerdings aber beſitzt J. viel Sectengeiſt und polemiſche Gewandtheit. Auch den Götterfunken Phantaſie mache ich J. ganz ſtreitig, dagegen beſitzt dieſelbe jene durch Eitelkeit und bittere ſcharfe Heftigkeit entſetzlich angeſchürte kalte

Gluth, womit sie mit dämonischer Wuth, aber ohne Phantasie und Begeisterung, ihr entsetzliches Wesen gewaltsam treibt. Natürlich arbeitet sie sich immer tiefer hinein, und eben deshalb muß die Sache sich in furchtbarer Progression steigern, und Gott weiß, wie dieselbe enden wird! Doch oft läßt die Vorsehung auch unbegreiflicher Weise den Menschen und den Begebenheiten eine höchst unerwartete Inconsequenz angedeihen, wodurch Alles einen mildern Ausgang gewinnt. — Von der wahren Natur des Menschen und von der Buße scheinen unsere Freunde sehr mangelhafte und verkehrte Vorstellungen zu haben. Die Grenzen, innerhalb welcher wir armen Menschen nur etwas wissen können, und wie wir wissen können, wann und wo wir wissen können, wann und wo wir demuthsvoll glauben und anbeten müssen göttliche Geheimnisse, zu welchen nie ein Sterblicher Zugang haben wird, — diese ewigen Grenzen verkennen sie sehr; überdies hat auch wohl nicht Einer in dem ganzen Kreise irgend eine Wissenschaft als Meister gefaßt, und doch wollen sie alle Wissenschaften beugen zur Unterstützung ihrer Phantasmen

und hohlen Spitzfindigkeiten ꝛc." — Dieſer Brief des Grafen Dohna iſt an einen ungenannten Freund in Königsberg gerichtet.

Wir ſind hier unverſehens von den Zeichen einer Schrift auf deren Inhalt gekommen, und wir geſtehen, daß in den Federzügen merkwürdiger Menſchen deren Gedankenzüge uns doch als das allein Wichtige erſcheinen. Hat man den Ernſt des Lebens feſt und ſicher, ſo läßt man freilich gern dem Spiele ſein Recht. Somit wollen wir auch noch einen andern Brief mittheilen, deſſen Inhalt eben ſo intereſſant iſt, als die elegante Sauberkeit, welche der Perlſchrift des Verfaſſers eigen iſt. Ein Brief von Varnhagen v. Enſe, vom 1. Januar 1835. Ich bevorworte, daß Varnhagen damals die Charakterſkizze von Juſtus Erich Bollmann ſchrieb, die mit Briefen des Mannes im Mundt'ſchen Zodiacus erſchien. Hierauf bezüglich iſt das, wahrſcheinlich an Th. Mundt gerichtete Schreiben. Das Publicum verdankt dieſem feinſinnigen Manne bereits ſo manche Beiträge zur deutſchen Memoirenliteratur, ſo daß es erwünſcht iſt, zu erfahren, nach wel-

chen Principien er jene brieflichen Mittheilungen aus dem Geheimschatz menschlicher Gedanken und Gefühle zur Oeffentlichkeit brachte.

„Die Briefe Bollmann's in engern Raum zusammenzuziehen, wäre allerdings äußerlich bald vollbracht; aber die innere Beschaffenheit, von der allein wir eine Wirkung erwarten dürfen, litte dabei zuverlässig Schaden. Solche Mittheilungen müssen in ihrer Fülle und Ursprünglichkeit geschehen, oder ganz unterbleiben. Ich rede natürlich hier nicht von den zufälligen Einzelnheiten, die selber nur Aeußeres und Vorübergehendes betreffen; nutzlose Umstände, trockene Namen, überflüssige Bemerkungen u. s. w., dergleichen opfere ich leicht, und habe vieles dergleichen gestrichen. Ganz anders aber ist es mit allen den besondern und noch so kleinen Zügen, durch welche das Lebendige bezeichnet wird, das Wesen der Person, ihrer Lage, die Eigenheit der Tagesstimmung, der Zustände überhaupt; da wird oft das Unbedeutendste zum Wichtigsten, und wo eine solche Möglichkeit mir einleuchtet, da kann und darf ich nichts weglassen. — In diesem Sinne habe ich auch bei Ra-

hels Briefen gethan, was mir das Richtige gedünkt, nach einer eignen, langen Erfahrung. Seit dreißig Jahren leſe ich Sammlungen von Briefen, Denkſchriften jeder Art. Und ich erinnere mich ſehr gut, welcherlei Züge mich am meiſten erfreut, unterrichtet, belebt haben, welcherlei Einzelnheiten ich am wenigſten hätte miſſen mögen. Ich weiß wohl, es wird immer Leſer geben, welche vornehm abſprechen und ſolche Mittheilungen verwerfen; ich habe aber auch darin Erfahrung genug, und weiß, daß meiſt nur Unkunde oder Heuchelei hinter ſolcher Vornehmthuerei ſteckt. Wer z. B. die wiederholten Angaben von Krankheitsleiden in Rahel's Briefen überflüſſig oder auch nur langweilig findet, mit deſſen Einſicht ſteht es nur ſehr ſchwach; er ahnt nicht, wie ſehr ſein Verſtändniß ſich anſtrengen müßte, um ohne dieſe erklärenden Angaben den Gegenſatz zu finden, welchen ein ſo feingebildetes Nervenſyſtem, ein ſo empfindlicher und leidender Körper nothwendig zu dem mächtigen Geiſte und reichen Herzen geben muß. Und ſo ſehr vieles Andere noch, die Schilderungen des Wetters z. B., die Nennung von Beſu-

chen; was alles in jedem bestimmten Falle sich als unentbehrliche, oder mindestens aushelfende Färbung und Schattirung vollkommen rechtfertigen ließe. Genug, ich bin auch ein Leser, und darf mir denken, daß unter den Tausenden auch Viele sind, die mir beistimmen, gleichen Sinn, Geschmack und Anspruch haben wie ich. Diese haben doch auch ein Recht, daß man sie berücksichtige; sie sind gewiß nicht schlechter als die übrigen, für welche man ausschließlich sorgen will, indem man nur das gemeine Wichtige, das gemeine Unterhaltende gelten läßt. Ich bin weder anmaßend noch übermüthig, aber ich bekenne, daß mir Einer von meinen Gleichgesinnten Hundert der Andern werth zu sein dünkt." —

Wir überlassen zur weitern Betrachtung der Handschriften den Leser seiner eigenen Leitung, uns mit wenigen Fingerzeigen begnügend. Wir finden unter andern die Federzüge des Grafen Rostopschin, jenes Russen, der seinen Antheil am Brande von Moskau in Abrede stellte, Handschriften vom Minister Guizot, von Canning, Herzog Beresford, Daniel O'Con-

nel. Dieser große Instigator Altenglands, der durch die Macht seiner Beredtsamkeit drei Königreiche in Schach erhält, und daneben von seinem Volke eine freiwillige Rente von 10,000 Pfund genießt, schreibt so rücksichtslos keck, aber zugleich weit schöner als ich dachte und er spricht. Cannings Federzüge sind fein, klug und von Geschäftseile beflügelt. Guizot schreibt, wie fast alle Franzosen von Bildung, graziös ohne gesuchte Zierlichkeit. In den meisten Handschriften der Franzosen ist wenig persönlicher Charakter, schon die Einfachheit der lateinischen Lettern führt die Hand leichter zu dem Niveau gesellschaftlicher Bildung. Auch die drei englischen Hände haben mehr Verwandtschaft, als es unter deutschen bei der Schwierigkeit der gothischen Buchstaben vorkömmlich ist. In England und Frankreich scheint es auch nicht Styl zu sein, daß ein Minister sich eine Klaue erlaubt, die seine Namensunterschrift zu einer coquetten Hieroglyphe macht. In Deutschland ist diese Sitte unter hochgestellten Geschäftsmännern durchaus fashionable, selbst der ästhetische Wilhelm v. Humboldt huldigte bei Zeichnung seines

Namens dieſer Geſchäftsſitte. In England ſoll es nur unter den Altadeligen und Stockariſtokraten Mode ſein, die Namensunterſchrift zu einem lächerlichen Myſterium abgeſchmackter Querzüge zu verſchnörkeln.

Sehr intereſſant iſt die feine ſatyriſche Federführung Leſſings in einem Briefe aus ſeinem neunundzwanzigſten Lebensjahre. Caſanova ſchreibt wie ein genialer Bonvivant, Frau v. Krüdener wie jede alte Betſchweſter. Graf Guſtav Schlabernborf, der pariſer Einſiedler, ſchrieb unſauber, willkürlich, aber gewichtig, weil er ſelten die Feder zur Hand nahm. Spontini's Buchſtaben ſehen wie Noten aus, die man mit ſtumpfer Feder langſam zeichnet; zugleich liegt in ſeiner Federführung dieſelbe reflectirende Mühſamkeit, mit der er ſeine Compoſitionen aufſetzen ſoll. Der Inhalt des Briefes macht in Deutſchland Aufſehen. Spontini legt hier ſein Glaubensbekenntniß ab über den gegenwärtigen Zuſtand der Muſik. Er ſchmäht, ohne ſeine eigenen Tonmaſſen zu bedenken, auf die force brutale des effets du vacarme épouvantable et déchirant des innombrables instrumens de cuivre, de gros

et petits tambours, de grandes cuisses, de timbales, cimbales, triangles, des beffrois, tamtam et des cloches. Der abſolute Muſikus ſetzt das alles mit revolutionairen Umtrieben und Volksaufläufen in Einklang. — Vom Fürſten Pückler erhalten wir eine lithographirte Dedication, worin er ſich als Verfaſſer der Briefe eines Verſtorbenen bekennt; von Fouqué einen Brief aus ſeinem hohen Alter. Es wäre wichtiger, Fouqué's Handſchrift aus jener Zeit zu haben, wo er die Undine ſchrieb und ſich in der Blüthe ſeines dichteriſchen Lebens fühlte; dieſen Brief aus dem Jahre 1831 ſchrieb nicht der Verfaſſer der Undine, ſondern ein männliches altes Weib. Fouqué bittet hier eine Dame, ihm zu geſtatten, daß er ſie holdſelige Schweſter nenne: „Ach, es bekommt mir Armen ſo erquicklich wohl!" Es iſt immer widerwärtig, bei Perſönlichkeiten, deren gute Stunden und glückliche Gedanken längſt verſchäumt ſind, auf die Bierhefe ihrer Trivialitäten zu ſtoßen.

Hegel's Handſchrift vom Jahre 1822, neun Jahre vor ſeinem Tode. Obwohl ich ſie nicht gern be-

trachte, ſo wandelt mich doch vor ihr ein erſtaunlicher Reſpect an. Es liegt in dieſen Federzügen die ganze Grundehrlichkeit ſeiner kraftvollen Schwabennatur, eine göttliche Grobheit und eine rückſichtsloſe Unerſchütterlichkeit des Geiſtes. Von Goethe's Handſchrift erhalten wir Proben aus verſchiedenen Zeitläuften ſeines Lebens, von 1774 bis 1810. Die Züge in der erſten, aus dem Jahre, wo er den Werther ſchrieb, wollen mich faſt wie Satyre bedünken, aber zugleich auch voll kräftiger Bonhommie, mit Sicherheit und Innigkeit ſchön gepaart. Die Handſchrift von 1810 hat einen ſcheinbar freiern Schwung, iſt aber miniſteriell aufgebläht. — Eine glänzende Größe der hochfliegenden Seele iſt in Schiller's Handſchrift aus dem J. 1795; jeder Zug iſt genial und rückſichtslos erhaben. Es iſt eine ſeltene Erſcheinung, daß ſich der innere Geiſt ſo getreu äußerlich hinſtellt.

XIV.

Der Zeitgeist auf Reisen.

Der „Omnibus," ein Tageblatt in Neapel, kündigte vor kurzem an, daß der Calabreſe Lorenzo Giordano ein Mittel erfunden habe, ſechs Stunden lang auf dem Grunde des Meeres ohne Beſchwerde zu verweilen und daſelbſt eine mindeſtens 1000 Schritt weite Fußpromenade zu machen. Vielleicht daß der Zeitgeiſt auf dieſes Factum fußt und darauf weiter baut. Es wäre für die Speculation des reiſeluſtigen Zeitgeiſtes eine ganz neue Richtung, eine neue Welt damit eröffnet. Mit den Luftfahrten, ehrlich zu reden, will es doch vor der Hand noch nicht recht vorwärts, obſchon Fürſt Pückler, das Reiſegenie, der Hoffnung lebt, man werde in kurzem den Ballon, wie eine Art Luftroß, regieren lernen und nach Belieben ſpornen und zügeln. Fürſt Pückler

weiß freilich Beſcheid, denn er ſtieg ſehr oft mit Luft in die Höhe; in Frankfurt war ſogar Madame Reichhardt, oder wie ſie hieß, mit ihm niedergekommen, d. h. im Luftballon. Julius von Voß, ein Mann, den man ein génie-de-misère, oder ein miſerables Genie, aber immer ein Genie nennen kann, ſchrieb einmal einen äußerſt ſpeculativen Roman, eine Fiction aus der Zukunft der kommenden Geſchlechter. Dort machen die Perſonen höchſt amüſante Luftfahrten und man kennt keine andere Schnellpoſt mehr als den Ballon. Die Gebrüder Schlegel hatten damals den Prophetenblick, der jedem Dichtergenie eigen ſein müſſe, ins Gerede gebracht, und darauf hin nahm ſich das Genie des berliner Voigtlandes zuſammen und ſchrieb den in der That eben ſo witzigen als prophetiſchen Luftſchifffahrtsroman. Vor Eiſenbahnfahrtsromanen braucht das deutſche Publicum, däucht mir, nicht bange zu ſein. Die Eiſenbahnfahrten werden ſogar alle Romantik des Reiſelebens aufheben. Man wird sans gêne mit aller Bequemlichkeit, aber ohne alles Abenteuer von einem Civiliſationspuncte zum andern hinrutſchen. Eine preu-

ßische Schnellpoſt, oder gar ein öſterreichiſcher soidisant Eilwagen fährt noch langſam genug, um deiner Nachbarin ſchlafendes Köpfchen auf deiner Schulter zu fühlen, oder dem ſchönen vis-à-vis, das der Gott des Zufalls dir in die Wagenecke gegenüber placirte, tiefer ins Auge zu blicken, und der anmuthigen Paſſagierin converſatoriſch und dialektiſch auf den Zahn zu fühlen.

Ein gut Stück Romantik war freilich dem Reiſeleben auch ſchon durch die Schnellpoſten genommen. Mit den weiland Hauderern nahm man alle acht Meilen Nachtquartier. In jedem Neſte mußte man auf Naturwunder ſinnen; die Langeweile machte erfinderiſch. Gingſt du gar zu Fuße durch lachendes Wieſengrün, durch Wald und Schluchten, ſiehe! dann war jeder Fußtritt romantiſch. Hier ſaß ein wunderbarer Bettler, und du hörteſt für zwei Dreier die ganze Geſchichte ſeiner Lumpen. Dort ſtand ein Denkmal, und du notirteſt die Inſchrift; dort winkte ein Kreuz, eine Ruine der Vorzeit, und du klommſt die Höhe hinan oder ſuchteſt eine Blume im Thale und hingſt mit Luſt an jedem Augenblicke der Gegenwart. Auch Räuberbanden

konnteſt du dir im dunkeln Forſte einbilden, und die einſame Schäferin im ſtillen Haine beſchützen vor roher Gewalt und vor dir ſelber, bis der Großknecht kam und dich prügelte. Es gab Romantik an allen Ecken und Enden. Mit deinem ganzen Geiſte, o Menſch, gingſt du in die Natur auf, oder nein, du brauchteſt keinen Geiſt, du wärſt ganz Natur oder nannteſt ſie deine Mutter, ſangſt ihr das ſchöne Lied: „O, leite mich an deiner Hand, wie ein Kind am Gängelband" — und warſt und fühlteſt ganz ſo unſchuldig, ganz ſo dumm wie die lieben Vierfüßer des Waldes. Du hörteſt den Kuckuk ſchreien und ſagteſt: o, wär' ich ein Vöglein! Der Hirſch ſtreckte dir aus dem Gebüſche ſein Geweih entgegen, und du ſagteſt: o, hätt' ich ſeine Freiheit und ſein Geweih! — Guter Schwärmer! deine Zeit iſt um. Der Kuckuk iſt nun ganz wo anders los und der Hirſche ſind nicht weniger geworden, allein ſie tragen ihr Geweih zwiſchen ihren vier Pfählen.

Mit einem Worte, die idylliſche Narrheit hat aufgehört, die Naturromantik der Fußreiſen hat ſo an Credit verloren, daß bald kein Handwerksburſche mehr

über Thal und Berg wandert, ſobald nur erſt die Eiſenbahnen im Gange ſind. Es iſt eine wahrhaft demokratiſche Macht in dieſen Eiſenbahnen; jeder Menſch von Reputation muß die Naſe rümpfen, jeder vornehme Reiſende ſieht ſich um ſein Privilegium, ſchnell reiſen zu können, betrogen. Hängt ſich da jeder Schneidergeſell für ein Paar Batzen hinten auf! Wagen ketten ſich an Wagen, Schleifen an Schleifen, und ein Hokuspokus von erbärmlichem Geſindel fährt mit Dampf dahin und mit Blitzesſchnelle. Ein ariſtokratiſch gebotenes oder gewordenes Geblüt hat das Vorrecht verloren, ſich der Hitze des Tages und dem Staube der Chauſſeen mit Schnelligkeit zu entwinden. Jeder iſt nun bald gut genug, mit der Windesſchnelle Gott Mercur's durch die Welt zu eilen.

Dieſe Windesſchnelle zu ebener Erde und auf blanken Eiſenſchienen wird bald für höchſt plebejiſch gelten. Will eine hochwohlgeborene Ariſtokratie etwas Apartes für ſich behalten, ſo wird ſie wohl thun, die Luftſchifffahrt zu cultiviren; auf baarer ſolider Erde iſt ihr prärogatives Heil nicht mehr zu ſuchen. Auch Julius

von Voß, der einen Luftschifffahrtsroman schrieb, warf sich auf diese Region, weil er von Geburt ein Aristokrat war. Er hatte Zeit seines Lebens nichts Vornehmes gethan, behüte Gott! — er war das Genie des berliner Voigtlandes und schrieb Romane, zwei Thaler für den Bogen. Er lag auf Stroh, wenn er welches hatte, er schmückte sich mit Beinkleidern, wenn sie zufällig noch nicht versetzt waren, er trank reinen Branntwein, wenn man ihm welchen borgte. So lebte, dichtete, starb der Mann. Gott hat ihn selig! Und seine Seligkeit, so weit sich Gottes Rathschluß ergründen läßt, wird darin bestehen, daß er jenseits keine Romane zu schreiben braucht. Allein daß in diesem heruntergekommenen Aristokraten der Aristokrat nicht ganz erstickt war, entnehme ich aus dem Umstande, daß er einen Luftschifffahrtsroman schrieb, in welchem er, wie ich stark glauben möchte, dem Adel seiner Zeit eine Perspective eröffnete, die damals ein Phantom, in der speculativen Gegenwart ein Problem, in der Zukunft eine Wirklichkeit sein wird. Es geht mit vielen Dingen in der Welt so; z. B. mit allen großen Erfindungen, Ent-

deckungen, auch mit der französischen Charte. Anfangs ein Phantom, dann ein Problem, in der Zukunft eine Wirklichkeit. Man kann sich irren, allein man kann den Irrthum auch begreiflich finden. Dampf und Eisenbahnen sind nun einmal demokratische Mächte des Lebens; das läßt sich nicht ändern. Will ein hoher Adel sich nicht in die Luft versteigen und gleichwohl eine präsumirte Bevorrechtigung in irgend einer Art und in irgend einem Lebenselemente ausfindig machen, so muß er zum Wasser seine Zuflucht nehmen. Die Erde, die platte, gemeine Erde, gehört der demokratischen Industrie, der Werkelthätigkeit des Bürgers, die Luft gehört noch unbekannten Göttern des Lebens; ein hoher Adel muß ins Wasser gehen. Nicht aufs Wasser, nicht aufs Meer, oder gar hinüber nach einer neuen Welt. Mit nichten; dort drüben ist erst recht, so zu sagen, der bürgerliche Teufel los, und die dortigen Menschen haben gar keinen Sinn für hohe Geburt; daselbst gilt der Mensch nur so weit er, Gott sei's geklagt! ein ordinäres Herz im Leibe hat, und seine Hand, wenn sie in den Geldsack fährt, keine romantische Wüste

findet. Aber auch bei uns braucht der Menſch Geld, ſelbſt wenn er vom Adel oder vom Gelehrtenſtande iſt. Und wer Geld hat, muß ſpeculiren, ſonſt geht der Zeitgeiſt an ihm vorüber und ſein Capital wird roſtig. Alſo muß jeder ſein Geld dem Zeitgeiſte mit auf Reiſen geben, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß der Zeitgeiſt mit ſeinem Gelde durchgeht; Alles muß ſpeculiren. Die Leute von der gelehrten Kaſte, ſagt man, machen ſpeculative Pfennig-Encyklopädien; allein es ſind gerade die Ungelehrten unter den Gelehrten, die ſich dazu hergeben. Und im Grunde ſind Entrepriſen dieſer Art doch nur Sache der papiernen Prieſter Gott Mercur's; der Literat dient dem ſpeculativen Buchhändler nur als Lohnmarqueur. Ein echter deutſcher Gelehrter iſt aber eine Art Ariſtokrat, inſofern er ſich über bloße Betriebsthätigkeit erhaben denkt und dünkt. Am Denken und Dünken, ich will nicht ſagen am Dünkel, liegt nun einmal das Kennzeichen alles Ariſtokratiſchen. Darum ſo kommt denn alle, ihr, die ihr euch mehr dünkt als auf dem Niveau der Werkelthätigkeit des proſaiſch-plebejen Lebens zu erreichen frei ſteht, und die ihr doch

einmal dem Zeitalter der induſtriellen Speculation angehört, kommt und legt euch aufs Waſſer. Die Luft iſt euch noch benommen, bis auf Luftſchlöſſer. Erde, Eiſen, Dampf, Papier mit der ekelhaften Druckerſchwärze ſind oder werden gemein, trivial; es bleibt für den Hochmuth, der Ungewöhnliches will, nur das Waſſer.

Entweder, ihr Privilegiumsſüchtigen, nehmt ihr die Sache ad libitum ſpaßhaft und ſtürzt euch aus Verzweiflung hinein, oder ihr ſeid ernſthaft und hört mich aus! **Hic haeret aqua.** Ich habe ſchon geſagt, daß der „Omnibus", ein Tagesblatt in Neapel vor kurzem ankündigte, wie der Calabreſe Lorenzo Giordano ein Mittel erfunden habe, ſechs Stunden lang auf dem Grunde des Meeres ohne Beſchwerde zu verweilen und ganz bequem eine Promenade von 1000 Schritt Weite zu machen. „Nach Tiſche ſtehen oder 1000 Schritt gehen!" iſt ein alter Spruch. Der unterſeeiſche Spaziergang würde ſich alſo vorläufig zur Verdauungspromenade eignen. Geſetzt es böten ſich für den Wandel dort unten Hinderniſſe irgend welcher Art, ſo läßt ſich

doch, gut gerechnet, annehmen, daß man nicht mehr als eine Stunde zu dieser Promenade an Zeit nöthig habe. Somit blieben von den sechs Stunden noch fünf, die man im Schooße des Meeres bereits zubringen kann. Was läßt sich nicht in fünf Stunden dort unten sehen, hören, fühlen, kurz, erleben! Denn daß einem Hören und Sehen vergeht, ist nicht anzunehmen, da der genannte Calabrese eben im Besitze eines geheimen Mittels ist, um „ohne Beschwerde" auf dem Meeresgrunde zu verweilen. Mit der Conservation des Gehörs hat es vielleicht seine Schwierigkeit; es fragt sich, ob die Kapsel, die das Ohr gegen das Eindringen des Wassers schützt, von der Art ist, daß sie doch zugleich die Fähigkeit dieses Sinnes in Thätigkeit läßt. Für das Auge ist weit leichter eine Art festverschlossener Brille, die zugleich zum Schutze dient, erdenklich. Und gesetzt auch, die Function dieses Organs sei auf den unterseeischen Promenaden gestört: was könnte ein Blinder dort unten nicht alles ertappen! Hat doch der blinde Lieutenant Holman die Welt durchwandert und ein umfangreiches Werk über alles das

geschrieben, was er nicht sah. Sein Buch ist voll der klarsten Anschauungen, die er sich mit allen zehn Fingern verschafft hat. Der blinde Lieutenant Holman würde sich zu einer unterseeischen Entdeckungsreise ganz besonders qualificiren. Und wenn der menschliche Verstand für aërostatische Reiseexpeditionen noch zu plump ist, und erst der Zukunft kommender Geschlechter vorbehalten bleibt, durch die Luft hinauszusegeln in die himmelweite Sternenwelt, so steht doch nach diesem nicht ganz unbedeutenden Anfange in der Vervollkommnung der Taucherglocke zu hoffen, daß die Menschheit auf submaritime Reisen nicht allzu lange mehr zu warten hat.

Es wird eine Wasserreiseliteratur entstehen. Ich glaube nicht, daß sie wässriger ausfallen kann als die tellurische. Und was das Nichtsehen und Nichthören der zukünftigen unterseeischen Reisenden anbetrifft, so ist auf solider Erde gar mancher trocknen Fußes durch die Welt gelaufen, hatte Sehen und Hören verloren und doch hinterher und heimtückisch seine Reise beschrieben. Das ist die wahre Heimtücke, wenn einer in

der Heimath wieder ankommt, und nun seine Tücke gegen die Fremde mit schwarzer Tinte flüssig macht.

Viele gute Menschen sehnen sich auf Reisen oft ganz plötzlich zurück nach den heimischen vier Pfählen. Sie zogen, als sie sich auf den Weg machten, über den alten Pfahlbürger ihres eigentlichen Naturells ein leichtes fliegendes Reisegewand, allein das alte philiströse Unterfutter kam doch bald wieder zum Vorschein, und so entstand die Sehnsucht nach der Ofenbank, nach Haus und Heerd und der traulichen Enge des eingepferchten Philisterlebens. Kommen sie dann nach Hause, so suchen sie sich zu rächen, oder entschädigen sich wenigstens für das empfundene Heimweh durch die Heimtücke. Franzosen sind mitunter aus Eitelkeit und Unwissenheit, Engländer nicht selten aus Hochmuth und Unwissenheit, Deutsche aus Philisterhaftigkeit heimtückisch. Zum Reisen gehören nicht blos Kenntnisse; sonst wären die Deutschen die besten Reisenden. Zum Reisen gehört auch Talent, und das Talent sitzt nicht im Auge blos und im Ohre, sondern im Herzen, im Gemüth. Wie ich in den Wald schreie, so schreit's heraus; wie

ich fühle, so schau', so hör' ich. Deshalb sieht die Welt immer aus wie ich selbst. Dem Heitern lacht überall die Sonne, dem Verdrossenen schlägt überall Novemberregen in's Angesicht, der Liebebeglückte wandelt überall auf Rosenbeeten, der unglücklich Liebende sieht überall, und flöhe er bis in den Schooß des Paradieses, ein feuchtes Grab.

Das macht eben den Reiz aus, den wir an Reiseschilderungen empfinden, daß die Welt nur immer so in ihnen zu finden ist, wie sie sich in diesem oder jenem Auge spiegelt. Der Verstand, der auf Reisen geht, findet überall die Dinge auf, die das Leben halten und schirmen. So in den Berichten Friedrich v. Raumer's, mit dem das verständige Justemilieu auf Reisen geht. Er ist vorzugsweise der brauchbare Reisende, der sich die Zustände des Menschenlebens wie ein Rechenexempel arrangirt und klar weiß, was nach Addiren und Subtrahiren übrig bleibt. Das Gemüth, das auf Reisen geht, kümmert sich wenig um das Facit der gesellschaftlichen Verhältnisse. Es bleibt gleich irgendwo hangen, und wär's an einem Grashalme der Wiese, oder an

einem Menſchenherzen. Da ſaugt es ſich feſt und läßt den Thoren ihre Weisheit, den Weiſen ihre Thorheit, den Sternen und der ganzen Welt ihren Lauf, und glaubt an dem Stückchen Daſein, das es erfaßt, das ganze All zu haben. Darum kommt auch das Gemüth nicht weit in der Welt, es kommt nur tief in die Welt. Darum konnte Jean Paul auch nie auf Reiſen gehen, er war dazu unfähig, er blieb gleich kleben, wie man zu ſagen pflegt, und neſtelte ſeinen ganzen Himmel an den Zwirnfaden feſt, den er auf der Landſtraße fand. Zwar hatte Lorenz Sterne Frankreich und Italien durchwandert. Aber nur ſein Leib hatte die Reiſe gemacht, und als ſein Geiſt den Spuren nachging, da kam er von der Wagenremiſe in Calais über Paris hinaus, wo er ein Paar Menſchenherzen vom Puder der Mode ſäubert, nicht weiter als bis Moulines zur kleinen verrückten Maria und vergaß Verſailles über dem armen Kinde und wußte von der fille-de-chambre und ihrem case of delicacy ſoviel zu ſagen, daß er eher ſein Leben gelaſſen, als dies Kapitel beendet hätte. Und er ſtarb auch wirklich darüber hin, um das Bruch-

ſtück ſeiner Erdenreiſe im Lande Jenſeits — — fortzuſetzen? zu verbeſſern? zu belächeln? — wer kann das wiſſen! Hier auf Erden hat er weder ſein Leben, noch ſeine Reiſe vollendet; er hinterließ nichts als das Fragment ſeines Tagebuchs und ein Paar eben ſo fragmentariſche Sammetbeinkleider. Das Herz kommt nicht weit in dieſer Welt, das Herz bleibt nackt und bringt es höchſtens zu einer fraglichen Blößenbedeckung!

Ich ſage nur ſoviel, daß jeder ſeine Welt mitnimmt, wenn er aus der Welt geht oder in die Welt auf Reiſen. Wer ſchon zu Hauſe in Bezug auf Bücher, Philoſopheme, Weltgeſchichte und heimiſche Verhältniſſe an den Calcül des Juſtemilieu, an dies Auskunftsmittel der Rathloſigkeit, gewöhnt war, der würde, auch wenn er zu den Hottentotten und Irokeſen käme, ſagen: ihr guten Leute und närriſchen Kerle, ihr habt zwar nicht ganz unrecht, daß ihr närriſch ſeid in euren Gebräuchen und Sitten, denn die Natur und euer Klima verlangt das ſo und nicht anders. Indeſſen wäre es doch ungemein praktiſch und zweckdienlich, wenn ihr etwas Vernunft annähmet, einigermaßen klug wür-

det, halb närriſch könntet ihr immer bleiben; es iſt weit beſſer, halb klug und halb närriſch zu ſein als ganz klug: die Wahrheit liegt immer in der Mitte.

So ſagt das Juſtemilieu zu allen Dingen unterweges und ſo geht jeder mit ſich auf die Reiſe und kann keinen neuen Adam anthun, ſein eigner Stern zieht vor ihm leuchtend her, ſein eigner Schatten wandelt getreulich mit. Mit dem Fürſten Pückler hält der Witz des Salonmannes ſeinen Weltgang; das Ennui des vornehmen Müßiggangs ſchlottert hinter ihm drein, und beide halten gute Cameradſchaft mit dem Verſtorbenen. Herr von Raumer und der Fürſt Pückler haben über England geſchrieben; in ihnen hat ſich der Zeitgeiſt auf Reiſen nach zwei gerade entgegengeſetzten Seiten hin extremirt. Auch in dem, worin ſie ſich ähnlich ſcheinen, ſind ſie Contraſte. Sie haben beide Witz. Herr von Raumer macht ſeinen baaren blanken Spaß; auch wenn er auf dem Katheder Weltgeſchichte lieſt, iſt ihm ein derber Scherz die liebſte Speiſe, vor lauter Hiſtörchen kommt er dann nicht zur Hiſtorie, oder er giebt der Weltgeſchichte einen treuherzigen Schlag auf

die Hüften, als hätte ſie bocklederne Beinkleider an und ſähe müſſig zum Fenſter hinaus. Sein Witz geht in Holzpantoffeln und hat die Biederkeit eines Hausknechts, der mit der Fauſt anpocht, um die Leute zu wecken und nüchtern zu machen. Der Fürſt Pückler greift mit Glaceehandſchuhen zum Nachtlicht, ſchleicht auf ſeidenen Strümpfen an die Thür und guckt den Leuten durch's Schlüſſelloch ihre Geheimniſſe ab. Beide amüſiren ſich gern mit der Griſette im Vorzimmer oder im Wirthshauſe; aber der eine lacht ihr in's Angeſicht, der andere lächelt ihr mit Kennermiene in's Auge und kneift ihr das Grübchen im Kinn. Beiden geht oft der Witz aus, und das iſt menſchlich. Aber der Verſtorbene trinkt dann Champagner und treibt ſeltſames Zeug, drückt ſich in den Salons umher und curirt ſein Ennui homöopathiſch. Der berliner Profeſſor trinkt ein Glas Rum, läuft in's Reichsarchiv, confrontirt Handſchriften und ſtudirt, daß ihm der Kopf brennt und die Füße vor Kälte erſtarren. Beide raiſonniren unſäglich gern über die verderbten Zuſtände der Gegenwart. Der vornehme Weltgänger aber thut indifferent, als ſei das alles im Laufe der

Dinge natürlich, er ſtellt ſich unwiſſend, läßt aber dann in ſeiner ſchläfrigen Stimmung einen beiläufigen Gedanken fallen, der die Luſt verräth, ein Agitateur der Welt zu ſein, wenn er nur kein Fürſt wäre. Der Profeſſor aber iſt der emſigſte Mann, wenn es auf guten Rath ankommt, und er hat in der That ein großes Talent, im Kleinen der Weltverbeſſerer zu ſein. Er weiß Alles beſſer, er entwirft ökonomiſch-politiſche Tabellen, claſſificirt Wohl und Weh, ſchematiſirt Heil und Unheil, er wird nie banquerott an gutem Muth, an Vorſchlägen zur Abhilfe dieſer und jener Gebrechen. Wenn man nur, ſagt er, von den Extremen abließe! Das iſt ſeine einzige Noth. Dem Semilaſſo iſt die Langeweile der Welt nächſt ſeiner eigenen die größte Noth, während Herr von Raumer überall forſcht, prüft und horcht und ſich ſelbſt niemals langweilt, höchſtens dann und wann ſeine Leſer. Aber ſeine Langeweile iſt eine höchſt inſtruktive Langeweile, der Mann iſt nicht blos gelehrt, ſondern auch lehrreich und mittheilungsluſtig bis zur Weitſchweifigkeit, aber viel bewandert, ein Ueberall-und-Nirgends, ein perpetuum mobile des

Wiſſens — während die Langeweile des Verſtorbenen ein gotteslängneriſches Ennui iſt, das ſich wie ein langes Gähnen über das Angeſicht der ganzen Welt hinzieht.

Von übermenſchlichen Dingen wiſſen Beide gleich viel oder gleich wenig. Der Verſtorbene ſpielt auch hierbei mehr, als er es iſt, den Ungläubigen, der Profeſſor der Weltgeſchichte läßt Gott einen guten Mann ſein: wenn nur — ſagt er — der gute Mann ihm das Arrangement im Kleinen ließe! Denn das hat der liebe Gott nie recht einſehen mögen, daß die Wahrheit in der Mitte liegt, da er Nacht und Tag, Winter und Sommer, Sturm und Sonnenſchein, Haß und Liebe, Krieg und Frieden, Abſolutismus und Republik hinter und neben einander zuließ und die ganze Weltgeſchichte eigentlich niemals die rechte Mitte zur Erſcheinung gebracht hat. Alles, was im Leben lebendig iſt, hat, ſo lange es lebendig iſt, ſeine Berechtigung. Nicht im Rectificiren zweier Extreme, nicht in dem klüglich abgewogenen Mittelmaße zweier Gegenſätze, ſondern im Kampfe beider Elemente liegt die Wahrheit. Der Ent-

wickelungsproceß der Weltgeſchichte iſt weit mehr eine Leidenſchaft als ein verſtändiger Calcül. Darum hat Fr. v. Raumer in ſeiner Geſchichte der Hohenſtaufen und ihrer Zeit wohl die beiden Parteien auf rechtskräftige Weiſe gelobt und getadelt, mit der Gewiſſenhaftigkeit eines ehrlichen Advocaten ihre Sache ausgeglichen und beide mit der Miene eines guten Rathgebers eines Beſſern zu belehren geſucht; allein keineswegs mit dem tieferen weltgeſchichtlichen Blicke eines Tacitus in der Oppoſition der weltlichen Kräfte gegen die Uebermacht der Hierarchie eine innere Nöthigung, und in dieſer geiſtigen Nothwendigkeit des Kampfes ſeine Wahrheit erſchaut und zur Darſtellung gebracht.

Nun wird zwar Herr Häring in Berlin wieder ankommen und über die Ruchloſigkeit ſchreien, womit man ein Werk von jahrelanger Mühe, von ſo genauem Quellenſtudium, von ſo gewiſſenhafter Rechtlichkeit, das Tieck für ein klaſſiſches erklärt hat, anzugreifen wage. Allein dieſe drei Eigenſchaften können dem Werke nebſt noch vielen andern, die Herr Häring und ich gar nicht zu beurtheilen im Stande ſind, unbenommen bleiben,

und Fr. v. Raumer's hiſtoriſche Darſtellungen können bei alle dem doch nur ein Mittelgut von Fleiß und guter Abſicht ſein, weil ſie weder die Kunſt des pſychologiſchen Portraitirens, die zu Ranke's glänzenden Eigenthümlichkeiten gehört, noch den höhern Standpunkt verrathen, den der Geiſt des Jahrhunderts in der Beurtheilung menſchlicher Dinge ſich errungen hat. Herr Häring iſt gerade ein ſo guter Poet von der beliebten Mittelmäßigkeit. Und die Raupach'ſchen Hohenſtaufentragödien, die durch Raumers hiſtoriſches Sieb hervorſickerten, ſind eben auch Werke eines urſprünglich guten Talents, das ſich durch den Drang der Zeitumſtände und die Verhältniſſe der Bühne auf das Mittelmaß reducirte. Das iſt das Leiden der Zeit, daß das Mittelmäßige herumwuchert in allen Gebieten und ſich den Anſtrich giebt, als ſei nirgend etwas Höheres im Menſchenleben möglich und als habe in aller Vergangenheit wie für alle Zukunft hin, der göttlich tiefe Born des Menſchengeiſtes ſich ſpröde und kalt verſchloſſen. Und wenn Tieck Raumer's Hohenſtaufen ein claſſiſches Werk nennt, ſo beweiſt das abermals ſeinen Mangel an welt-

geſchichtlichem Blicke und ſoll ohnedies wohl nur auf äußere Abfaſſung des Werkes und Eleganz des Styls bezüglich ſein, womit der Verfaſſer die Oppoſitionsmänner des Mittelalters auf belletriſtiſche Stutzer reducirte. Wäre der pſychologiſchen Tiefe Ludwig Tieck's die weltgeſchichtliche Weite und Größe nicht verſagt geweſen, ſo hätte er wohl ſeine projectirten Kaiſertragödien geſchrieben, von denen er in den Briefen an Solger ſo voll iſt, weil er damals die kräftig geſunde Anwandlung in ſich verſpürte, ein gewiſſes Shakſpear'ſches Element in deutſcher Literatur zu vertreten und nationell zu geſtalten. Seine Phantaſie wäre dann nicht in Laune und Willkür ausgeartet, ſein großer Genius hätte dann nicht an krankhaften Geiſtesgelüſten ſein Wohlgefallen geſucht, er wäre an ſeinen Stoffen geſund geworden. Denn daß in Tieck's pſychologiſcher Tiefe, bei all ſeiner Liebe zu Shakſpeare's rieſenhafter Geiſtesunſchuld, viel krankhaftes Schlingkraut wuchert, daß eine große Reihe ſeiner Novellen weſentliche Beiträge zur großen Lazarethgeſchichte der deutſchen Literatur liefern, möchte ich nun ſchon mit Herrn Häring's Erlaubniß behaupten.

Ich wollte, Häring=Alexis ginge einmal wieder auf Reiſen. Sein Genius nimmt ſich im Reiſecoſtüm ſehr gut aus. Es giebt einen gewiſſen Humor, der ſo lange nüchtern iſt, bis er etwas zu ſich nimmt. Von der Art iſt Häring's Humor. Mit ihm geht die berliner Moquerie auf Reiſen, die ſich zu Hauſe etwas genirt fühlt. Die Moquerie iſt ein Stück Humor, der Humor ein Stück vom Zeitgeiſte, alſo iſt auch Herr Häring zum Zeitgeiſte gehörig, und wer ihn zum Zeitgeiſte rechnet, vindicirt ihm auch Geiſt, vorausgeſetzt, daß der Zeitgeiſt doch auch eine Art Geiſt iſt.

Am ſchlimmſten iſt es, wenn der hypochondriſche Beamtengeiſt auf Reiſen geht und eine knapp zugemeſſene Friſt benutzt, um den Actenſtaub abzuſchütteln und ſich die Grillen zu vertreiben. Denn er wird beides nur auf Koſten der fremden Gegenſtände los, bei denen er es abſetzt, oder er wird überhaupt weder Staub noch Grillen los, wenn ſein Herz zu Hauſe blieb am Actentiſche. Er ſieht überall Chicane, jeder Gaſtwirth iſt ein Betrüger, jeder Poſtillon ein Schurke, jeder Bettler hat zwiſchen den Lumpen ein Stilet für ihn

bereit. Der Mode wegen geht er nach Italien. Aber liefe er auch in's Paradies der Welt, ihm grünte kein Halm, ihm lachte kein Himmel, ihm ſagte kein Auge, daß die Schönheit der Welt nur eben im Auge liegt oder nirgendwo. Die Sehnerven laufen von der Gehörkammer aus, die Gehörwerkzeuge reichen bis in's Herz hinein und eine Brille mit ihrem Focus hilft nichts, wenn die Seele keinen Focus hat. Ein hypochondriſcher Beamtengeiſt läuft durch halb Italien und ſieht keine Orangen, keine Citronen, er ſieht und fühlt nichts als Flöhe, ja er hört ſie ſogar traben. Die Pinien nennt er jämmerliche Kiefern, den Wein einen Krätzer, die Ruinen des Coloſſeums ein Fabrikat des Betrugs. Ich reiſte einmal als kleiner Junge mit einem Frauenzimmer, das zum erſten Male die Mark verließ, von Berlin bis Halle. Das berliner Frauenzimmer war eine kluge Matrone. Ich war an ſie attachirt und mußte ſie nach Giebichenſtein begleiten. Dort ſah ſie zum erſten Mal in ihrem Leben einen Felsblock. Sie kam, ſah und ſtaunte. Mit behutſamer Zweifelſucht trat ſie näher, klopfte mit leiſe ge-

krümmtem Zeigefinger an den Block und ſagte ahnungsvoll: „Ob det nu wol Kunſt is?" — Die Berliner ſind ein kluges Völkchen, ihre Zweifelſucht erhebt ſie zu freien Dialektikern, auf Reiſen machen ſie überall Fragezeichen; ſelbſt ihre Interjectionen hören ſich an wie Zweifelfragen. Die berliner Matrone ſagte immer im thüringer Walde: „I man nich!"

Wir wiſſen nun, wie wir Reiſeberichte zu verſtehen und den Zeitgeiſt auf Reiſen zu faſſen haben. Ein Jeder ſieht auf ſeine Weiſe, das Geſicht iſt ſein, die Art zu ſehen iſt ſein, und das Erſchaute iſt nicht weniger ſein Eigenthum. Wer viel hat, dem wird viel gegeben, wer wenig hat, dem wird auch noch das Wenige, das er hat, genommen. Das weiß Herr Nicolai am beſten, denn die wenige Freude, die er in Italien gehabt hat, ward ihm auch noch durch die böſen Kritiker genommen. Er hat die Welt aufklären wollen; Undank iſt der Welt Lohn. Und doch hat er recht; er hat ſchlechten Wein getrunken, viel Geld bezahlt, iſt von Camerieren und Poſtillonen betrogen, überhaupt gemartert bis zum Verzweifeln, wie er ſagt. Die Trachten, die Weiber, die

Männer, Alles hat ihn geärgert, gelangweilt, die Mandelblüthen hat er nicht gerochen, die süße Orange nicht geſchmeckt, den Duft der italieniſchen Landſchaft hat er nicht geſehen: wer will es ihm ſtreiten? Wenn einer die Fata Morgana ſieht, ſo ſieht er ſie; wenn einer ſie nicht ſieht, ſo ſieht er ſie nicht. Wer viel mitbringt, dem wird viel vorgeſetzt. So hatte Thümmel Südfrankreich weit reizender geſehen, als es iſt, weit mehr ſchöne Lippen dort gefunden als ſelbſt der Weltgänger, dem doch das Talent nicht abzuſprechen iſt, die ſüdfranzöſiſchen Brünetten in Tarbes mit dem leiſen Anfluge von Schnurrbart auf der Oberlippe ſehr liebenswürdig zu finden. So hat Fr. von Raumer viel in England gefunden, weil er die Reſultate eines fünfundzwanzigjährigen Studiums mitbrachte. Man kann auf Reiſen keinen neuen Adam anziehen, es wird Niemand ſeinen inneren Menſchen los und liefe er über den Ocean oder ſtiege in's Waſſer mit der Taucherglocke, um der heimiſchen Luft zu entgehen. Der Luft entgeht er, aber den eigenen Athem nimmt er mit ſich.

Wir müſſen es erwarten, was die zukünftigen un-

terſeeiſchen Reiſenden werden zu melden haben, die dereinſt von der Erfindung des Calabreſen Lorenzo Giordano Gebrauch machen. Vor der Hand iſt es Sache auserwählter Menſchen. Der Erfinder hat, wie der „Omnibus" meldet, bei der neapolitaniſchen Regierung um ein Privilegium auf ein Jahr angehalten. Innerhalb dieſer Zeit wird er die Erfindung vervollſtändigen und über lang oder kurz werden wir ſo viel Tage als jetzt Stunden auf dem Grunde des Meeres verweilen können. Es ſteht zu erwarten, daß reiche Lords ſich der Cultivirung dieſer ſubmaritimen Promenaden annehmen werden. Schade, daß der Verſtorbene nicht darauf reflectirt, da er ſonſt auf Curioſa der Art ſein Augenmerk richtet, wie er ja auch ſchon früher mit Madame Reichhardt die Luftfahrt machte und noch immer dem Glauben huldigt, man werde bald das Mittel erfinden, den Balon zu regieren. Er ſollte lieber in's Waſſer, als in die Luft ſpeculiren. Zu ſeinen Luftſpeculationen gehört auch der Vorſchlag, eine neue zeitgemäße Ariſtokratie zu gründen, nämlich eine phyſiſche Vollblutrace.

Herr Giordano aus Calabrien hat mit ſeinem Ge-

ſuche um ein Privilegium die Bitte verbunden, den dritten Theil deſſen, was er auf dem Grunde des Meeres finden würde, als ſein Eigenthum anſehen zu dürfen. Was kann der Mann da unten in der Tiefe nicht alles finden! Nicht blos Perlen, Steine und Muſcheln, auch die verſunkenen Schätze des Alterthums, Diademe und Königskronen. Den Alterthumsforſchern wird zweifelsohne ein Preis geſtellt werden für den beſten und genaueſten Nachweis, auf welcher Stelle jenes Vandalenſchiff unterging, das die koſtbaren Schätze Roms nach Afrika entführen ſollte. Jedenfalls würde es vortheilhaft auf die Alterthumswiſſenſchaften wirken, wenn trockene Gelehrte auf dieſe Weiſe ihre Forſchungen mit etwas Seewaſſer anfeuchteten. Wären dieſe ehrenwerthen Männer nicht ſo vollkommen zeitloſe Gewächſe und Treibhauspflanzen, ſo würden ſie ſich dieſer Zeitſpeculation auf das Waſſer bemächtigen und eine Deputation nach Neapel ſchicken, um an Herrn Giordano's unterſeeiſchen Promenaden Theil zu nehmen. Denn, wie ich ſagte, der induſtrielle Bürgerſinn iſt jetzt zu ſehr mit Eiſenbahnen und Dampfſchifffahrt beſchäftigt;

in's Waſſer und nach Belieben in die Luft zu ſpeculiren, bleibe Privilegium der Ariſtokraten, Gelehrten, Dichter, Phantaſten, kurz Aller, die ſich für was Auserleſenes halten.

Was kann der Mann da unten in der Tiefe nicht alles finden! Wenn er nur Augen im Kopfe hat oder ſie gebrauchen kann! Aber auch fühlen, betaſten, empfinden, was läßt ſich da unten nicht alles empfinden und alſo geiſtig finden. Wie manches Luftſchloß der hoffenden Menſchenbruſt, das hoch in den Wolken flatterte, fiel plötzlich hinunter in's Meer, als die Spannkraft der Seele nachließ, es feſtzuhalten in der ſchwebenden, trügeriſchen Höhe! Und nun liegt es begraben unter dem Wellenſchlage des Meeres. Ach, es ſind oft die ſchönſten Hoffnungen und Wünſche, die ſich in die Luft hinbauen und wie eine täuſchende Fata Morgana am Saume des Horizontes zerflattern oder zu Waſſer werden. Was wird nicht alles zu Waſſer in der Welt! Und man hat noch von Glück zu ſagen, wenn der tiefſte Schmerz der zerriſſenen Seele nicht feſtgewurzelt bleibt

im Herzen, ſondern ſich gelinde löſt und ſtill zu Waſſer wird. Man nennt dies Waſſer Thränen. Könnten die Thränen, die je in der Welt geweint wurden, zuſammenfließen, wir hätten einen grenzenloſen Ocean. Und auf ſeinem Grunde ſäßen alle Hoffnungen, Träume und Wünſche der Menſchheit zu Felſen verſteinert. Wenn einmal alle Thränen der Menſchheit zuſammenfließen, ſo geht die Welt unter; eine zweite Sündfluth bricht herein, eine Fluth, welche die Sünden des Lebens tilgt. Es iſt die größte Sünde der Erdenwelt, daß ſie die reinſten Hoffnungen zu Waſſer werden läßt; an dieſer Sünde geht einmal die Menſchheit unter. Wie ſollte nicht auch die Welt an dem untergehen, woran jeder Einzelne ſtirbt? Jeder ſtirbt aber nur, weil er daran verzagt, das vollauf im Leben zu ſein, wozu ihn die innere Natur ſeines Weſens zu berufen ſchien. Und darum iſt eben der Menſch unſterblich, weil, wenn ſein Leben vollendet, doch ſein Weſen noch nicht vollendet und vollkommen erſchöpft iſt. Weil die Erde nicht Raum hat für all ſein Hoffen, Zweifeln und Lieben; darum giebt es ein Jenſeits. Ich weiß keinen andern

Grund, — und auch dieser Grund ist grundlos, unergründlich mindestens.

Ein Wandel auf dem Boden des Meeres kommt mir vor wie ein Wandel im Lande jenseits. Ist doch das ewige Leben der Schooß des Erdendaseins, das große, unerforschlich tiefe Bassin, in dem sich die Woge der Zeitlichkeit auf der Oberfläche bewegt und an dessen festen Wänden sie zerbricht; — sie schäumt auf und sinkt nieder: — „den Jüngling aber sieht Niemand wieder.“ Wo seid ihr, Gestalten, die vor mir der Tod verschlang? — Die Woge bringt euch nicht wieder! Dort unten seid ihr alle versammelt im krystallenen Schooße des ewigen Lebens.

Ein Wandel dort unten ist wie ein Wandel jenseits. Da seht ihr sie alle krystallisirt, die Blüthen der Erde, die unzeitig abfielen, weil ein feuchter Windstoß über ihre zarten Lippen strich. Alles, was ein Volk gehofft und gewünscht, der ganze Völkerfrühling des Lebens, er blüht in Smaragden und im Glanze der Muscheln dort unten in der festen Tiefe. Alle Gedanken und Gefühle, die wie ein Morgentraum im

Antlitze der Menschheit aufstiegen, alle Hoffnungen, die an das feste Gehäuse der trägen Erde anprallten und, zerschmettert und zusammengesunken, von dem felsigen Eilande der Erdenwelt hinabglitten in's Meer, die sind dort unten versammelt, kalt, todt, zu Stein geworden, aber auch noch im Tode schön. Guter Giordano, bist du ein echter Italiener, so steig' hinab in's Meer und suche dir die Träume deines Volkes, die in's Wasser sanken, dort unten auf, du wirst sie gewiß finden, wenn du zu suchen verstehst.

Und wenn du dicht unten an der Küste, zwischen Klippen und hartem Granit, helle Perlen findest: ich sage dir, das sind Thränen der verlassenen Liebe, die am Ufer saß und weinte. Es soll Allen Alles vergolten sein; jede Thräne, die das Unglück auf Erden weinte, wird eine Perle sein im Diademe des ewigen Lebens.

Wenn aber Herr Nicolai mit der Taucherglocke in's Mittelmeer steigt: ja, dann wird sich freilich wohl lauter Sand dort finden.

Das fleißige Justemilieu auf Reisen.

Mit Friedrich von Raumer geht das praktisch comfortable Justemilieu auf Reisen. Ich wollte, er hielte, statt des Verstorbenen, seinen Umzug durch die ganze Welt; lehrreicher, nutzbarer, verständiger kann kein Reisegenie sein, als Herr v. Raumer. Mit seinen Briefen, obschon sie nur als Vorläufer alles dessen, was aus seinen Studien in und über England resultirte, anzusehen sind, haben wir das beste Notizenbuch über Altenglands gesammte Zustände. Nur über die Literatur der Gegenwart sind des Verfassers Berichte dürftig. Ein fünfundzwanzigjähriges Vorstudium, — schon 1810 schrieb er über das britische Besteurungssystem, — hat ihn in den Stand gesetzt, England binnen wenigen Monaten in ökonomisch-politischer Hinsicht so lohnend und dankenswerth auszubeuten. Der profitable Grundsatz, die Wahrheit lasse sich mit der Elle abmessen, führt zu gewissenhaftem Studium des Details, die verständige Besonnenheit seines Blickes läßt ihn das Gesunde vom Kranken leicht unterscheiden, die treuherzige Bie-

derkeit seiner Gesinnung knüpft ihn fest an die preußische Heimath, und läßt nicht los von der Zuversicht, daß die Hoffnung der Welt, die Bürgschaft der Zukunft und das Rettungsmittel gegen einbrechende Barbarei lediglich in dem uralten, festen Stamme germanischer Entwickelung, und seinen beiden Hauptzweigen, Deutschland und England, begründet liegen. „Wenn diese beiden Völker," heißt es zum Schlusse des Werkes, „ihre große Aufgabe recht erkennen und alle Kräfte zu ihrer Lösung einsetzen, so werden auch die erkrankten Theile Europa's ihre Gesundheit wiederfinden, die Harmonie des mannichfachsten Lebens nochmals ertönen, und der kleinste Welttheil, nach wie vor, trotz aller Flecken in welthistorischer Entwickelung, voranleuchten."

Am 22. März 1835 war Fr. v. Raumer in London angekommen, reiste am 30. Julius nach Schottland ab, ging am 14. August von Glasgow nach Belfast, Dublin, Cork, Limmerik, und von Dublin aus über Liverpool, Manchester, Birmingham und Oxford in flüchtigeren Streifzügen nach London zurück, wo er am Ende desselben Monats wieder eintraf. Mitte Sep-

tembers verließ er England. Er mußte sich in den englischen Zuständen schon um deswillen heimischer fühlen, als in den französischen, weil sich in jenen zwei scharf ausgeprägte und sich hart confrontirende Elemente, Whigs und Tories, finden, deren Extreme er eben, seiner Liebhaberei gemäß, auf die rechte Mitte reducirt, während wir, ihm entgegen, der Ansicht sein möchten, daß sich nur aus der zerstörenden Reibung beider Elemente und dem zeitweisen Ueberschlagen der einen oder andern Seite für die starre Geschichte Englands ein Fortschritt entwickeln kann. Zu seinem speciellen Glaubensbekenntniß gehört es, daß er sich eben nicht für die Reform des Oberhauses erklärt. Erfreulicher gestaltet sich sein historischer Liberalismus, wenn er O'Connel, dem genial burlesken Manne, der drei Königreiche in Schach erhält, nach seiner Weise Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Ueberhaupt erkennt er den Kern des Volks als gut und tüchtig, obwohl er die Aristokratie nicht erschüttert, nur gemildert wissen will. Das Vorhandensein einer solchen ist ihm ein wohlthuender Anblick, während der Mangel derselben ihn auf Frankreich eben

mit Mißbehagen blicken ließ. Dabei ist er keineswegs blind in seiner Conservationslust; den faulen Fleck der dortigen Staatswirthschaft, wo die Sterilität der Männer Altenglands auf himmelschreiende Weise zu Tage liegt, das verworrene und gemarterte Irland, berührt er mit kräftiger Hand. Obwohl England ohne gänzliche Reform des Oberhauses keine Perspective für die Zukunft bietet, glaubt Raumer doch steif und fest an die Lösung aller Wirren, die er durch verständigen Calcül, durch Addiren und Subtrahiren der Kräfte, für möglich erachtet, während die Tories doch nur zu multipliciren scheinen, und der Agitator O'Connel durch Dividiren einen Quotienten sucht. Herr v. Raumer verzweifelt nicht an seinem Calcül. Wer von Banquerott spricht, dem präsentirt er genau berechnet den Stand der Dinge auf dem Teller, und zeigt, daß sich die Nationalschuld seit 1816 um mindestens 88 Mill. Pfund (nämlich bis auf 772,186,550 Pf. St.) und die jährlichen Zinsen sich um 7 Mill. (bis auf 24,433,941 Pf.) verringert haben. Ein viel sichreres Zeichen für die Höhe des Staatscredits möchte jedoch sein, daß die Re-

gierung zur Entschädigung der ostindischen Sklaveneigenthümer ohne die mindeste Schwierigkeit und ohne den Preis irgend eines Stocks zu afficiren, 20 Millionen aufnahm.

In London sieht Raumer die reale Hauptstadt der Welt, nicht in Paris mit den Prätensionen seiner Journalisten und Coterien. „Paris," sagt er, ist vorzugsweise die Stadt, Deutschland das Land; erst hier in London darf man von der Welt sprechen." Die Benutzung der gebotenen Zeit ist bewundernswürdig. Die Wagschale in der Hand sehen wir den doctrinairen Friedensrichter wie ein perpetuum mobile an allen Ecken und Enden. Am meisten zu Hause ist er als deutscher Manuscripteneſſer (bibliophage nannte ihn Abel Remusat schon in Paris) auf dem londoner Museum und state-paper-office (Reichsarchiv). „Funfzehn Folianten Gesandtschaftsberichte," schreibt er einmal, „sind mir gestern durch die Hände gegangen; ein anderes Mal sitz' ich einen ganzen Tag an einem Bande." Er studirt, daß ihm, „trotz der wollenen Strümpfe, die

Füße eiskalt sind;" die Hände muß er von Zeit zu Zeit vor Kälte in die Tasche stecken. Diese harmlose Rüstigkeit ist einer der liebenswürdigsten Züge des ehrenwerthen Mannes, wie denn auch seine biderbe Offenheit und die stricte Derbheit seines ungenirten Wesens jedenfalls erfreulich sein müssen. Er war auch hinlänglich ausgerüstet, den Zutritt zu hohen und höchsten Personen offen zu finden. Nach London allein hatte er 112 Empfehlungsbriefe. In den englischen routs, wo er kaum einen Platz zum Stehen bekommt, hatte er eine rechtschaffene Langeweile; mit Spring Rice, dem Kanzler der Schatzkammer, hat er mehrstündige Gespräche; von den Herzögen von S. (Sussex) und von D. (Devonshire zweifelsohne) wird er sehr freundlich aufgenommen, nicht minder von Seiten der Königin zu Windsor. Die Art und Weise, wie der Verstorbene den londoner Boudoirs die Familiengeheimnisse ablauscht und forträgt, ist Herrn von Raumer's ehrenwerther Gesinnung zuwider. Dabei geht ihm aber auch die Kunst des psychologischen Portraitirens ab, wie sie etwa eine Reiseskizze von Eduard Gans bietet. Auch von

Robert Peel und O'Connell erhalten wir nur schwache Umrisse.

Das Buch ist zu reich an Einzelheiten, um seinen stofflichen Fond dem Leser noch weiter andeuten zu können. Von Schottland wird bei der Kürze der Zeit nur wenig berichtet, über Irland erhalten wir ökonomisch-politische Betrachtungen von gediegener Art. Die Romantik des irländischen Volkscharakters, die den Historiker besonders anziehen sollte, ist dem Verf. weniger Gegenstand der Aufmerksamkeit. Schweine und Schmutz werden geschildert; der irische Mensch mit seiner Seltsamkeit bleibt Nebensache.

In Rücksicht der mannichfach eingestreuten Notizen über Kunst und Literatur, erlauben wir uns nur folgende unmaßgebliche Bemerkungen. Herr v. Raumer wiederholt zu häufig seine Ansichten über italienische Musik; das Publikum weiß schon, daß er sie nicht goutirt. Die Schwächen derselben liegen auch zu offen, um aus der Hinstellung derselben schon auf Befähigung zu Urtheilen über Musik zu schließen. Ueber Byron

wird auch ein wohlgemeintes Gutachten gegeben, das weder warm noch kalt macht. Byron ist ein Geistesproduct der englischen Gesellschaftszustände, ein Product, von dem man auf die Factoren eben so gut als bei Shelley rückschließen kann. Der Nerv der Nationalität bleibt unbegriffen, wenn man die nationalen Dichter, die nothwendigen Geburten günstiger oder ungünstiger Zeitconflicte, mißversteht. Der Verf. läugnet an Byron alle Individualität, er sei keinesweges ein großer Dichter, sondern blos eine große poetisch-dämonische Kraft. Dergleichen Zwielichtsmitte in den Ansichten führt zu nichts. Noch mehr verdenken wir es einem Historiker, wenn er über Victor Hugo mit dem oberflächlichen Raisonnement eines ästhetischen Gourmants aburtheilt. Wer sieht nicht, daß in der französischen Romantik krasse Aftergeburten zu finden sind! Eine Nation, die Ungeheures erlebte, muß auch Unheures in ihrer Literatur erzeugen! Ein Historiker sollte die Literatur als den Wiederspiegel der erlebten oder noch zu erlebenden Wirklichkeit aufzufassen wissen. Mit dem seichten Gutdünken: „Das gefällt mir und das

nicht!" ist es nicht abgethan. Herr v. Raumer goutirt lieber die rechte Mitte, d. i. in literarischen Dingen die Mittelmäßigkeit, als etwa Raupach's Trauerspiele.

Die Briefe werden von der, um Verbreitung deutscher Literatur unter ihren Landsleuten vielverdienten Mrs. Sarah Austin ins Englische übersetzt. Das Werk wird in England mehr noch als in Deutschland eine hochwichtige Erscheinung, und daselbst zur Forträumung irrthümlicher Ansichten über deutsche Zustände von wesentlichem Nutzen sein. Einen unter uns anerkannten, im Auslande jedoch noch zu wenig begriffenen glänzenden Triumph feiert Preußen in der Parallele, die Fr. v. Raumer zwischen englischer und deutscher Schulbildung und Volkserziehung aufstellt. Welche Ansichten in England in Bezug auf das deutsche Erziehungswesen bisher herrschten, geht unter andern daraus, daß Lord Brougham in einer seiner Schriften äußerte, auf deutschen Schulen werde keine Geschichte gelehrt, und in Preußen übergebe man das Lehramt am liebsten ausgedienten Unterofficieren. (Auch Raumers Briefe über

Frankreich werden jetzt ins Englische übertragen. Man nennt Lord Egerton als Uebersetzer.)

Die praktische Prosa auf Reisen.

Der anonyme Verfasser des Buchs: „Rom im Jahr 1833" stellte auch seine Anschauungen von Paris und den Parisern zusammen. Friedrich Kölle gehört zu den Reisenden, welche die Fremde nicht durchfliegen, sondern sich in ihr ansässig machen, zu den Berichterstattern, welche schwer, wenigstens langsam, aber dann ungemein sicher und mit seltner, man könnte sagen unerbittlicher Schärfe des Verstandes auffassen. Seine illusionslosen Wahrnehmungen verrathen eine unerschütterliche Charakterfestigkeit kerndeutscher Gesinnung. An eine statistische Beamtentreue des Referirens gewöhnt, läßt dieser Autor die Summe seines Wissens und seiner Meinungen mit einer taciteischen Wortkürze ins Leben treten. Mit den politisch-ökonomischen Bedürfnissen im heimischen Staatshaushalte durch jahrelange Thätig-

keit vertraut, in dem Calcül deutſchverſtändiger Beamtengeſchäfte bewandert, früher auch als Staatsmann mit einer Miſſion beauftragt, und mit dem feſten Glauben ausgerüſtet, in ruhiger Erörterung der materiellen Volksfragen das Heil der Geſellſchaft zu ſehen, giebt der Autor ein Bild von der franzöſiſchen Weltſtadt und den Zuſtänden des dortigen bürgerlichen Lebens. Die Salons, dieſe eigentlichen Reverbèren der franzöſiſchen Conflicte, ſtanden ihm offen; allein hier war nicht lange ſeines Bleibens, oder er fand darin kein Genüge, auch fehlt ihm die Kunſt, an den pariſer Perſönlichkeiten, als den Machinatoren des Geſchichtslaufes, den Zuſtand der Dinge abzumeſſen. Deſto gründlicher orientirt ſich Herr Kölle in dem Verkehre der franzöſiſchen Bourgeoiſie, in ihren Mitteln und Zwecken, ihren Erwartungen, ihren Erlebniſſen und in dem ganzen Zuſtande der gewerblichen Mittelklaſſen. Wir vermiſſen bei ihm die Empfänglichkeit für die Reize weltmänniſcher Geſelligkeit; ein würtembergiſcher Spartaner, erſcheint er unter den Sybariten und hat einzig darauf Bedacht, was eigentlich hinter dem Schimmer des Schmetter-

lingsſtaubes Solides zum Grunde liege. Auch an der Phyſiognomie der Literaturwelt mag er ſich nicht die Geſichtslinien des ganzen Lebens abnehmen, er hält ſich an den Beſtand der induſtriellen Thaten, der gewerblichen Erſcheinungen und des bürgerlichen Bedarfs für den Tag. Selbſt wo wir von dieſem Wahrnehmer glauben möchten, ſeine nüchterne Verſtandesſchärfe täuſche ſich, nicht über das Einzelne, wohl aber über das ſummariſche Ganze, da müſſen wir doch vor ſoviel ehrenfeſter Gründlichkeit die Segel ſtreichen. Unſer Autor hat Paris zu wiederholten Malen geſehen, er hat ſich neuerdings erſt wieder dort eingelebt, bevor er es ſchildert. Für Reiſende iſt ſein Buch der trefflichſte Leitfaden, für uns, die wir von der Ferne aus in dem Gewühl der franzöſiſchen Hauptſtadt uns zurechtfinden wollen, mögen hier die allgemeinen Ergebniſſe ſeiner Anſchauungen kurz zuſammengefaßt werden. Durch alle Abſchnitte des Buches läuft die vielfach im Einzelnen beſtätigte Wahrnehmung, daß die Franzoſen ein ganz anderes Volk zu werden beginnen. Die altfranzöſiſche Luſtigkeit wird durch Ernſt und Gründlichkeit langſam

aber ſicher verdrängt, unſer Autor findet jetzt weniger Witz in Paris, aber mehr Wiſſen, weniger geſellige Liebenswürdigkeit, aber mehr politiſche Erziehung und Selbſtgefühl. „Die Bewegung des Bürgerſtandes," ſagt er eigenwörtlich, „geht gleichförmig in Europa ſeinem Ziele zu, er hat viel errungen, hat aber noch mehr zu erringen, was Wunder daher, wenn er ernſt, ja trocken und hart geworden iſt." Man hört in Paris der Witzworte und Calembourgs weit weniger als ſonſt; wo Gelegenheit ſich bietet, dem Volkswitze Luft zu machen, horcht man vergebens nach den ſchnellen Antworten, den beißenden, ja ſchneidenden Anmerkungen und jener graciös-leichtfertigen Drolligkeit, welche die ernſteſten Falten in Lachen auflöſt, wie man ſie bei den ſüdlichen romaniſchen Völkern täglich finden kann. Wenn ja ein Menſch noch als Witzwortmacher genannt wird, ſo iſt es ein Greis, ein verdienſtvoller Künſtler, welcher aber ein halbblütiger Italiener. Gewiß haben die Begebenheiten unſerer Zeit kein Volk ſo verändert als das pariſer. Sogar die Engländer und die Deutſchen, deren Umwandlung doch dem ungeübteſten Auge auffallen

muß, ſind ihren Vätern nicht unähnlicher als die Pariſer den ihrigen. Der letzte Vertreter jener alten lebensluſtigen Leichtigkeit, welche den Franzoſen auszeichnete, mochte Beranger mit ſeinen Chanſons ſein, bei welchem der ernſte Stoff, verbunden mit der lachenden Behandlung, den Uebergang zur Rauhheit recht eigentlich bezeichnet. Er und der Verfaſſer der physiologie du goût, Brillant Savarin, ſind, wie Kölle irgendwo bemerkt, die Caryatiden, vor ein nun verſchloſſenes Thor hingeſtellt. Den tanzmeiſteriſchen Gang der alten Franzoſen, jene hagern, an Don Quixote mahnenden Geſtalten der alten Militärs, die Geckenhaftigkeit der Incroyables, alles dies erblickt man nicht mehr. Der Adel der alten Zeit ſtirbt mit ſeinen wenigen Nachzüglern aus; der Adel der Kaiſerzeit, ſchon ſeiner Entſtehung nach mehr ein Adel des Talents, iſt keine Kaſte mehr und hat nur Geltung durch ſeinen Anſchluß an die Bedürfniſſe der Jetztwelt, deren Sinn auf die Praxis der nächſten Vortheile geſtellt zu ſein ſcheint. „Nach den Stürmen der Revolution," ſagt unſer Autor, „konnte eine Pairskammer nur ein Flötzgebirge, nie aber ein

Urgebirge bilden. Auch ſie hat durch ihre Zögerung vor, durch ihre Nachgebung nach den Juliustagen ihre Entlaſſung gegeben und beherrſcht die öffentliche Meinung keineswegs mehr, und dies muß eine Adelskammer vermögen, wenn ſie ihrem Zwecke entſprechen ſoll. An der Spitze der öffentlichen Meinung vermag ſie alles, gegen dieſe nichts. Sie muß alle Notabilitäten in ſich aufnehmen können, ohne ſich etwas zu vergeben. Nun haben ſich alle Kräfte des Volks außerhalb der privilegirten Stände entwickelt, daher wir nicht zu viel zu ſagen glauben, wenn wir behaupten, daß Paris nie wieder die Hauptſtadt des europäiſchen Adels im alten Sinne werden könne." Alles läuft, nach des Verfaſſers Darſtellung, auf jenes Niveau hin, zu welchem die gewerbthätigen Kräfte des Lebens von ſelbſt führen, auch ohne alle Idealiſtik demokratiſcher Richtungen. Somit erſcheint ihm die proſaiſche Werkelthätigkeit der petite bourgeoisie, die ſich aus den untern Klaſſen ergänzt, und durch das Syſtem der Sparkaſſen eine anwachſende Unabhängigkeit gewinnt, als das hervorſtechendſte Element der heutigen Geſellſchaft. Alles

Ausschließliche hört auf oder wird ohnmächtig, die Heranbildung der Massen, anfänglich auf den Grund und Boden industrieller Strebsamkeit, stellt sich als eine Perspective der Zukunft hin. Dieser französische Mittelstand erscheint, nach des Verfassers Berichten, noch ganz und gar erfüllt von Haß gegen die Priester und alle Formen der Kirche, so daß an die Rückkehr des alten, auf katholische Orthodoxie gestützten Königthums nicht zu denken ist. Hieran schließt sich die Ansicht des Autors über die religiösen Zustände überhaupt. Er hält die revolutionairen Erscheinungen für endemische Krankheitssysteme katholischer Länder, indem diese durch eine gewaltsame Kraftanstrengung versuchen müßten, sich dem langsamen, aber organischen Fortschritte protestantischer Länder gleichzusetzen. Hieraus würden sich jedoch Consequenzen ergeben, die der Verfasser schwerlich wagen würde weiter durchzuführen. Es würde sich einerseits daraus ergeben, daß protestantische Länder niemals der großen französischen Revolution bedurft hätten, andererseits, daß sich z. B. Oesterreich demgemäß revolutioniren müsse, weil ihm als katholischem Staat eine

Entwickelung auf dem Wege der Reform nicht zustände. Wir ertappen hier den Verfasser auf einem absolut protestantischen Glaubensbekenntniß, dessen Verstandesschärfe doch mit einer Beengtheit des Gesichtspunktes zusammenfällt. Ein solcher optimistischer Protestantismus hat sich vor dem Glauben an seine Unfehlbarkeit zu hüten, einem Glauben, den er am Papismus rügte, und der ihm nun selbst überkommen zu sein scheint. Es muß mindestens für unzulänglich angesehen werden, den Völkern den Protestantismus als die erste wie letzte Bedingung einer organischen Fortentwickelung perspectivisch hinzustellen. Nur soviel kann Herrn Kölle zugegeben werden, daß die moralische Entwürdigung, die sich der französischen Gesellschaftsklasse am Ende des vorigen Jahrhunderts bemächtigte, Folge der jesuitischen Herrschaft war, hinter welche sich der Absolutismus der Könige flüchtete, und daß, wie alles Heil, so auch das Wiedererwachen eines religiösen Gefühls nur aus der Heranbildung eines freien Bürgerthums zu erwarten stehe, eines freien Bürgerthums, das sich vor der Hand allerdings nur gewerblich bethätigt, um auf der Scholle

der Wirklichkeit festen Fuß zu fassen. Von diesem Gedanken, um welchen sich die Angel der Zeit dreht, ist das Bourbonenthum und der Napoleonismus überholt, und der auf das Praktische gestellte Sinn der jetzigen Pariser scheint in der That eine Bürgschaft abzugeben, daß die Elemente des alten Franzosenthums verbraucht sind. Ob sich nun zu diesem Bürgerthum, als dem alleinigen Elemente des modernen Staatenlebens der Protestantismus gesellen müsse, ob sich neben jenem ein papstloser Katholicismus nicht gestalten könne, um dem prosaificirten Menschenleben eine ideale Seite zu erhalten, das sind zwei Fragen, die schon über den Stand der Gegenwart, über die Fähigkeit der jetzigen Geschlechter hinwegführen, Fragen, welche die Zukunft vielleicht nicht mehr nöthig hat sich aufzustellen. Aber die Nothwendigkeit des Protestantismus anzunehmen, hieße jenem allzu doctrinären Apostel nacheifern, der für die Heiden den Durchgang durch das Judenthum für nöthig hielt, bevor sie der Taufe würdig seien.

Die Prosaificirung des ganzen Völkerlebens ist Hrn. Kölle's lediglicher Augenmerk. Er nennt in Bezug

auf die Seineſtadt dies Aufgeben des altfranzöſiſchen Romanticismus und dieſe Hingebung an die induſtrielle Betriebſamkeit des bürgerlichen Verkehrs — die Verlondonung der Pariſer. Und allerdings mag das mit einer auf mehreren Seiten wahrnehmbaren Annäherung an den Formſchnitt und Inhalt des engliſchen Lebens zuſammenhangen. Wie Paris ſonſt Rom vor Augen hatte, ſo iſt jetzt London der Zielpunkt einer geſuchten und ungeſuchten Hinneigung. Dies verräth ſich in der Phyſiognomie der neuen Bauten, in der Anpflanzung engliſcher Induſtriezweige, in der Veränderung, die mit der franzöſiſchen Kirche vorgegangen, in der Annahme engliſcher Wörter, in dem Wohlgefallen an Pferderennen und steeple chases, in der Einrichtung des Haus- und Hofbedarfs, in der Mode der männlichen Kleidung und Lebensart, in der beginnenden Sonderung der Geſchlechter, in der Errichtung von Männerklubbs, — kurz, die Annäherung reicht bis in alle Grundlagen des Lebens hinein, ſo daß die zufälligen Erſcheinungen im Einzelnen nur die allgemeine Wahrnehmung beſtätigen. Daß der Herzog von Orleans dem engliſchen Weſen in

vieler Art zugethan ist, darf nicht vergessen werden, eben so wenig, daß die englische Jugend der französischen auch ihrerseits auf halbem Wege entgegenkommt. Wird London mit Dover, Paris mit Calais oder Boulogne durch Eisenbahnen verbunden sein, so wird die Wechselwirkung beider Nationalitäten auf einander noch lebendiger und schwunghafter werden. Nur scheint dabei als ausgemacht, daß Paris, die minder bevölkerte Stadt, welcher bei dem früher überwiegenden Einflusse des alten Hofes die bürgerliche Entwicklung versagt blieb, gegen die größere und reichere Weltstadt Englands mehr im Verhältniß des Empfangens als des Gebens stehen werde. Das englische Volksleben hat um so mehr Fonds in sich, als es sich schon Jahrhunderte lang früher zu entwickeln begann, während das französische sich erst mit der Revolution Luft machte; jenes ist schon längst in organischer Entfaltung seiner großen Kräfte begriffen, während die plötzlich hervorgebrochene französische Nationalkraft in der Kaiserzeit schnell bis zur Ermüdung überboten wurde, und jetzt in bürgerlicher Thätigkeit seinen Boden sich erst gründen muß. „Es scheint,"

ſagt unſer Reiſende, „daß, wenn man die höchſt bedeutende Richtung der Franzoſen aus höherem Standpunkte betrachten will, man in derſelben eine Reconſtruction des im franzöſiſchen Adel untergegangenen germaniſchen Princips finden könne, wie das normänniſche in England dem ſächſiſchen ſichtlich weicht. Beide Völker nähern ſich in vielfacher Beziehung in entgegengeſetzter Richtung.“

Dies Bild einer allmäligen Umgeſtaltung der franzöſiſchen Lebenszuſtände wird durch das vollendet, was der Verfaſſer von der Errichtung von Schulen, von der Ausdehnung der franzöſiſchen Sprachformen und von dem Einfluſſe der Nationalgarden ſagt. Dies letzte Inſtitut iſt von ganz vorzüglicher Wichtigkeit. Die Entwickelung einer großen, allſeitigen, vertheidigenden Kraft führt zu dem Gefühle der Sicherheit und Unangreifbarkeit, wie es in der engliſchen Nation an und für ſich ſchon liegt, und wie es die Franzoſen zur Zeit der blos angreifenden Heermaſſen der Kaiſerzeit keineswegs kannten. Außerdem iſt die Nationalgarde die Schule der Gleichheit und erleichtert alſo auch von

ihrer Seite den Sieg der Induſtriellen über die rein Verzehrenden, den Sieg der Perſönlichkeit über hiſtoriſche Anſprüche.

Von ſpecieller Wichtigkeit ſind die Localſchilderungen unſeres Reiſenden, die Abſchnitte über Leſecabinette, Kaffeehäuſer, Klubbs, Geiſtlichkeit, Bettler, Polizei. Die beſte Polizei iſt bekanntlich diejenige, die ſich am meiſten entbehrlich zu machen weiß. Die pariſer herrſcht durch die Entfernung alles deſſen, was ſich fühlbar macht, wie die wiener durch den ſtillen Glauben an die Allgegenwart — nicht ihres Geiſtes, ſondern ihrer Naſen. In Bezug auf den Bau der Eiſenbahn von Paris nach St. Germain werden einige Zweifel erhoben. „Man hat zwar," ſagt der Reiſende, „zu Verfertigung der Schienen, Waggons u. ſ. w., zu dem ganzen Dienſte Engländer beinahe ausſchließlich angeworben, aber es wird unmöglich ſein, die Geſammtheit der Unternehmung dem Mangel an Aufſicht in jedem Augenblick, an gleichförmiger, maſchinenähnlicher Thätigkeit zu entziehen, welcher nun einmal in allen romaniſchen Nationen bemerkt wird. Ich halte deshalb Eiſenbahnen

in Deutschland für viel ausführbarer und haltbarer in die Länge als in Frankreich. Jedoch lebe ich der Hoffnung, daß eine neue verbesserte Vereinfachung oder Ausdehnung der Viabilität werde bekannt werden, ehe diese Bahn befahren wird, denn wenn der menschliche Geist einmal etwas recht ernstlich will, wie es jetzt der Fall mit der fortschaffenden Mechanik ist, so erreicht er das Erreichbare sehr bald. Deshalb hege ich noch die vollste Ueberzeugung, daß unsere Enkel mit einer Schnelligkeit reisen, mit Genüssen fremder Länder um den möglichst wohlfeilen Preis sich laben, und die ganze Gestalt ihres Lebens auf eine Weise ändern werden, welche wir nur dunkel ahnen, aber nicht bemessen können. Das Herrschen, schon jetzt nicht mehr die angenehme Beschäftigung der Vorzeit, wird unglaublich schwer, aber Kriege werden beinahe unmöglich werden."

Dies ist eine Ansicht, die in den Glauben der Zeit vielfach einschlägt. Daß das jetzige Geschlecht auf dem Grund und Boden industrieller Thätigkeit sich langsam eine ganz neue Basis des Daseins sucht, ist augenscheinlich genug; der Weltgeschichte bleibt dabei immer

anheimgestellt, ob sie dies fördern oder hemmen werde, denn der Geist der Weltgeschichte hat auch seine Launen und seine Willkür, die sich dem verständigen Calcül entziehen.

Der speculative Kopf auf Reisen.

In den drei Gemälden, in denen Eduard Gans die pariser Zustände von 1825, 1830 und 1835 entwirft, erscheint uns eine deutsche Persönlichkeit in so vertraulichem Rapport mit seinem Stoffe, daß alles auf sie selbst Bezügliche für den Gehalt und das Wesen der Sache von größtem Gewichte ist. Wir haben hier wirklich eine Person in der Sache; die philosophische Speculation geht auf Reisen, um zuzusehen, wie sich die Weltgeschichte in sich selbst gestaltet. Zu einer unmittelbaren Abspiegelung der Weltzustände in sich selbst bringt es entweder nur die ganz harmlose, offen sich hingebende und aufnehmende Naivetät, oder die höchste Stufe speculativer Auffassung, und mich dünkt, in dieser

Perſon, Eduard Gans genannt, ſei trotz ihrer bürgerlichen Stellung, eben ſo viel offenkundige Naivetät als ſpeculativer Witz, eben ſo viel ungetrübte Auffaſſungsgabe der Einzelheit als ſcharfe Luſt, die Gegenwart nach Vergangenheit und Zukunft hin vor dem Bewußtſein des Jahrhunderts zu beleuchten.

Wir haben hier, um es ganz äußerlich zu nehmen, die Erzählung dreier Beſuche, die ein deutſcher Gelehrter den Pariſern abſtattet, um ſie in den verſchiedenen Stadien ihrer Entwickelung zu belauſchen. Dieſer deutſche Gelehrte iſt zum Glück ein deutſcher Philoſoph, und dieſer deutſche Philoſoph zum Glück nicht der Laſtträger einer ſyſtematiſchen Branche, ſondern der Träger einer lebendigen Idee, die in der Entfaltung der Wirklichkeit ihre dialectiſche Laufbahn macht. Herr Gans iſt ein berühmter Juriſt, er hat den Gajus edirt und ein großes Werk über das Erbrecht geſchrieben. Gegen wiſſenſchaftliche Berühmtheiten haben wir nur in ſo weit Reſpect, als ſie im Stande ſind, ſich um ihrer ſelbſt willen für nichts zu achten; Gelehrſamkeit iſt nur in ſo weit etwas nütze, als ſie die Zeitſtimmung klar-

machen und unterstützen hilft. Man hat Herrn Gans in Folge seiner Opposition gegen Savigny für einen Opponenten der Geschichte gehalten; falsch genug, denn im offenbaren Bekämpfen ihrer Abgelebtheiten, im Zusammenwerfen ihrer Rumpelkammer und im polemischen Streite gegen den wissenschaftlichen Absolutismus des historischen Herkommens, ist er der klügste und gewandteste Vertreter ihres lebendigen Geistes. Geschichte als Körper ist Leichnam, Geschichte als Geist ist die Dialectik der Philosophie. Was Einer denkt, kann gut, kann schlecht sein, jedenfalls aber ist es unwichtig. Nur was einer im Objecte selbst für Gedanken findet, ist das Wichtige. Auf diesem Gebiete berühren sich Poesie und Philosophie; was der Poet erfindet, muß er auch gefunden haben, was der Denker denkt, muß auch ein Erlebniß sein, und so sehen wir denn hier diese Person, Eduard Gans genannt, allerdings auch mit den beiläufigen Qualitäten eines berliner Ichs und eines deutschen Professors behaftet, durch die pariser Salons von 1825, 1830 und 1835, wie einen dialectischen Gedanken sich durchschlängeln, der alle Extreme der

Gesinnung und Abnormitäten der pariser Einfälle durchlebt, um in der eigenen Bewegung die Bewegung der Weltzustände zu beleuchten. Daß diese dialectische Wanderung durch die pariser Salons mit zugeknöpftem Rock geschieht, daß die Idee, die hinter den Abirrungen einzelner Richtungen als Wahrheit stehen bleibt, nicht baar und blank ausgesprochen wird, kann nur der unbehülflichen Trägheit unserer Zustände zur Last fallen, aus der das freie Behagen der Persönlichkeit und die Freiheit des Gedankens nur durchschimmert, statt sich ungenirt zu enthüllen. Was wir in dieser Beziehung verlieren, gewinnen wir auf der andern Seite wieder, denn wenn sich das Bewußtsein der Zeit in seiner freien Entwickelung genirt fühlt, wird es genöthigt, in einem Tableau sich zu entäußern, und wir erhalten statt Prophetie und Doctrin ein in sich abgeschlossenes, umrahmtes Bild, das sein Verständniß in sich selbst hat. So sehen wir hier in diesen pariser Portraits nicht den berliner Docenten, der auf dem Katheder seine dictatorische Liebenswürdigkeit entfaltet, nicht den philosophischen Politiker, sondern den Künstler, der Lebens-

gemälde hinſtellt, und dabei den ſeltenen pſychologiſchen Takt verräth, den Leuten, mit denen er in Berührung kommt, die Weltgeſchichte, die ſie machten oder machen werden, aus ihrer innerſten Natur- und der Werkſtatt ihrer Gedanken heraus abzulauſchen. So nimmt es kaum Wunder, wenn Gans in dieſem innigen Zuſammenhange mit dem Lebensproceſſe der franzöſiſchen Zuſtände manches erräth, manches vorandeutet, was der Lauf der Jahre bald nachher erfüllte, während es ihm freilich an Luſt und mit der freien Luſt auch an Muth gebricht, heimiſchen Zuſtänden eine gleiche Liebe zuzuwenden. Nach langem Mühſal und abſtracter Verirrung hat die deutſche Speculation den Standpunkt nun wohl endlich erreicht, wo ſie Wiſſenſchaft und Leben in lebendigen Connex zu ſetzen beginnen könnte; aber ſie wandert mit ihren liebſten Wünſchen aus, und wir ſehen eine Fülle von Kraft, Geiſt und Witz mit Hinwegläugnung der eigenen heimiſchen Zuſtände dorthin verſchwendet, wo der raſche Umſatz von Wollen und Können, Denken und Leben ein ſo großartiges Schauſpiel bietet. Als wir gemüthliche Deutſche die flüch-

tigen Polen bei uns zu Gaſte hatten, da brachten wir ihnen einen Toaſt aus, wir wünſchten ihnen ein Vaterland. Wir gutmüthigen Menſchen! wir vergaßen darüber, unſern eigenen Gedanken eine Heimath zu wünſchen. Denn ſo lange ſich unſer beſtes Wiſſen an das Ausland verſchwendet, haben wir keine wirkliche Heimath. So lange unſere Wiſſenſchaft in Theorien, unſere Poeſie in Träumen herumwirthſchaftete, fühlten wir das weniger; nun aber beide mit verlangendem Arm in's Leben greifen wollen, merken wir erſt, was verſagt iſt.

Wenn der Glaube, in Paris den Focus weltgeſchichtlicher Bewegung zu ſuchen, dereinſt ein veralteter ſein wird, ſo wird noch immer als Thatſache feſtſtehen, daß es das Centrum des europäiſchen Geſellſchaftslebens iſt. Nur dort giebt es ſociale Zuſtände, in denen alles Innere der Menſchennatur unmittelbar nach außen umgeſetzt und zur Wirklichkeit gebracht erſcheint, nur dort giebt es Menſchen, die kein beſonderes abgeſtumpftes Privatleben führen, deren Lebenslauf vielmehr ein Mikrokosmus der Weltzuſtände iſt. Das iſt und bleibt noch

immer für Paris der unvergleichliche Gewinn der großen französischen Revolution, von der die europäische Menschheit mehr oder weniger zu einem modernen Staaten- und Völkerleben den reflectirenden Abglanz entlehnte. In Paris giebt es öffentliche Charaktere; in Deutschland nur versteckte.

Paris im Jahre 1825 gewährt das Bild eines sich besinnenden, sich aufraffenden Volkes. Das Villèle'sche Ministerium hat seinen Gipfelpunkt erreicht, es sucht auf legalem Wege den Absolutismus zurückzuführen, die Verfassung durch die Verfassung zu untergraben. — Ein harmloser Forscher der Weltgeschichte, betritt Gans den durchhöhlten Boden. Er muß sich selbst erst orientiren, durch literarische Personnagen den Eingang in das Gewebe der eigentlichen Zustände, aus denen alle anderen dort hervorwachsen, sich verschaffen. Cousin, der mißgerathene Schößling deutscher Philosophie, ist gut genug zum Portier. Die Salons eröffnen sich und mit ihnen eine Welt von Charakteren, die sich in den Vorzimmern der Geschichte drängen. Eine Reihe von Portraits läuft vor uns ab. Abel Rémusat brütet über

dem Confutse, Cüvier tritt vor uns mit der tief ausgeprägten, fast deutschmäßigen Eigenthümlichkeit in seinem Wesen, dem ungeheuern umfassenden Wissen, dem großen Scharfsinn und der feinen Beobachtungsgabe, der aber die Plötzlichkeit des zusammenziehenden französischen Geistes abgeht, und dessen politische Charakterlosigkeit uns Deutschen einen guten Anhaltpunkt giebt, um uns in Paris nicht ganz als entlegene Sonderlinge erscheinen zu lassen. Der Baron von Eckstein, ein katholisch gewordener Deutscher, dessen royalistischer Absolutismus nicht auf Leidenschaften, vielmehr auf theoretischer Ueberzeugung beruht, war damals Secretair beim Ministerium des Auswärtigen. Von diesen Gestalten aus gehen wir weiter und lassen diese Uebergänge hinter uns. Benjamin Constant ist mit den Vorarbeiten zur nächsten Session beschäftigt. Oelsner tritt vor uns, der Mann, der die Schreckenszeiten der Revolution durchlebte und aus ihnen sich die Festigkeit eines echt constitutionnellen Sinnes erobert hat. Royer Collard erscheint, ein wortkarger, gediegener Charakter, der mit seinem Gemüth und seiner Liebe zu den alten

Zuſtänden von 1789, zu dem Widerſtande der Parlamente bei aller Ehrfurcht vor dem königlichen Princip ſich hinneigte, jener Mann der völligen, aber anarchieloſen Freiheit, auf den Friedrich Heinrich Jacobi mit Enthuſiasmus hinwies. Endlich iſt ein Tag voll großartigen öffentlichen Lebens da. Dupin vertheidigt im Gerichtshofe den Conſtitutionnel; der deutſche Profeſſor ſitzt in der robe d'avocat vor dem Barreau. Es war eine Nationalſache, es galt ein Kleinod des Lebens, die Freiheit der Preſſe. Die Schilderung dieſer Sitzung iſt glänzend. An die Freiſprechung der angeklagten Journale reiht ſich die Leichenfeier des Generals Foy, die als Zeichen der Vereinigung der verſchiedenen Oppoſitionen gilt. Nichts gleicht der Belebtheit der franzöſiſchen Salons, während die Feuerköpfe der Jugend ſich um den Globe ſammeln und mit der Stiftung einer romantiſchen Schule ein Band der Eintracht documentiren. Die ganze Erziehungsart iſt der Abdruck eines bewegten Nationallebens, das bei den verſchiedenſten Richtungen doch ein Ziel kennt und um ſeine Sache weiß. Der ſpeculative deutſche Gelehrte geht mit der

Prophezeiung aus Paris, die Nation sei stärker als die Regierung, der Herzog von Orleans werde für die Franzosen ein König sein.

Im Jahre 1830 betrat Gans Paris nach dem Umschwunge der Dinge. Ein ganz anderes Schauspiel bietet sich dar. Das junge Königthum ist noch in den ersten Stadien seines Werdens: der Boden unter ihm hat seine vulcanische Natur noch nicht verloren. Der Hof des Palais-Royal muß alle frühern Traditionen vergessen, das junge Königthum muß Handwerker zu Tische laden und sich mit Händedrücken durch die Menge winden, der es sein Dasein verdankt. Die Pairskammer war decimirt, ihre Reihen waren von den Deputirten gelichtet. Eine ganz andere Reihe von Portraits tritt vor uns. Lafayette ist ein Mann des Tages geworden, Talleyrand kommt und sucht ihn in den Salons auf, Börne sitzt mit seinem schweigsamen Ernst da und lauscht, wie das ablaufen werde. In Europa hört man den Nachhall der Juliustage, man weiß nicht, ob sie ein Weltereigniß geworden sind. Die Saintsimonisten breiten ihre Lehre aus und sinnen auf eine radicale

Reform der menſchlichen Zuſtände. Profeſſor Gans giebt eine ſchlagende Kritik dieſer ganzen Erſcheinung. Mit den Verhandlungen über den Prozeß der Miniſter tritt auch eine andere geſellſchaftliche Lebensfrage vor ſein Auge. Das Volk verlangt den Tod der Diener des Jeſuitismus als eine Sühne für die gefallenen Juliushelden; Gans giebt über die Art der Beibehaltung und Abſchaffung der Todesſtrafe ſeine Anſicht. Der Herzog von Dalberg entwickelt dem deutſchen Gelehrten ſein Syſtem der Vereinfachung der Staaten und eine zweckmäßigere Eintheilung der europäiſchen Ländermaſſen. Couſin, der Eklektiker, der wie Young Osrick mit der halben Eierſchale auf dem Kopfe aus der deutſchen Philoſophie gelaufen kam, iſt Candidat der Pairie und bekleidet ſich mit der kalten Amtsmiene des Emporkömmlings. Guizot, damals Miniſter des Innern, mit ſeinen gemeſſenen Formen, ſeiner ſtrengen Disciplin und der Ungelenkigkeit ſeiner Anſichten über Freiheit, ſteht damals noch ziemlich iſolirt, aber doch ſchon als brauchbar da. Während deſſen treten auch milde Geſtalten als Gegenſätze zu den ſtürmenden oder

ſtarren, in das bewegte Gemälde, der Herzog von Broglie mit ſeiner Hinneigung zum engliſchen Verfaſſungsleben, der Graf St. Aulaire und ſeine geiſtvolle religiöſe Gattin, in deren Cirkel ſich der Lärm der Tagesmeinungen ſanfter auszugleichen anläßt. Der deutſche Profeſſor verläßt Paris mit der Vorahnung einer Einſchläferungsepoche, die er fünf Jahr darauf ſyſtematiſch in's Leben treten ſieht.

Im Jahre 1835 erſchien Paris und Europa ſehr verwandelt und hinter den Erwartungen früherer Jahre zurückgeblieben. Der große Ruf von der hehren Tugend der Juliushelden war durch mannichfachen Straßentumult zu Schanden geworden; die Hoffnungen der Juliustage waren ſelbſt für Frankreich zu Seifenblaſen zerronnen. In Paris war man ſchon ſo weit gekommen, die Aſſocationen zu zerſtören, das öffentliche Ausrufen und Herumtragen der Volksblätter zu verbieten, die republikaniſche Jugend durch Proceſſe zu vernichten. „Die Schweiz war aus ihrer Revolutionsphiliſterei zu andern Philiſtereien übergegangen. Polen ſang an fremder Stätte ſeine Nationallieder und nährte ſeine

Unruhe mit Erinnerungen. Nur in Belgien waren einige Früchte der Losreißung sichtbar geblieben; England kämpfte innerhalb seines industriellen Mittelalters mit den hundertköpfigen Einwurzelungen desselben; Spanien stand an dem Scheidewege zwischen seinen Klöstern und seiner jungen Monarchie, und die auf vulkanischem Boden herrschende Königin von Portugal sehnte sich nach dem Tode ihres ersten Gatten, einen andern zu besitzen. Wenn man im August 1835 das Inventarium des europäischen Haushaltes aufnehmen wollte, so ließ sich nicht läugnen: es falle im Ganzen, gegen das von 1830 gehalten, mehr im Sinne langsamer und vielleicht auch dauernder Fortschritte aus; aber die Begebenheiten hatten nicht mehr die lebhafte Farbe früherer Tage; der fest beibehaltene status quo, der vielleicht in künftigen Zeiten als ein großes Mittel allseitiger Verbesserungen wird genannt werden, hatte doch für die Gegenwart einen geringen poetischen Inhalt, und der Trost, daß die Ernte gut stehe für die Enkel, war ein sehr dünner Freudentrank, den die Heutigkeit sich gefallen ließ."

So das Vielleicht und die Perſpective des Verfaſſers. In Paris aber ſieht es aſchfarben aus. Es iſt das Paris der Fieschi'ſchen Höllenmaſchine mitten in der Indifferenz der Zuſtände und der Apathie der Gemüther, die ſich die gelegentlichen Intimidationsgeſetze gefallen laſſen, weil die Miniſter mit einem Verbrechen aufwarten können. „Von unruhiger Bewegung, von Spannung und Gegenſatz, von Aſſociationen und Parteiungen war auf der Oberfläche keine Spur mehr zu finden. Alles ging ſeinen Privatgeſchäften nach; das Spiel der Börſe, die Induſtrie in allen ihren Verzweigungen, das Theater und die übrigen Freuden erfüllten alle Herzen und Gemüther. Die Politik war keine Hauptſache und keine Leidenſchaft mehr, ſie ging nebenbei, um bisweilen zu reizen, ungefähr wie eine Priſe Tabak angewandt, die Lebensgeiſter zu erfriſchen. Wenn ein Fremder von der Juliusrevolution ſprach, ſo lächelten die Franzoſen, machten einige piquante Späße über die Raſerei dieſer ihnen ſchon ogygiſchen Zeit, und handelten davon, wie von dem alten Titanenkriege. Wollte der Fremde trotz dem an einen ſo ſchnellen Umſchwung

der Dinge nicht glauben, so fragten sie, ob man Robert Macaire oder Bouffé in pauvre Jacques gesehen habe; man möchte doch aber ja nicht die neuen Bilder im Diorama und den Wechsel der dort stattfindenden Beleuchtung versäumen! Daß die Gelegenheit die Substanz der historischen Dinge sei, konnte man nicht besser erfahren als hier; aber das Verschwinden der Blitze und des Donners war sicherlich keine Gewähr, daß sie nicht wieder erscheinen könnten."

Hiermit die Betrachtung abbrechen, heißt freilich eher anfangen als schließen. Wir schließen aber den Bericht über Gans mit kurzem Hinweis auf einige in dem obgedachten Buche noch außerdem enthaltene Artikel, die sich an die drei Bilder von Paris unmittelbar anfügen. Es ist: „der Salon der Madame Recamier," „ein Abend zwischen Sieyes und Merlin," „die Schweiz am Ende des Jahres 1832," „die Deutschheit des Elsasses," und „Brüssel am 26. August 1830," eine vortreffliche Schilderung der belgischen fausse-couche-Revolution. Von seinem Aufenthalte in England theilt Professor Gans seinen Besuch bei Jeremias Bentham

und eine Schilderung der Seſſion des Oberhauſes vom 7. und 8. October mit, in welcher die Lords die Reformbill verwarfen. Gegen ſolche Berichte über großartige Ereigniſſe des Auslandes nimmt ſich dann der Artikel: „Goethe an ſeinem Geburtstage," wie die Erzählung aus einem literariſchen Schlaraffenlande aus. Man ſetzt ſich in Weimar zum Diner, hört Herrn Riemer und Herrn Eckermann Gedichte vorleſen, radotirt über die Bedeutſamkeit und Nichtbedeutſamkeit des baierſchen Ordens, und hört Goethe'n ſein Urtheil abgeben über Recenſionen und Kritiken. Darf man über Deutſchland viel mehr berichten? Iſt es der Speculation erlaubt, ihren Scharfſinn den heimiſchen Zuſtänden zu ſchenken? — Nicht einmal derjenigen Speculation, die den Satz aufſtellt, alle Wahrheit ſei mit der Wirklichkeit identiſch!

Der Humor auf Reiſen.

Es war ungefähr zur Zeit, wo die Schwalben und die Singvögel wiederkehren, als Theodor Mundt

im Jahr 1837 die deutſche Heimath verließ. Viele ſeiner Freunde hielten es für eine Auswanderung, und wer ſein Volk geiſtig aufgiebt, ſoll ihm auch äußerlich nicht mehr angehören wollen. Es ſchien faſt, als hätte Mundt in Deutſchland für Deutſchland nichts mehr zu thun. In Deutſchland auf Glück zu warten, auf perſönliches und weltgeſchichtliches, dazu gehört entweder viel Geduld oder viel Unmoralität, und wenn nun das Unglück müde geworden an dem unermüdeten Gehirn: nun dann ſucht man eben das Weite und läuft, wie der Ritter in dem Mährchen, dem unſichtbaren Silberglöckchen, dem geheimnißvollen Rufe der verhüllten Zukunft nach, um zu finden, was die Heimath nicht mehr bietet, neues Glück und neues Unglück. Das iſt der Zauber, der im Poſthorn tönt, wenn du alles hinter dich wirfſt oder vielmehr alles von ſelbſt ſchon von deinen gleichgültigen Schultern herabſank. Kaum wendeſt du dich noch rückwärts zum Abſchied, denn deine ganze Seele bebt dem Ungewiſſen entgegen. Schon im Knabengemüth regt ſich oft der dunkle Drang, die Enge der gebundenen Gewohnheit plötzlich zu durchbrechen.

Und was den Knaben in der dumpfigen Schulstube, auf dem kargen Spielplatz hinter der Kirche, als Engigkeit drückt, das erwächst dem männlichen Geiste mit Bewußtsein als Ueberdruß. Man kann mit Ueberzeugung Deutschlands müde werden, und mich dünkt, so stand es mit Mundt, als er einen großen Spaziergang antrat; sein Spaziergang machte die Miene einer Auswanderung. Nur wenige seiner Freunde wußten, daß diese deutsche Seele doch bald wieder nach der Heimath verlangen würde. Und schon in Brüssel suchte Mundt sich vorzugsweise die Deutschen heraus; es war schon eine Anwandlung von Heimweh. Dann aber nahm ihn die große Lutetia-Paris in ihre weltweiten Arme. Der Strom mit seinen Strudeln hielt ihn Monate lang gefangen, man hörte wenig von ihm, der Deutsche schien alle Hände voll zu thun zu haben, um sein Deutsch zu vergessen. Plötzlich saß er in London und phantasirte über die Sympathien des englischen Lebens mit dem heimischen. Diese Entdeckung hatte den Quell seiner Rede wieder springen lassen, und er schrieb jene neun trefflichen Briefe über London, die so viel Innig-

keit im Verſtändniß des Fremden enthalten. Bald darauf ſuchte er ſich in Hamburg taugliche Lebenselemente und gab im „Delphin" jene „Vertrauten Briefe," die an Zartheit und witziger Gemüthlichkeit in der Literatur des Humors ihresgleichen ſuchen; ſeine pariſer Weltfahrten und Anſchauungen behielt er aber bei ſich, wie ſeinen beſten Biſſen.

Der erſte Band der „Spaziergänge und Weltfahrten" brachte die Briefe aus London in zuſammenhängender Reihe und das Tagebuch aus Paris. Da dies uns längere Zeit vorenthalten blieb, ſo glaubten wir, Mundt's Anſchauungen vom Leben der franzöſiſchen Geſellſchaft würden ſich langſam zu Novellenbildern geſtalten, allein die beſchreibende Natur dieſes Autors iſt auch in dieſen Stoffen noch mächtiger geblieben als ſeine geſtaltende. Wie aber Mundt beſchreibt und ſchildert, ſo liegt ſeine ganze Perſönlichkeit im Stofflichen, das ſein Gegenſtand wird, entfaltet, und ſein ganzer nervenzarter Menſch mit aller Schwelgerei ſeines Herzens, mit allem Uebermuthe ſeines feſſelloſen Geiſtes iſt wie hingebreitet über das Object, das ihm zu ſeinen Lebens-

phantaſieen Veranlaſſung bietet. Wir haben von deutſchen Naturen in letzter Zeit viel Werthvolles über Paris erhalten. F. Kölle gab ein wiſſenſchaftlich getreues, gewiſſenhaft ſtrenges Bild von der Weltſtadt, die man noch immer gewohnt iſt für den Heerd der europäiſchen Revolutionen zu halten. Profeſſor Gans beleuchtete die pariſer Salonfiguren in den Zeiträumen 1825, 1830 und 1835, um aus ihnen den Stand der geſchichtlichen Ideen der modernen Menſchheit zu erlauſchen. Beurmann ſtellte in ſeinem „Paris und Brüſſel" die franzöſiſchen Perſönlichkeiten und Zuſtände unter die Lupe ſeines feinen, klugen Verſtandes. In Mundt wird das deutſche Gemüth über Paris laut. Ihn kümmern weniger die ſtaatlichen Fragen, die geſchichtlichen Gedanken des Jahrhunderts, er weiß darum, und aus dieſem Boden erwachſen ſeine Betrachtungen, aber ihn kümmert weit mehr die lebendige Menſchheit ſelbſt, mit ihrem täglichen Bedürfniß nach Liebe, mit dem täglichen Zerſcheitern ihrer liebſten Hoffnungen. Wie jene Autoren über Frankreich berichten, ſo könnte auch der Eſprit anderer Nationen ſich verlautbaren, wie Mundt

ſchildert, kann nur ein Deutſcher ſchildern. Das deutſche Gemüth, das in Mundt ſeine neueſte Sprache gewinnt, iſt freilich ein ganz pointirtes; es iſt das deutſche Gemüth in der Periode nach Börne. Es niſtet ſich nicht mehr ein in die kleine Scholle der Bequemlichkeit, vergräbt ſich nicht im Verſteck der Herzenseinſamkeit, ſchwelgt nicht im iſolirten, weltentfremdeten Unglück; es hat ſich der Welt hingegeben, durchadert das Bergwerk des ganzen Erdenlebens, ſtürzt ſich in den Ocean der menſchlichen Freuden und Leiden, aber ringt doch immer, ſelbſt unter dem Wogenſchlag der Elemente, wo es ſich ſtark und groß macht; nach einer Inſel ſtiller Glückſeligkeit, wo das Herz mit ſeinem Schickſale abſchließen könnte. Mich dünkt, dies bezeichnet dieſes Autors Mittheilungen aus der Fremde; ſelbſt in dem Haſſe gegen manchen dumpfen Eigenſinn der Deutſchen klingt deutſches Heimweh liebevoll durch. Es iſt das Gemüth der neuen Zeit, das ſich in dieſer Perſönlichkeit ausgebildet hat, und weil es ganz in den Geiſt unſers Jahrhunderts aufgegangen, ſo hat es auch nicht die Schwächen, die ſich ſonſt an das Gemüth anſchmie-

gen, es ist nie weichlich, nur in frühern Schriften Mundt's mag sich dergleichen mit etwas rednerischem Eigensinn geltend machen; es hat alle Tugenden, und mit dem Scharfsinn, dem Witz und dem übersichtlichen Weltblick alle Waffen unsers Jahrhunderts in Händen. Dies Gemüth der Neuzeit ist nicht etwa zahm, schüchtern, sich selbst genugsam, dies Gemüth ist vielmehr die furchtbarste Macht, so sehr es auch mit lächelnder Grazie in die Welt tritt. Es ist ein allbewegliches, allbezwingendes Element des modernen Geistes, es läuft überall umher, saugt sich an allem fest und besiegt es durch die rastlose Liebe, womit es verwundend oder beseligend seine Umarmungen austheilt. Weil es so echt menschlich, so unerschütterlich human ist, läuft die Welt Gefahr, von ihm ganz und gar verzehrt zu werden, denn es zieht das widerrechtlich Erniedrigte aus der Enge hervor, und quält das anmaßlich Erhabene, bis es halb ohnmächtig vom Postamente herabstürzt. An den gefeierten Potenzen deckt es uns unbarmherzig, wenn auch mit Wehmuth, die menschlichen Schwächen auf, und in dem Mißachteten zeigt es uns oft die Tu-

genden des menſchlich Schönen. So ſchildert Mundt die pariſer Griſetten mit einer Rührung, die zum Glück auch ſehr witzig iſt, ſonſt würden wir es vor Wehmuth nicht aushalten, und zergliedert uns hochgewürdigte Geſtalten, wie Talleyrand, Chateaubriand, Lamennais, Victor Hugo, mit einer üppigen Ironie, daß man meint, mit ſolcher Kritik ließen ſich die Pole der Erdachſe wie ein Taſchenmeſſer bequem zuſammenklappen und in die Taſche ſtecken. Wir ſtaunen über dieſe Höhe des Standpunktes, welche hier der deutſche Humor erringt, indem er über die gefeierten Herrlichkeiten Frankreichs mit eben ſo viel zweiſchneidiger Ironie als harmloſer Gemüthlichkeit triumphirt. Wir gönnen ihm dieſe Triumphe, denn es iſt der liebenswürdigſte Humor, der hier mit dem Tiefſinn und der Innigkeit des deutſchen Gemüthes Arm in Arm durch die Straßen wandelt, das Pflaſter und das arme Volk beobachtet, ſich mit den Reichen zu Tiſche ſetzt, in das Boudoir der Damen lugt, ſich über das Menagemachen erbaulich ergießt, die pariſer Griſetten mit der pariſer Tugend in Vergleich bringt, bei den Großen mit liſtiger Beſcheidenheit an-

klopft, ihre Größe mit deutſchem Stolze beſeitigt, am Foyer der Oper über die ephemeren Notabilitäten, wie Scribe und Jules Janin, ſich mit Würde luſtig macht, die Franzöſinnen bei der Toilette und beim Tanze lorgnettirt, kurz, das ganze glänzende Elend der pariſer Welt in ſeinem reizenden Zauber durchlebt hat. Es iſt in Mundt ein tiefſinniger Ernſt, der nur die Fahne der Luſtigkeit aufpflanzt, weil er ſich in eine Geſchichtsepoche verſetzt ſieht, welche alle Tragödie in Burleske wandelt. Er iſt in Paris und er ſtudiert dies Maskenſpiel der Talente, die ſich um ihren Inhalt brachten. Der Ernſt hilft ihm erſt, ſeinen Humor moraliſch zu rechtfertigen. Er ſchildert im zweiten Bande ſeiner „Spaziergänge" Louis Philipps Namenstag und ſpricht von der populären Wichtigkeit des ſchönen Wetters, in welchem die Feier erſcheint; er entwickelt die Farce der Königsmörder in der Epoche der Juliregierung und beſucht den theoſophiſch-katholiſchen Ballanche, der ganz im Verſteck nach dem Weſen der Dinge forſcht und mit ſeiner Diogeneslampe ſich nicht hinauswagt in den Lärm der poſſenhaften Welt. Er portraitirt den Baron von

Eckſtein und entfaltet das Gewebe des jeſuitiſchen Indifferentismus, zu dem eine Richtung der zeitgemäßen Intelligenz gekommen. Er ſpricht von dem religiöſen Bedürfniß der jetzigen Franzoſen und geſteht mit lächelnder Wehmuth die Möglichkeit ein, die jetzige Zeit könne die katholiſche Frömmigkeit noch einmal wieder — in Mode bringen. Er ſtellt die Demokratie als ein heiliges Räthſel der ahnungsvollen Zukunft hin, und zuckt die Achſel über die abgelebte Dialectik der jetzigen Parteien, er weiſt nach, wie Frankreich nichts anders ſein könnte als politiſch, und ſchildert Thiers, den verunglückten Schüler ſeines Meiſters Talleyrand, er ſatyriſirt Louis Philipp als den Mann der Gegenwart, der mit den Parteien und Ideen der Zeit eine glückliche Taſchenſpielerei getrieben; er ſchildert im Jardin des Plantes mit verliebter Thorheit die Giraffe und ſtellt ſie mit bitterm Witz als den Repräſentanten des modernen Zeitalters hin. Der Geiſt der Zeit iſt kein Lear, ſonſt würde Mundt ſein guter Junge mit der Schellenkappe ſein, der den blinden Mann durchs Land führte, ihn ſehen ließ und die Groſchen für ihn ſammelte. Die

Ausplaudereien seiner gefälligen Zunge würden uns das große Unglück des gestürzten Herrschers, der die Weltgeschichte spielen wollte, sanft und friedlich ausgleichen. Denn soviel Gutmüthigkeit liegt in Mundt's Humor bei aller Satyre seiner Weltverspottung. Und weil die Zeit kein echter Lear ist, so ist der Humor auch nicht der Narr, der an dem Unglücke seines Herrn stirbt, vielmehr bleibt er, weil die Tragödie der Menschengeschichte zur Posse wurde, mit seinem guten Herzen übrig, alle Zeit befähigt, auf ein neues Weltreich zu warten.

XV.

Der Zeitgeist in Bildern.

Die große Reihe düsseldorfer Bilder auf der leipziger Ausstellung (1837) könnte wiederholt zu der Betrachtung verlocken, wie weit diese Schule mit ihren Kräften reicht und wiefern ihre Richtung bereits der Monotonie anheimfällt. In Aeußerungen der Kunst prägt sich der Sinn der Zeit aus; worin jene bedeutend ist, kann für eine Tugend des Jahrzehnts oder Jahrhunderts gelten; was jener fehlt, ist vielleicht eine bedeutende Zahnlücke in der ganzen Gesichtsbildung der dermaligen Epoche. Deshalb muß die Betrachtung einer Schule, die so consequent in ihren Leistungen ist, zur Auffassung unserer Gegenwart von Nutzen sein. So sei denn die Behauptung angedeutet, daß diese Schule wohl die Romantik des Mittelalters, aber nicht die religiöse Stimmung desselben in ihrer Gewalt hat. Die

vielen betenden Figuren und Gruppen, Becker's betende Bauernfamilie, Claſen's Kirchgängerin, W. Heine's Verbrecher in der Kirche, können uns ebenſo wenig dieſen Glauben ſtreitig machen als die geſammte händefaltende Wehmuth, die ſich durch die ganze Schule zieht. Es iſt dies nicht die Kraft der Religioſität, weder die Begeiſterung katholiſcher Inbrunſt, noch der Luther'ſche Starkmuth, es iſt weiche Elegie, hinfälliges Brüten, das mitunter ſchon die Grenze kopfhängeriſcher Muckerei anſtreift. Leſſing's trauerndes Königspaar und Bendemann's elegiſch zuſammengeſunkene Juden vor Babylon ſind nun ſchon in nachfolgenden Bildern der ganzen Schule zu mannichfachen Nüancen wiederholt. Bendemann kommt am wenigſten aus der Monotonie dieſer Richtung heraus, Leſſing fühlt dieſe Einſeitigkeit, die menſchliche Größe nicht anders als in elegiſcher Ohnmacht zu zeigen. Ich ſage, er fühlt dieſe Einſeitigkeit der Lebensauffaſſung, denn er iſt der bedeutendſte unter den Düſſeldorfern, und der bedeutendſte Anhänger einer Schule, gleichviel ob philoſophiſchen oder künſtleriſchen, iſt nicht der, welcher ihr am treuſten

anhängt, sondern derjenige, der zum Bewußtsein über sie kommt und über sie hinwegschreitet. Lessing wagt es, Situationen zu erfinden, wo die menschliche Größe nicht in der Passivität des lyrischen Schmerzes, sondern in der Entwickelung activer Leidenschaft erscheint; er wagt es, aber er erreicht es nicht. Man sehe seinen Friedrich Barbarossa in der Schlacht bei Iconium. Es ist zu bedauern, daß aus diesem schon ältern Carton kein Oelbild werden will. Welcher Reichthum in der Gruppirung, welche Phantasie im Entwurf! Gewaltige Glieder, großartiges Ineinander der Erfindung und doch voll Einheit, und durch die Hauptgestalt zusammengehalten. Nur das Pferd der Hauptgestalt, die Friedrich Barbarossa abgiebt, ist verfehlt, es liegt mehr, oder schwimmt auf dem Bauche durch das Gewühl, statt wirklich zu springen, — als wär' es ebenfalls von dem Geiste der elegischen Hinfälligkeit inficirt. Aber in den Menschengestalten ist hier ein großer, wirklich historischer Sinn vorwaltend. Weiß man jedoch, wie Rubens Männer der Schlacht malte, so wird man fühlen, wie diese deutschen Krieger, Barbarossa und seine Begleiter,

von einer Ruhe, faſt von ſtiller Behaglichkeit angehaucht ſind. So leidenſchaftlos, ſo paſſiv malte Rubens die Geſichter nicht, die um ſich her den Tod verbreiten. Dieſer Hang zum gemächlichen Behagen macht die düſſeldorfer Schule unfähig, hiſtoriſche Größe zu malen. Die treffliche Huſſitenpredigt hätte ein wahrhaft hiſtoriſches Bild werden können, wenn es der Maler gefühlt hätte, ſein fanatiſcher Redner müſſe zur Thatkraft entflammen, nicht, wie es im Bilde geſchieht, ſeine Gemeinde zum ſtillen Nachſinnen einladen. Dieſer ſchwärmende Huſſit, mit dem Kelch in der Hand, iſt fähig, ein Volk zur Revolution aufzuwiegeln, das in gedrängtern Gruppen ſich um ihn ſchmiegen, in großen Schaaren von einem Berge etwa herabſtrömen konnte. Statt deſſen liegt betende Andacht, in ſich verſenkte Beſchaulichkeit zu ſeinen Füßen. Ein Greis iſt der Einzige, der die Hände zu dem Prieſter des neuen Glaubens aufſtreckt. Selbſt der Fleiſcher, der links liegt, das Beil in der Hand, reflectirt erſt über ſein Gefühl; eine andere eben ſo echt huſſitenböhmiſch gemalte Figur rechter Hand, den Morgenſtern über die Schulter geworfen,

hält die Leidenſchaft zurückgebannt. In der ganzen Gruppe iſt nur ſtilles Bedenken, Elegie der Empfindung, Reflexion über die Thatkraft, nicht dieſe ſelbſt. Man ſuche dieſe Stimmung in den Geſichtern der Rubensſchen Schlachtbilder; man wird ſie nicht finden, bei ihnen iſt wie bei Shakſpeareſchen Geſtalten alles That, alles raſch in Fleiſch und Blut und zugleich in das handelnde Leben tretender Gedanke. Wer wollte die Trefflichkeit des Leſſing'ſchen Bildes, die Eigenthümlichkeit der ganzen düſſeldorfer Schule verkennen! Aber dieſe Eigenthümlichkeit, ſage ich nur, hält ſie ab von der Hiſtorienmalerei, wie ſie die alten Maler früherer Zeiten übten.

Eine zweite Seite der düſſeldorfer Schule läßt ſich ebenfalls noch an der Huſſitenpredigt andeuten. Der Aufruhr der Huſſiten war eine religiöſe Revolution, ſie war Sache des Volkes. Aber ſtatt des Volkes malt der düſſeldorfer Künſtler einzelne Vertreter und Häuptlinge, er vermeidet es, die Maſſe und ihr Gewühl zu malen, wie es von ferne herandrängt, er malt blos eine Anzahl Auserwählter, zu denen der Fanatiker ſpricht; er verſchmäht es, die Lumpen der Nation, die Plebejer zu

zeigen, er zeigt sehr fein geglättete, mit möglichster Toilette ausgestattete Vornehme, die bei dem saubern, bis in alle Einzelnheit auf das sorgfältigste gezierten Theatercostüm keineswegs aussehen, als kämen sie stracks aus dem Gewühl des in Brand gesteckten Klosters.

Bei einem so geistvollen Künstler, wie Lessing, überwiegt der innere Sinn seiner Erfindung die Manier seiner Schule. Allein bei andern Anhängern derselben ist dieser Hang zum coquetten Theaterschmuck, diese Vorliebe zur säuberlichen Toilette für die Kraft der Erfindung hinderlich, oder vielmehr jene Hinneigung zur geleckten Anständigkeit vollendet die Weichlichkeit der elegischen Empfindung, die, wie mich dünkt, den Charakter der Schule ausmacht. Daß die Zeitgenossen diese Schule so feiern, ganz in Wohlgefallen darin verschwimmen, verhilft mir noch nicht zu dem Glauben, hier sei die höchste Staffel der Kunst erstiegen, und meine Bewunderung für die Kraft und Größe der alten Maler längst verschwundener Zeiten will sich nicht von dem gemüthlichen Vergnügen, das mir allerdings die düsseldorfer Bilder erregen, verdrängen lassen. Alle

dieſe leidtragenden Figuren, welche die Schule in Maſſe producirt, gewähren mir nicht den Eindruck der Tragödie; ich bin nicht erſchüttert, vielmehr wohl und ruhig angeregt, daß hier der Schmerz ſo anſtändig getragen wird, daß Niemand vor ungeheurem Unglück zerbricht. Und das Alles paſſirt den Leuten im ſchönſten, geglättetſten Sammet und Seidenzeug, als wenn die Shakſpeare'ſche Tragödie ſich mit allem Pomp und aller Augenweide der coquetten Oper ſchmückte. Eine wehmüthige Nonne, die ſehr ſchöne Toilette macht, ſtimmt mich nicht unglücklich, denn ich weiß ſie zu tröſten!

Wenn ſich jener Hang zur Eleganz der Toilette und jene Hinneigung zu elegiſcher Ruhe weder in die kirchliche, noch in die hiſtoriſche Malerei verirrt, ſondern zu Geſtalten des rührenden Schauſpiels, das auf den Bretern dargeſtellt wird, ſo entſtehen daraus ganz anmuthige Bilder, wie Kretſchmar's zarte, hübſche Aſchenbrödel und Louis Blanc's ſtilles, ſanftes Goldſchmiedskind, zwei Muſterſtücke in dieſer Art, die in den Mignons und Leonoren der düſſeldorfer Schule ſchon verwandte, wenn gleich ernſtere Vorgängerinnen

hatten. E. v. Hagen's Goldschmieds Töchterlein ist ein schwächeres Stück, das in diese Gattung schlägt, aber Fürstenberg's junge Zigeunerin mit dem Krieger, dem sie weissagt, Fielgraf's Ritterfrauen, Steinbrück's Elsen, Richter's Herrmann und Dorothea, Bilder von Grashoff und Grothaus gehören mit vielem Glück in diese Sphäre eleganter, poetisch gemüthlicher, aber theatralisch costümirter Romantik. Nur wenn, wie im Bilde von Mengelberg: der Tod Mosis, ein Sterbender sich so wie ein Theaterheld gruppirt, fühlen wir die Endschaft dieser Kunst.

Anerkannt eigenthümlich ist die düsseldorfer Schule in der Kunst, die landschaftliche Natur in ihren schläfrig melancholischen Stimmungen aufzufassen und wiederzugeben. Was sie in der Menschenwelt liebt, sucht sie sich auch in der Natur auf, Elegie, dämmernde Schwermuth, gedrückte Stimmungen. Hier hat nun Lessing in seiner Eifellandschaft das Aeußerste erreicht. Dieser See in Abendschattenruhe mit den Kranichen am Ufer, mit dem Colorit der weichen Schläfrigkeit, in die sich alle Tinten verlieren, ist zugleich ein Meisterstück

der Enthaltſamkeit in der Erfindung, was man von ſeiner allzu gedrängten Winterlandſchaft mit dem herrlich leuchtenden Schnee, mit dem Capuziner am offenen Grabe und dem lockenden Licht in der Capelle, nicht ſagen kann. Hier iſt nun ein überaus fruchtbares Feld für die düſſeldorfer Empfindungen, die als echt deutſch ſo vielen Anklang finden, obſchon ſie in der Literatur, wo ſich das Bewußtſein der Nation ſchärfer und raſcher auslebt, hinter uns liegen. Eine große Menge von Jüngern aus jener Schule haben ſich hier verſucht und bewährt, Böcking, Breslau, Dahl, Döring, Hacke, Happel, Hengsbach, Lange, Heumert, John, Koch, Kraft, Jacobi, Normann, Scheins, Schulten, Scheuren, Schirmer, Winkelirer und noch Mehrere nehmen hier Theil an der großen Gemeinſchaft der düſſeldorfer Ideen. Und was an Matthiſſon'ſcher Elegie in den Ruinen eines Bergſchloſſes, mit Abendwehmuth und muſikaliſcher Weichheit aufzubringen iſt, hat Hurol in einem größern Bilde: des Sängers Abendlied, zugleich mit aller Eleganz theatraliſcher Coſtümirung vereinigt dargeſtellt. Was hier in techniſcher Beziehung noch beſon-

ders werthvoll ist, der goldene Schein der untergehenden Sonne, und Anderes, mögen eben Techniker feiern; uns genügt es, wenn wir uns ästhetisch in den Kunstleistungen unserer Zeit zurechtfinden. Auch Schrödter hat zwei Landschaften geliefert. Schrödter begann seine Thätigkeit mit dem Versuch, die monotone Melancholie der düsseldorfer Freunde zu parodiren. Seine betrübten Lohgerber waren gewissermaßen ein humoristisches Seitenstück zu dem trauernden Königspaar. Jetzt sehen wir auch seinen trefflichen Don Quixote noch einmal hier wieder. In letzter Zeit scheint er in den allgemein vorherrschenden Ton seiner Schule zurückgegangen zu sein; wir erhielten zur Ausstellung von ihm zwei Landschaften, die, wenn mir recht ist, dies glauben lassen*).

Ueberhaupt liegt es wohl in der Richtung der düsseldorfer Schule bedingt, daß ihr der Humor versagt ist. Daß Einzelne hier und da auf eine komische Situation stoßen, wie Hasenclever mit vielem Glück in seinen

*) Das Bild, woran er jetzt arbeiten soll, ist wieder humoristisch: Falstaff mit seiner Bande beim Friedensrichter.

frierenden Kindern und in seinen Politikern, hebt jene Behauptung noch nicht auf, und gerade das letztgenannte Bild erinnert daran, um wie viel mehr derbe Gesundheit, körnige Kraft in der Auffassung des Volkslebens und Witz der Erfindung, im Humor der niederländischen Maler zu finden ist.

Es mag in dieser scheinbaren Beschränkung des düsseldorfer Ruhmes nichts anderes gesucht werden als der gute Wille, den Sinn des Publikums auch für Kunstrichtungen wach zu erhalten, in dem wir andern Elementen begegnen und einen kräftigern Flügelschlag des Geistes hindurchfühlen. Dies ist meines Bedünkens in der französischen Schule merklich. Ich nenne nur Biard. Wir erhielten zwei Bilder von ihm. Die herumziehende Springerbande, die im seltsam theatralischen Costüm auf Zuschauer wartet. Links steht der Director mit untergeschlagenen Händen; er hat den Vorhang zurückgeschoben und blickt mit zürnendem Pathos gen Himmel, denn es regnet und das Publikum erscheint nicht. In der Mitte das durch Intriguen ruinirte Gesicht der Matrone. Pagliazzo, eine höchst

witzige Figur, guckt neugierig in den offenen leeren Geldkasten, den die Alte ihm mit einer Miene zeigt, in der sich Weltverachtung, Spott und ein weisheitsvoller Leichtsinn begegnen. Ein zartes Mädchen, aber pfiffig und coquett, eine Brünette in Chamois, sitzt mit untergeschlagenen Füßen am Boden und blickt nach dem leeren Kasten, während sie die Violine streicht. Man will trotz dem Wetter das Publikum locken. Hinten schlägt einer die große Trommel, ein anderer Bursche hält den Janitscharenhalbmond, aber gähnt bei dieser Langenweile. Der Lampenputzer ist im Hintergrund bei den Wachsfiguren beschäftigt. Ueberall Spannung, alles ist lebhaft angeregt, denn es handelt sich um Sein und Nichtsein bei diesen Leuten. Darin sind eben die französischen Maler den deutschen überlegen: sie erfassen mit erfinderischer Kraft den wichtigsten Moment, der die dabei betheiligten Personen einer Entscheidung nahe bringt. Dies fehlt den Düsseldorfern, sie malen epische Gruppen, die Franzosen dramatische. In jenen ist elegische Hingebung an eine langanhaltende Situation, in den Gruppen der französischen Bilder ist alles auf

einen ſchlagenden Moment piquirt, daher das ſprudelnde Leben, die pulſirende Flüſſigkeit, das dramatiſche Intereſſe. Hierzu gehört Keckheit des Geiſtes, nicht blos Empfindſamkeit der Seele, wie ſie ſich in den düſſeldorfer Bildern ausſpricht. Ich ſpreche der lyriſchen Elegie gar nicht den Werth ab, ich finde dieſe ſanften Mädchengeſichter der düſſeldorfer Schule, dieſe zahmen Wehmuthslinien voll ſüßer Anmuth, dieſe zarten Aſchenbrödel und idylliſchen Goldſchmiedstöchter, ich finde ſie ſchön, aber eine phlegmatiſche Anmuth wird mich nicht überführen, ſie ſei im Gebiete der Kunſt mehr werth als die frappante Grazie der lebenskecken Brünette, die Biard in ſeinem Bilde malt. Und in ſeinem Sklavenmarkt an der Goldküſte Afrika's finde ich mehr Genialität der Erfindung und Ausführung als in den ſämmtlichen düſſeldorfer Bildern. Dieſes große Meiſterwerk zeigt einen bedeutſamen Act in der Culturgeſchichte der Menſchheit. Wir ſehen hier den weißen Europäer auf dem Gipfelpunkt ſeiner civiliſirten Verworfenheit. Schaaren von ſchwarzen Brüdern werden gekoppelt herbeigeſchleppt, man taxirt ſie nach ihrem Fleiſch, ver-

handelt sie nach ihren Gliedern, einer liegt am Boden, man prüft die Gesundheit seiner Zähne. Ein anderer weißer Henker drückt einem schwarzen Weibe das Brandmal des Eigenthumsrechts auf den nackten Rücken. Er raucht mit der schönen weißen Ruhe seines cultivirten Gesichts eine Cigarre, das schwarze Weib krümmt sich vor ihm und schlägt den stummen Blick voll unsagbarem Schmerz gen Himmel. Aber dies schöne Auge findet keinen Rächer; der Himmel kleidet sich in stilles Abendroth und schweigt, er läßt den Menschen ihr Verbrechen und der Unschuld den Schrei der Verzweiflung. Allerlei schreckliche Gruppen zeigen auf das mannichfachste dieses Schauspiel, das sich die Menschheit liefert, indem der Mensch seinen Mitbruder verhandelt und sich noch weit mehr entadelt als die Opfer seiner Bosheit und Gewinnsucht. Am schrecklichsten sind die drei Gestalten der schwarzen Verkäufer. Der eine befühlt das Gold, das man ihm zahlt für seinen Bruder, die gierige Dummheit seiner Gesichtszüge fragt, ob das genug sei für gesundes Menschenleben; ein Zweiter streckt zum Zeichen seiner Forderung drei Finger in die Höhe; der

Dritte grinſet wie ein Mephiſtopheles in ſchwarzer Haut. Unten ſitzt ein reichgezierter Negerhäuptling auf buntem Teppich, er ſieht dem Handel ruhig zu, die Stupidität der ſchwarzen Majeſtät raucht eine Pfeife Knaſter bei dieſem Anblick der Scheußlichkeit. Auch eine kleine ſchwarze Unſchuld, ein Negerkind, ſitzt unten am Boden, und ſieht ſtill zu, wie man dem Vater die Zähne befühlt, um zu wiſſen, wie viel er wohl werth ſei. In all dieſem hat der Maler die Verworfenheit der dummen Natur dargeſtellt. Aber die bewußte Verworfenheit des europäiſchen Geiſtes, der hier ſeine perfide Ueberlegenheit entwickelt, dieſe liegt in der Miene des weißen Sklavenhändlers, der, rechts hingelehnt, den ganzen Handel zu Buche bringt und ſeinen Vortheil überſchlägt.

Man muß ſagen, daß Biard ein Kunſtwerk ohne alle Verſöhnung lieferte. Es fehlt dem Bilde eben ſo ſehr die Verſöhnung, als ſie der Sache ſelbſt fehlt. Für dieſe Grauſamkeit der Weißen hat die Weltgeſchichte noch keine Rache erfunden, erſt ſpätere Jahrhunderte werden dieſe Gräuel zu rächen wiſſen, die wilden Kin-

der der dunkeln Haut werden dereinſt zu furchtbarer Wiedervergeltung aufſtehen, in der Revolution der Unterdrückten gegen die Ariſtokratie der Weißfarbigen wird die Weltgeſchichte eine Verſöhnung zu finden wiſſen. Biard konnte keine Verſöhnung andeuten, er giebt den Act, wie er ihn aus dem Leben greift.

Man macht erſtaunlich viel Gerede davon, daß die Phantaſie des franzöſiſchen Malers dreiſt genug iſt, dieſe Scene zur Beleidigung der Menſchheit in allen Gräueln der Barbarei zu enthüllen. Die deutſche Gemüthlichkeit empört ſich gegen die Frivolität, in der ſich hier das Genie des Künſtlers aller Milde entledigt. Aber ich gebe zu bedenken, daß es ſelbſt den zahmen, gemüthſeligen Düſſeldorfern widerfährt, Scenen zu entwerfen, vor denen die Menſchheit erröthen ſollte. Ich weiſe auf W. Heine's Verbrecher in der Kirche. Man bewundert das charakteriſtiſche Mienenſpiel der Unglücklichen, und mit Recht; in der Mannichfaltigkeit dieſer lebendigen Geſichter hat der Maler ein großes Talent offenbart. Aber ich bitte auf die vier Schergen der ſtupiden Gerechtigkeit zu blicken. Vier Musketiere haben

dieſe Verbrechergeſellſchaft in die Kirche escortirt. Während in den Geſichtern jener Unglücklichen Andacht und Sünde mit einander ringen, um in der Seele den Punkt zu finden, wo der Irrthum des Erdenlebens vor einem Gedanken an den Himmel erliſcht, ſtehen die Schergen der militäriſchen Polizei in aller Arroganz des Herkommens neben ihnen und blicken mit empörender Tyrannei auf dieſe mit den Gefühlen der Verſöhnung kämpfenden Geſichter. Die Frömmigkeit moraliſch Verunglückter auf dieſe Weiſe bewachen und commandiren zu laſſen, dies iſt deutſche Frivolität. Dieſen Zug knechtiſcher Bevormundung des Gewiſſens hätte ſich kein Franzoſe erlaubt; ich finde ihn empörender als die grauſame Ruhe, womit Biard die ſchwarzen Menſchenkinder geißeln läßt. Wenn der Sklavenhändler dem ſchreienden Negerweib einen glühenden Stempel in den Nacken drückt, ſo iſt das phyſiſche Barbarei. Aber wenn die bewaffnete Macht mit Säbel und Bajonett neben dem moraliſchen Unglück mit kalter Stirn daſteht und ihm befiehlt, fromm zu ſein, ſo iſt das eine Verwahrloſung in knechtiſcher Empfindung, die ich nur

begreife, wenn man mir sagt, dies habe ein Deutscher aus dem Leben seines Volkes aufgegriffen. Ich will hierüber Niemand mein Gefühl aufbürden, ich behaupte nur, der Deutsche ist in Kunst und Poesie nicht minder frivol als der Franzose, nur jeder in seiner Weise.

XVI.

Christen und Juden.

Es ist eine moderngeschichtliche Thatsache, daß der Rothschild vielen christlichen Potentaten die Gelder vorschießt, womit sie ihren christlich-romantischen Staatshaushalt bestreiten. Selbst der Himmelsschlüssel klopft bei des Juden goldenen Schlössern an, und bohrt und versucht, ob er wohl passen möchte. Und siehe! er paßt. Ich sage nichts, als was factisch ist, will nichts hören, nichts sehen und wiedersagen, als was sich wirklich begiebt. Man hat als geschichtlich und nach dem Buche richtig herausgebracht, daß die Juden in Verhältniß zu ihrer Anzahl sechsmal mehr Geld haben als die Christen. Wir Christen brauchen die Juden nicht, Gott behüte! das wäre unchristlich; wir brauchen nur ihr Geld. Aber da in dieser schlechten Zeitlichkeit das Geld doch eine gute Sache ist, so brauchen wir die Person um der

Sache willen. Wir drücken christlich ein Auge zu über das böse Judenthum und borgen von ihm die gute Sache. An sich ist das Geld eigentlich ein Ding vom Uebel. Aber es geht uns mit diesem Dinge wie dem Gretchen mit dem Faust. Als sie etwas Unheimliches an ihm wittert, das ihren Glauben kreuzt, greift sie ihm doch mit Blicken der Liebe in sein dunkles, chaotisches Haar und sagt zu ihm: Du lieber böser Mann! So geht es uns Christenleuten mit dem Gelde der Juden; wir sagen: Du liebes böses Ding! Ach, und wenn es darauf ankäme, wir würden, wie Gretchen, gern unsere Seele, unsere christliche Unschuld und unsern Frieden hingeben für das liebe böse Ding. Aber Rothschild und seine Leute verlangen dafür keine Unschuld, nur unsere Schuld, keine Seele, nur ihre Zinsen; sie sind keine Ehrabschneider, sie schneiden nur Coupons. Es giebt unter den Juden keinen Shylok mehr, der die Gelegenheit wahrnähme, seinen Haß zu lüften, und wenn man 3000 Dukaten von ihm verlangte, höhnisch spräche: Gestern schaltet ihr mich einen Hund und spiet auf meinen jüdischen Roklor; wie sollt' ich nicht sagen

nun: Hat ein Hund Geld zu verleihen, kann ein Spitz aufwarten mit 3000 Dukaten? Es giebt keinen Shylok mehr, der ein Pfund Fleisch verlangte, wenn ihm der Schuldner verfällt. Es ist recht christlich vom Juden Rothschild, daß er nichts weiter verlangt als seine Zinsen. Aber während Rothschild so christlich an uns handelt, daß er uns sogar auf lange Zeit hin stundet, rotten sich in der Residenz die christlichen Schuster und Schneider zusammen, stecken die Köpfe an einander und sagen: Der Staat ist in Gefahr, wenn die Juden auch Handwerk treiben; das Christenthum muß gerettet werden, denn zu schustern und zu schneidern ist ein Privilegium des Christenthums! Und sie setzen sich hin und schreiben mit Pfriem und Nadel eine Petition, und beweisen es aus der Bibel, daß die Juden nur zum Schacher taugten, und reichen die Bittschrift bei der Ständeversammlung ein. Es ist recht jüdisch von den christlichen Schustern und Schneidern, daß sie den Juden aus purem Brotneide das Handwerk legen wollen. Man kann hier nicht sagen: Schuster, bleib bei deinem Leisten. Denn ein Schuster ist auch ein Christ und ein Staats-

bürger; darum kann er schreien und Zeter rufen, wenn die Gefahr droht, daß sein Leisten unter die Juden komme, denn ein Jude sei zu schlecht für einen Schusterleisten. — O, ihr Kinder Israels! bleibt bei eurem Stolze! Besudelt euch nicht mit Pech, ihr seid zu gut für einen Schusterleisten.

Jede menschliche Dummheit hat ihren Gegenpol. Denn die Axe, diese Linie von Gebrechen und Thorheiten, um welche sich die Kugel der lieben Menschenerde dreht, will nun einmal ihre zwei Endpunkte haben wo der Umschwung still steht und das menschliche Gehirn erfriert. — Die christlichen Schuster, Schneider und respective Kesselflicker wollten die Juden von den Handwerken zurückhalten. Da kommt ein christlicher Schulmeister, der sich Georg Stückrad nennt, weil er sich schämt, seinen eigenen Namen dazu herzugeben, und schreibt Stimmen der Minorität. Nein, schreit er, vom Handel müssen die Juden zurückgehalten werden, denn auf Wucher ging allezeit ihr Dichten und Trachten, die Geldgier war ihr Princip, der Schacher ihr Gewerbe, aus dem alle ihre Seelengebrechen er-

wuchsen. Man sollte, sagt der Mann der Minorität, die schärfste Grenze ziehen zwischen Judenthum und Handelsjudenthum. Wer den Acker baut, wer ein ehrliches Handwerk treibt, der sei emancipirt, der sei kein verdächtiger Zeuge mehr, der zahle kein Schutzgeld, der sei wählbar zu den Gemeindeämtern. Wer sich verpflichtet, den rabbinischen Zusätzen zu dem mosaischen Gesetze zu entsagen, wer die Sabbathsruhe nicht als Dispensation von menschlichen Pflichten benutzt, wer die Gemeinschaft mit einem Christen nicht als eine Verunreinigung ansieht, den emancipire man, dem gestatte man den Zutritt zu den Staatsämtern, der könne selbst durch das innigste aller Bande, durch die Ehe, sich den Christen anschließen. Die Handelsjuden aber emancipire man nicht, selbst wenn sie noch soviel Politur affectiren, nicht. — O pfui, christliche Schulweisheit, wie viel Unklugheit affectirst du, wie viel Albernheit dichtest du den Juden an! Verzeiht mir, ihr Schuster und Schneider aus der Residenz, daß ich euch schmähte. Ihr wollt die Juden blos von den Handwerken zurückhalten, weil ihr klug genug seid, zu wissen,

daß die Juden klüger ſind als ihr, weil ihr wähnt, ſie möchten euch überflügeln, wenn ſie mit euch concurriren. Aber eines Schulmeiſters Weisheit wird ganz närriſch, wenn ſie meint, die Juden ſollten vom Handel laſſen. Ihr Kinder Korah, laßt euch nicht närren, für den Preis tauſchet nichts ein. Laßt euch nur drücken, der Druck ſchnellt elaſtiſch in die Höhe, wie jede gebückte Seele, wie jedes unter der Zuchtruthe gekrümmte Volk. Vor kurzem wolltet ihr in Schaaren nach Sibirien aufbrechen, um der ſtarren Wüſte ein Menſchendaſein abzugewinnen, das Eis des Nordens in ein Saatgefilde zu verwandeln, die harten Felſen mit den Schweißtropfen eurer Stirn zu erweichen. Ein Machtgebot hat es gehindert, ihr ſollt kein Terrain gewinnen, ihr ſollt blos Handel treiben. Aber ſeid nur getroſt, der Handel bezwingt die Welt und eure Goldadern laufen ſchon durch das wurmſtichige Gebäu voll armſeliger Herrlichkeit. Es gab einen alten griechiſchen Weiſen, der lehrte, in den Poren der Welt ſäßen die Götter. Nicht alſo, in den Poren der europäiſchen Erde ſitzt das Gold der Juden, das die böſen Lücken füllt.

Ihr ſchmäht, daß wir den Blick zum Mammon wenden;
Wie wir ihn ſuchen, ſuchet ihn auch ihr!
Nur tappt ihr plump nach ihm mit ſchweren Händen,
Mit leichter Wünſchelruthe winken wir!

Verachtet mich, doch will Triumph ich ſtimmen!
Zertritt mich, Chriſt, wie einen Wurm der Flur!
Muß ich mich unter deinen Sohlen krümmen,
Iſt's doch vor Schmerz nicht, nein, vor Wolluſt nur!

Voll Luſt ja denk' ich's unter deinen Füßen,
Wie deines Prieſters halb du biſt, halb mein;
Wie wir uns Beid' in dich zu theilen wiſſen:
Sein ſoll das Jenſeits, mein das Diesſeits ſein!

Ich denk's, daß meines Volks ein Mann darf winken,
Und Demant und Juwel, entfärbend ſich,
Aus deines Königs ſtolzer Krone ſinken,
Der dich auch treten kann, ſo wie du mich!

Brauſ't hoch zu Roß dahin, im Goldesſchimmer,
In Purpur wallend, ſchwingend das Panier!
Ich lieg' im Koth, und weiß, ihr ſeid nicht immer
So ſtolz, und bückt euch noch herab zu mir!

Entfalt', o Chriſtenſtaat, dein Prunkgefieder,
Und ſchlag' dein ſchimmernd Farbenrad als Pfau!
Des Regenbogens Leuchten ſpiegle wieder,
Des Sternenhimmels Funkeln gieb zur Schau!

Gern mag der Pfau im Sonnenglanz sich blähen,
Doch schämt er seines eklen Fußes sich!
Ich bin der Fuß, magst ihn mit Scham besehen,
Doch trägt nur er dein Prunkgebäud' und dich! —

So läßt Anastasius Grün seinen Juden reden, jener Faust Oesterreichs, der tiefsinnende, edle Sänger, der in seinen fünf Ostern den Wandel der Christenwelt schildert, und die fünfte Osternacht als einen Tummelplatz der allgemeinen Menschenliebe, als ein Paradies der Glückseligkeit in die Zukunft der kommenden Geschlechter hineinverlegt. Schon um dieser schönen Schwärmerei willen ist die Liebenswürdigkeit dieses Dichters für Zeit und Nachwelt gesichert. Alle Zwischenlagen der Geschichtsentwicklung, alle Flötzgebirge der Gegenwart und die Steinschichten, die sich noch vor eine solche goldne Zukunft drängen, überspringt der beflügelte Sinn des Dichters, er lehnt sich weit über die Zeiten hinaus und badet sein Herz im goldnen Saum der Wünsche, die den Horizont der Weltgeschichte umschweben.

Dieser christliche Dichter träumt eine Zukunft, wo sich alle Religionsbekenner zu einer großen Verbrüde-

rung der Menschheit umarmen. Bevor aber die christliche Liebe nicht das Lied anstimmt: „Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!" — mögen die Juden nur immer auf ihre Weise zwischen ihren Geldsäcken heimlich summen: „Seid umschlungen, ihr Millionen, denn euch gilt der Kuß der ganzen christlichen und unchristlichen Welt." So lange die Christen jüdische Verfolgung üben, als sei ihr Gott der Gott des Zornes, so lange werden schwerlich die Juden christlich werden. Und doch regt sich im Judenthume schon jetzt mehr Christliches, als man denken sollte. Mit dem Fortschreiten der gesellschaftlichen Bildung trat der Jude als Person hervor, er ergab sich der Kunst und Wissenschaft und trat in den Ideenkreis der modernen Welt. Er blieb nicht stehen bei der sentimentalen Philanthropie jenes Schewa, er ging über die allgemeine Menschenliebe jenes milden, weisen Nathan, wie ihn Lessing schilderte, hinaus, verließ seine Sphäre und griff selbstthätig und mit glücklichem Talent in die Gebiete des geistigen Lebens der Christen ein. Freilich stehen Börne und Heine wie Gottesgeißeln an der

Schwelle dieſer jungen Zeit. Ein witziger Engel der Rache Gottes ſtand Börne ſeinem Jahrhundert gegenüber und hielt ihm mit felſenfeſter Hand, mit der unerſchütterlichen Treue ſeiner reinen tiefen Seele die Flammenſchrift ganz einfacher Menſchenrechte vors Auge. Unerbittlich war das Schwert ſeiner Rede, er kannte keine Rückſicht auf die Bedürfniſſe der Schwachen; unbekümmert, wie dem leidenden Jahrhundert beizuſpringen, ſchrie er nur immer lauter und lauter über die offenen Wunden der Menſchheit; ſeine Rede klang zuletzt wie die Stimme des Predigers in der Wüſte. Eben deshalb, ſagte man, habe ſich Börne eigentlich doch verrechnet; allein um dies zu ſagen, müßte man erſt die Zeit beſtimmen, mit welcher in ſeiner Rechnung der Abſchluß zu machen ſei. — In andern Gebieten regten ſich andere Talente des Judenthums, um in die chriſtliche Kultur einzugreifen; die Chriſten hatten vergeſſen, dem Juden die Welt der Kunſt zu verſchließen. Das Judenthum fing an zu muſiciren. Meyerbeer bringt Katholicismus und Proteſtantismus auf die Bühne und zerreibt die Gegenſätze mit Pauken und Trompeten

an einander; nicht der Wille, sondern sein Instinct und sein raffinirendes Talent nöthigen ihn dazu, die religiösen Elemente zu musikalischen Zwecken abzunutzen. Mehr einseitig jüdische Opposition wird in Halevy's Oper laut; in der kreischenden Leidenschaftlichkeit seiner Musik wird das Judenthum fanatisch, weil er Franzosen als Publikum vor Augen hat. Aber von früh auf ganz im Schooße germanischer Zustände erwuchs ein anderes musikalisches Talent. In der Zelter'schen Schule mit den Melodien des christlichen Kirchenthums genährt, schuf Mendelssohn-Bartholdy, von Indifferentismus und Erbitterung gleich fern, jenes Oratorium Paulus, in welchem die Bezwingung der Leidenschaften der Welt durch die Religion der Liebe und deren milde Verklärung das musikalische Thema abgab.

So wurden zu einer großen allgemeinen Verbrüderung der Menschen auf vielfachen Wegen Zwischenstufen der Annäherung herbeigeführt; was Kunst und Wissenschaft hierzu beitragen können, geschah und geschieht auf vielfache Art; die Menschheit ruht nicht, ihren Zielen entgegenzugehen, und wo sie nicht gehen

darf, da ſchleicht ſie. Aber in der Geſellſchaft der Juden ſelbſt ergiebt ſich hier und da ein kriechendes Anſchmiegen an chriſtliche Formen, ein oberflächliches Ignoriren der immer doch geſonderten Exiſtenz, als wären die Gemüther durch die fortgeſetzte Reihe der Demüthigungen, deren Ende noch nicht abzuſehen, langſam mürbe geworden, als ſeien ſie eben ſo unluſtig, kraft der natürlichen, heiligen Menſchenrechte zu opponiren, als unfähig, die tiefere Einigung des Gemüthes zu ſuchen. Wo aus dem Judenthume eine Perſönlichkeit offen heraustritt, ſich in chriſtliche Kunſt oder Wiſſenſchaft vertieft und ſo in dem Anſchmiegen an die Culturintereſſen des Jahrhunderts Genugthuung findet: da darf man ſicher ein ſolches Ereigniß als ein glückverheißendes begrüßen. Aber in der großen Menge beginnt ein blos äußerliches Huldigen des chriſtlichen Herkommens, ein ſeichtes Wohlgefallen an den Gebräuchen der chriſtlichen Satzung, und wo bisher den Juden am meiſten die Anerkennung perſönlicher Würde eingeräumt war, in Preußen, iſt dieſer ſchlaffe Indifferentismus am meiſten erſichtlich. Ein gebildeter jüdiſcher Berliner

iſt ein ganz ſeltſames Ding. In einer kryſtalliſirten Kruſte von Politur ſteckt ſein eigentliches Weſen wie begraben. Entweder hat er Hegel ſtudirt und glaubt damit den Leuten genug gethan zu haben, um ſie zu zwingen, ſein Judenthum zu vergeſſen. Oder er äſthetiſirt, und macht mit Mondſcheinliedern den Leuten weis, er ſei ganz aufgelöſt in chriſtliche Denkungsart. Ein gebildeter Banquier geht gar nicht mehr ins Theater, wenn Leſſing's Nathan auf den Bretern erſcheint und die tiefe Milde der Humanität predigt; er will gar nichts mehr von Emancipation hören, und freut ſich nur ganz im Stillen, daß Börne der Schrecken der Welt, Heine ihr Abgott war und Meyerbeer viel Glück macht.

Die jüdiſchen Elegants umflattern wie aufgelöſt die blonden Hofrathstöchter oder machen mit witzigen Flatterien den Damen von der Garde die Cour und reiben ſich nachträglich mit Triumph die Hände, wenn es ihnen gelingt, für ebenbürtige Cavaliere zu gelten. Niemand freute ſich mehr über den Tod des famoſen berliner Bleiſtiftjuden als die jüdiſchen Elegants, und

dem kleinen Rabbi mit dem breiten Krempenhute und dem weißen Kinnbarte, der vor Jahren durch die Straßen trödelte, wichen sie beschämt aus. Sie wollen es gar nicht gehabt haben, daß sie Juden sind, und wenden sich erröthend ab, wenn ein blonder Christ die morgenländische Schönheit einer Tochter Zions preist, und in Schwärmerei geräth über das dunkle Incarnat und die Jeanpaul'sche Gluth eines jüdischen Auges.

Hieraus ergiebt sich denn manche Verwirrung, viel Unglück und viel Lächerliches. Ein echter Jude läßt nicht ab von seinem Glauben an die Menschheit, er strebt dem Bewußtsein der kommenden Jahrhunderte zu, ohne sein Erbtheil zu verläugnen; so wie ein echter Christ seinen Glauben an das Christenthum festhält, das die Spaltungen der Parteien überdauert. Aber jene Verwirrung auf der Oberfläche der Gesellschaft greift freilich mitunter auch tiefer ein und stört das Verhalten des Einzelnen, des Begabten, der nach dem Bewußtsein der Zeit ringt. Jacoby hat in seinen Klagen eines Juden den alten Graus der jüdischen Empfindsamkeit wieder aufgewühlt; es ist ein Zeter voll

störrischer Sentimentalität, von dem sich jeder edle, klargewordene Jude abwendet. Wenn Jacoby das Unglück des Judenthums wirklich so tief fühlt, und für die Aufgabe der Menschheit, dies Weh langsam zu sühnen, ganz verschlossen ist, so erscheint er mir sehr bedauernswerth, und ich mahne ihn an den Gesang jenes christlichen Dichters, der inmitten einer gegenwärtigen Verworrenheit das Gefühl für die Zukunft hegt und pflegt. Ich habe mich nicht weiden können an dem Talent, womit hier im Rhythmus der biblischen Prophetie ein Wehe ausgerufen wird über die ganze moderne Welt. Aus der reichen und oft mächtig brausenden Diction dieser Psalmodie blickt ein ziemlich dürres und durchlöchertes Glaubensbekenntniß hervor. In dieser quälerischen Emphase, die der Psalterpoesie des alten Testaments abgenöthigt ist, liegt eben so viel Verrath am Judenthume, wie an dem Heil der Völkerentwickelung. Wer den Geist des alten Judenthums heraufbeschwört, hat die Berechtigung, dem Zorne Sprache zu leihen, und ich halte es an dem liebenswürdigen Bendemann für eine zaghafte Schwäche, daß

er in seinem Jeremias nicht die Größe des Propheten-zornes, sondern die Hinfälligkeit der elegischen Weh-muth malte. In den Juden vor Babylon war diese Seite des Judenthums schon zum Ausspruche gebracht; warum ist die Hand des Malers zu furchtsam, um der Welt den zürnenden Propheten vorzuhalten? Der Künstler hatte diese Berechtigung, ja sogar die Auf-gabe, sobald er einmal den Schmerz seines Volkes zum Thema wählte. Herr Jacoby übernimmt nun die Rolle des zornigen Juden. Aber der Maler ruft eine bestimmte Gestalt im Sinne der Vergangenheit herauf, und der gewandte Redner, wie der Dichter, spricht im Geiste seiner Gegenwart und sieht einer Zukunft in's Angesicht. Wenn er sich nun dennoch vom Sinne seiner Zeit trennt, vor der beginnenden Versöhnungs-lust seines und des kommenden Jahrhunderts sich ver-schließt, und gewaltsam die Stimmen der schlafenge-gangenen Väter für seine Mitwelt erweckt, so wird sein ganzes Klaggeschrei eine Caricatur. Es ist in diesen Klagen viel Gewimmer einer sklavisch gefesselten Seele, aber der zurückgehaltene Stolz der gebeugten

Creatur ſchnellt ſich auf Augenblicke iu die Höhe, und während Jacoby den Schmerz der Juden für einen ewigen, unſühnbaren ausſchreit, verkündet er zugleich der germaniſchen Welt den Untergang. Dies iſt der Verrath an der germaniſchen Natur. Wir theilen ihn nicht, wir haben keinen Sinn für dieſen Aufſchwung des Zornes, und ſtellen bei den gegenwärtigen Zuſtänden die Lauterkeit dieſes Schmerzes in Zweifel. Hr. Jacoby iſt ein falſcher Prophet, und ein eben ſo falſcher Dichter, als Anaſtaſius Grün ein echter iſt. Wie ſich Hr. Jacoby mit ſeiner Gegenwart abfindet, iſt mir gleichgültig, aber was er als ſeine Zukunft giebt, iſt jedenfalls erlogen. Den Glauben an die Gegenwart kann er uns verkümmern, aber die Zukunft laſſen wir uns nicht verfälſchen. Wir glauben an eine allgemeine germaniſche Völkerentwickelung, wir glauben an eine Sühne für den Völkerſchmerz. Die Menſchheit hat an den Juden ein jahrtauſendlanges Unrecht wieder gut zu machen; ſie wird die Schuld abtragen, denn die Weltgeſchichte blieb nie etwas ſchuldig.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

WIDENER
BOOK DUE
FEB 1 1 1987
2086235

Widener Library
3 2044 100 917 517